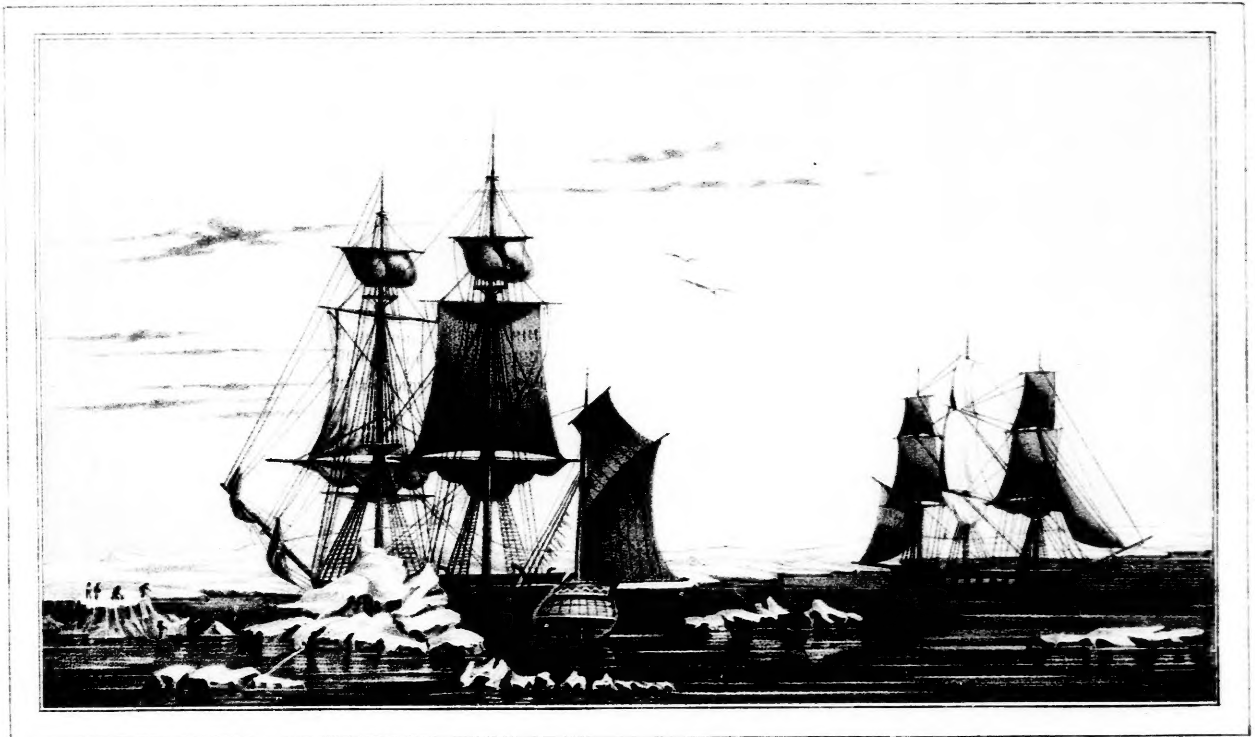
Berthold Seemann's

Reise um die Welt.



Plover und Herald im nördlichen Eismeere

Plover und Herald im nördlichen Eismeere

Reise um die Welt

[illegible]

der königlich [illegible] Fregatte Herald

[illegible]

[illegible]

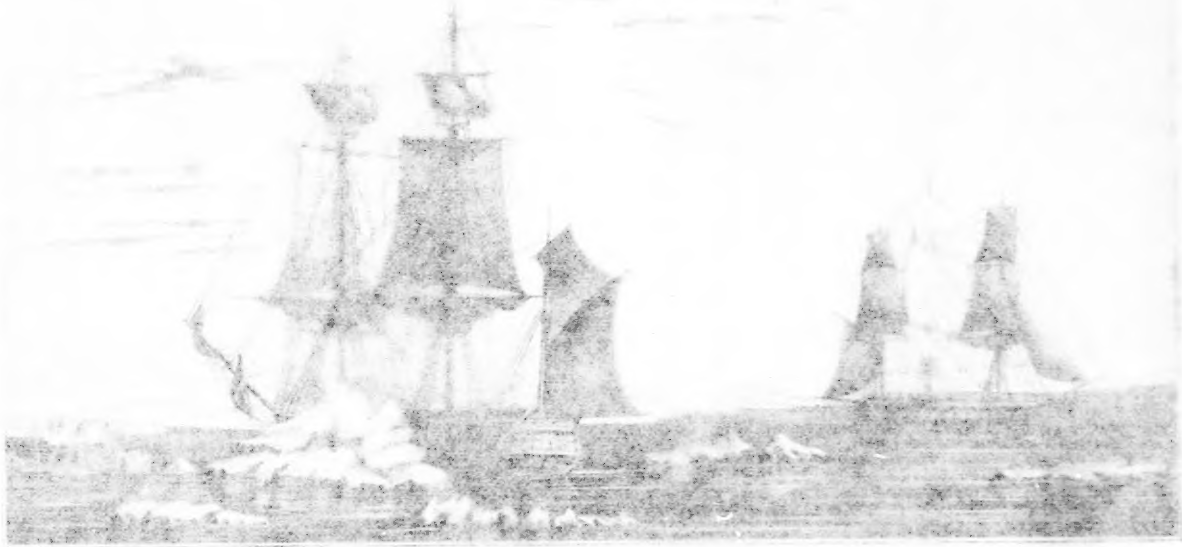
in den Jahren [illegible]

von

Berthold Seemann.

Zweiter [illegible]

[illegible]



Reise um die Welt

und

drei Fahrten

der Königlich Britischen Fregatte Herald

nach dem nördlichen Polarmeere

zur

Aufsuchung Sir John Franklin's

in den Jahren 1845—1851.

Von

Berthold Seemann.

Zweiter Band.

Mit 2 Lithographien in Tondruck.

Hannover.

Carl Rümpler.

1853.

Inhalt.

Seite

Capitel I. Der Herald wird zur Auffuchung der Expedition Franklin's beordert. — Geschichtliche Bemerkungen. — Erste Reise in die Nordpolgegenden. — Abreise von Panama. — Sandwichs-Inseln. — Petropaulowski. — Fort St. Michael. — Kotzebue-Sund. . . . . 1—11

Capitel II. Behringsstraße. — Westliches Eskimoland. — Seine Geographie, Klima, Pflanzen und Thiere. . . . . . . 12—34

Capitel III. Die Eisklippen der Eschscholtz-Bai. — Ihre Bildung und fossilen Ueberreste. — Sir John Richardson's Ansicht davon. . . . . 35—51

Capitel IV. Die Eskimos. — Ihre Kleidung. — Waffen. — Nahrung. — Baidars. — Wohnungen. — Sitten und Gebräuche. — Sprache. . . . . 52—73

Capitel V. Abreise von Kotzebue-Sund. — Petropaulowski. — Mazatlan. — San Blas. — Panama. — Veraguas. — Sandwichs-Inseln. . . . . 74—99

Capitel VI. Zweite Reise nach der Behringsstraße. — Abfahrt von Honolulu. — Kamtschatka. — Kotzebue-Sund. —

Seite

Der „Plover“. — Aufsuchung Sir John Franklin's. — Cap Lisburne. — Eisiges Vorgebirge. — Wainwright-Bucht. ....100—121

Capitel VII. Trennung der beiden Schiffe. — Der Herald entdeckt eine Sandbank und neue Inseln. — Cap Lisburne. — Hoffnungsvorgebirge. — Kotzebue-Sund. — Buckland-Fluß. — Elephantenspitze. — Abfahrt nach Mexiko....122—139

Capitel VIII. Des Plovers Ueberwinterung in Kotzebue-Sund. — Herrn Pim's Reise nach Michaelowski....140—159

Capitel IX. Mazatlan. — Vermessungen. — San Jose. — Guaymas. — Inseln und Häfen des Golfs von Californien. ....160—170

Capitel X. Reise ins Innere des nordwestlichen Mexiko. — Alt-Mazatlan. — San Sebastian. — Sierra Madre. — Copala. — Santa Lucia. — Durango. — Santa Teresa. — Rückkehr nach Mazatlan.................171—188

Capitel XI. Abreise von Mazatlan. — Dritte Reise in die Polargegend. — Honolulu. — Aleutianische Inseln. — Kotzebue-Sund. — Cap Lisburne. — Ankunft des „Investigator“. — Norton-Sund. — Grantley-Hafen. — Die „Entreprise“. — Der Herald kehrt nach den Sandwichs-Inseln zurück. ....189—202

Capitel XII. Geschichtliche Uebersicht der fünfjährigen Nachforschungen nach Sir John Franklin, vom 1. Januar 1848 bis 1. Januar 1853, nach den Daten geordnet, an welchen die Expeditionen die britische Küste verließen. ....203—231

Capitel XIII. Fortsetzung der Reise des Herald. — Honolulu. — König Kamehameha's Lever. — Antritt der Heimreise. — Ankunft in Hongkong. — Besuch Cantons. ....232—251

Capitel XIV. Die Insel Hongkong. — Geographische Lage. — Geologische Formation. — Klima und Meteorologie. — Botanik. — Zoologie...........................252—263

Seite

Capitel XV. Abreise von Hongkong. — Pulo Aor. — Singapore. — Sundastraße. — Sumatra. — Woodward's Tod. — Keeling-Inseln. — Ankunft am Cap der guten Hoffnung. .... 264—280

Capitel XVI. Vorgebirge der guten Hoffnung. — Abreise. — St. Helena. — Ascension. — Flores und Corvo. — Ankunft in England. — Schluß.......... 281—294.

Capitel I.

Der Herald wird zur Aufsuchung der Expedition Franklin's beordert. — Geschichtliche Bemerkungen. — Erste Reise in die Nordpolgegenden. — Abreise von Panama. — Sandwichs-Inseln. — Petropaulowski. — Fort St. Michael. — Kotzebue-Sund.

Als wir gegen Ende April 1848 nach Panama zurückkehrten, überraschte uns die Nachricht, daß der Herald, welcher bis dahin ein Inspectionsschiff gewesen, eine andere Bestimmung erhalten habe. Das Schicksal Sir John Franklin's begann Unruhe zu erwecken; Capitain Kellett wurde beordert, durch die Behringsstraße zu fahren, um in Verbindung mit der Brig Plover die nordwestlichen Spitzen von Amerika und das Eismeer nach den vermißten Reisenden zu durchsuchen. Der Herald wurde so gut ausgerüstet, als es die beschränkten Mittel der Station und die Dringlichkeit des Auftrags erlaubten, und obgleich die Officiere wie die Mannschaft von dem längeren Aufenthalte in einem ungesunden Klima angegriffen waren, so vernahmen sie doch mit Begeisterung, daß ihr Dienst für eine Sache begehrt werde, welche ganz ihren Gefühlen entsprach.

Die Gegend, welche vorzugsweise den Schauplatz unserer Thätigkeit bilden sollte, wurde im Vergleich zu dem übrigen Amerika sehr spät entdeckt. Die endlosen Moräste des Polarkreises, besonders die der Neuen Welt, hatten keinen Reiz für

die ersten Abenteurer, und da die Schifffahrt sich noch in ihrer Kindheit befand, so machten die Eismassen jede Erforschung des Polarmeeres so mühsam als gefährlich. Nachdem Verbesserungen des Schiffbaues und erweiterte Kenntnisse die Seefahrer dreister gemacht, wurden einige Fahrten in diese Gegend unternommen, um durch die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt den Weg nach Indien abzukürzen. Hierdurch wurden die Europäer nach und nach mit der Nordostküste von Amerika vertraut, allein sie blieben in gänzlicher Unwissenheit über die Nordwestküste, wo sich ernstlichere Hindernisse in den Weg stellten. Der Stille Ocean war im Besitz der Spanier, welche jedes andere Volk, das die Demarcationslinie überschritt, als Eindringlinge betrachtete; die Entfernung der Polargegenden von einem civilisirten Platze war ungleich größer als auf der Ostseite: folglich wuchsen die Schwierigkeiten in demselben Grade. Unter diesen Umständen kann es nicht befremden, daß nach der Entdeckung der Südsee ein Zeitraum von 135 Jahren verstrich, bevor ein Versuch gemacht wurde, in die höheren nördlichen Breitengrade vorzudringen; und wäre nicht die Ausdehnung des russischen Reichs bis in diese Gegend erfolgt, so hätte möglicherweise eine noch längere Zeit darüber hingehen können.

Die erste russische Expedition zur Erforschung der Nordpolgegenden wurde 1648 an der Mündung des Kolyma ausgerüstet. Sie stand unter der Anführung eines Kosacken und war von sieben Schiffen gebildet, von denen vier sehr bald verloren gingen. Obgleich die übrigen drei glücklich durch die Behringsstraße und in den Golf von Anadyr gelangten, so waren doch die geführten Tagebücher zu ungenügend, als daß die geographischen Kenntnisse größern Nutzen davon ziehen

konnten. Es wurden keine neuen Versuche gemacht bis 1728, da Veit Behring, ein Däne, berufen wurde, einen von Peter dem Großen entworfenen Plan auszuführen. Behring passirte die jetzt nach ihm benannte Straße und segelte bis 67° 18′ N. Br.; er sah nichts von der amerikanischen Küste, sondern begnügte sich mit der Gewißheit, daß die beiden Continente nicht an einander hingen. Ein späterer Versuch endete mit Schiffbruch, in Folge dessen er auf der nach ihm benannten Insel starb.

Es war dem unsterblichen Cook vorbehalten, die erste Entdeckung der amerikanischen Nordwestküste zu machen und die Lücken auszufüllen, welche die Karten so lange offen gelassen hatten. In der Hoffnung, eine nordöstliche Durchfahrt zu entdecken, fand Cook am 9. August 1778 das Cap Prinz Wales und bestimmte die Breite der Straße mit Genauigkeit. Angespornt durch den Erfolg, segelte er weiter nordwärts und gerieth bei 70° 44′ auf Eismassen, deren Ende das Auge nicht abreichen konnte. Nachdem er das Polarmeer vom Eiscap auf amerikanischer bis zum Nordcap auf asiatischer Küste durchschifft, zwang ihn die vorgerückte Jahrszeit und der schadhafte Zustand seiner Schiffe nach den Sandwichs-Inseln zurückzufahren, wo er seinen Tod fand. Im folgenden Jahre machte sein Nachfolger im Amte, Capitain Clerke, einen fernern Versuch, blieb aber noch einige Meilen südlich von dem Punkte, bis wohin sein berühmter Vorgänger gedrungen war.

Im Jahre 1816 segelte ein Deutscher, Otto von Kotzebue, in einem russischen Schiffe, dem Rurick, nach der Behringsstraße. Ihn begleitete Adalbert von Chamisso, der Dichter und Naturforscher, dessen Beschreibung diese Reise in weiten Kreisen bekannt gemacht hat. Kotzebue entdeckte den nach

ihm benannten Sund; allein obgleich er gen Norden offenes Meer fand, so segelte er doch nach der asiatischen Küste und verlor so eine günstige Gelegenheit, unsere Kenntniß der Nordwestküste zu vermehren. Im nächsten Jahre erschien er noch einmal in dem Polarmeere, allein wieder ohne größern Erfolg.

Der Lieblingsplan der britischen Nation, die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt, blieb während der französischen Revolution und deren nachfolgender Zeit ruhen. Als aber 1815 der hergestellte Friede der Unruhe ein Ende gemacht hatte, wurde die Lösung dieser großen Aufgabe wieder aufgenommen. Die Regierung sendete verschiedene Expeditionen sowohl zu Land als zur See zur Erforschung der Polargegenden aus. 1826 erschien Capitain Beechey mit dem „Blossom" in der Behringsstraße mit dem besonderen Auftrage, sich den Operationen des Sir John Franklin anzuschließen, der die Küsten des Polarmeeres erforschte. Beechey verfehlte diesen Theil seiner Mission, allein er machte eine genaue Untersuchung der Küste von der Barrowspitze bis Grantley-Hafen. Während der beiden Sommer, in denen er das Polarmeer besuchte, fand er die Eisgrenze das erste Mal unter 71° 10′ N. B., das andere Mal unter 70° 50′.

Ungeachtet zahlreiche Versuche zur Auffindung einer Nordweststraße gescheitert waren, so nährte doch die Regierung die Hoffnung auf endlichen Erfolg. Im Mai 1845 verließen der „Terror" und der „Erebus", unter dem Befehle von Sir John Franklin, England in Begleitung eines Proviantschiffes, von dem sie sich am 26. Juli trennten. Seit diesem Tage lief keine Nachricht von ihrem Schicksale ein. Nach Verlauf einer geraumen Zeit hielt die Admiralität es für nothwendig,

ihren Spuren nachzuforschen. 1848 wurden die „Entreprise“ und der „Investigator“ unter Sir James Clark Roß nach der Ostküste, und der „Herald“, Capitain Henry Kellett, mit dem „Plover“, unter dem Befehle von T. E. L. Moore, nach der Westseite beordert, während Sir John Richardson auf dem Landwege zu den Küsten des Polarmeeres drang.

Im Schlepptau des Dampfers „Sampson“ verließ der Herald im Geleite der „Pandora“ den Busen von Panama am 9. Mai 1848; am 11ten trennte er sich von seinem Tender, der nach Oahu fuhr, um zu der Brig Plover zu stoßen und von da nach der Straße Juan de Fuca zu segeln, um die Vermessungen zu vervollständigen. Am 14ten band uns der Sampson unter 7° 19′ N. B. und 89° 20′ W. L. los, nachdem er uns 660 Meilen geschleppt hatte; er grüßte uns mit drei kräftigen Salven und verschwand bald aus dem Gesichte. Wir glaubten, daß wir nach einer Schleppfahrt von mehreren hundert Meilen gen Westen, wohl in den Passatwind gelangt und so der veränderlichen Winde und Windstillen überhoben wären. Allein wir waren nicht weit genug vorgeschritten. Wir kamen wenig vom Fleck und bemerkten erst unter 9° 20′ N. B. und 116° 10′ W. L. die ersten Anzeichen des Passatwindes. Am 11. Juli hatten wir Bird-Insel in Sicht, einen Felsen, der zu der Hawaiiangruppe gehört, und am 7. August, nach einer langweiligen Fahrt von 92 Tagen, fuhren wir in Awatscha-Bai, Kamschatka, ein und ankerten im Hafen von Petropaulowski.

Das Wetter war herrlich, und zu unserm Erstaunen fanden wir in Awatscha-Bai statt der erwarteten nackten Hügel und unfruchtbaren Ebenen einen üppig prangenden Hafen und bis zur Schneelinie der Vulkane eine Decke von

schimmerndem Grün. Da es August und Mitsommerzeit, so standen fast alle Pflanzen in Blüthe; die Seiten der Wege waren mit blauen Geraniums, Kamtschatka-Rosen und Lilien bedeckt und dazwischen Pedicularis und die weißen Blumen von Spiräen. Wir fanden nur zwei Arten von Bäumen, Pinus Cembra und Alnus incana; die Weiden bilden nur Büsche, und die Pyrus rosaefolia, welche Chamisso einen Baum nennt, wird nie über 10′ hoch. Die Pappel sollte hier wild angetroffen sein; wir fanden sie nicht in diesem Zustande, sahen aber in dem Garten des Gouverneurs eine Allee von diesen Bäumen. Alnus ist am gemeinsten. Die Stadt Petropaulowski ist aus dem Holze derselben gebauet und zieht von ihr den Hauptbedarf der Feuerung. Aus der Rinde machen die Kamtschadalen Gefäße zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten, die sie mit dem in Sibirien allgemein gängigen Worte tujes belegen, was auch auf Personen angewendet wird und unserem „Einfaltspinsel" entspricht. Der Gebrauch, die Rinde dieses Baumes unter den Brodteig zu mischen, ist aus Petropaulowski verschwunden, jedoch bei den Eingeborenen im Innern noch sehr stark gängig.

War die Natur mit den höheren Holzpflanzen sehr karg, so spendete sie ausdauernde Pflanzen desto freigebiger. Einjährige Gewächse sind spärlich, da der Sommer von kurzer Dauer und der Eintritt der Kälte so plötzlich ist, daß manche Samen nicht zur Reife gedeihen. Unter den Heilkräutern von Kamtschatka verdienen nachfolgende eine Erwähnung: der Schelamanik oder Berauscher (Spiraea Kamtschatica, Pallas) ist ein schönes ausdauerndes Gewächs, welches 6—8′ Höhe erreicht und eine Dolde stattlicher weißer Blumen trägt. Aus den Wurzeln desselben wird ein starkes Getränk bereitet,

rzeit, so
er Wege
nd Lilien
Blumen
Bäumen,
lden nur
sso einen
vel sollte
iesem Zu-
eine Allee
ie Stadt
und zieht
der Rinde
rung von
gängigen
ngewendet
Gebrauch,
nischen, ist
Eingebo-

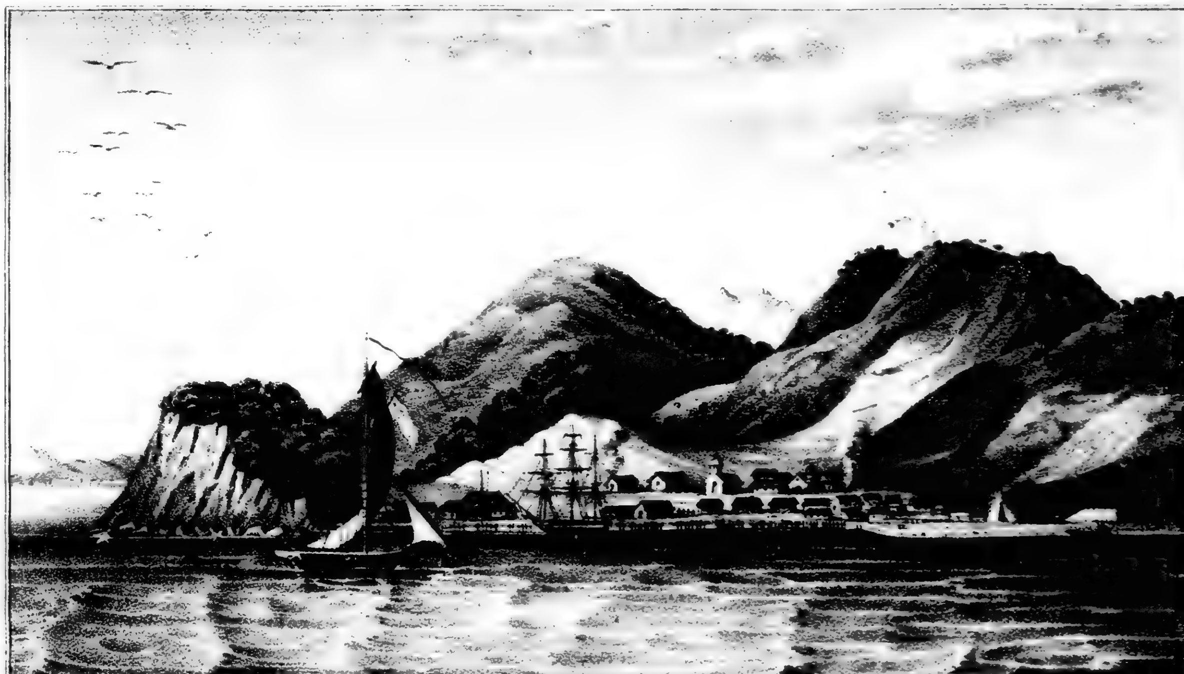
sehr karg,
ger. Ein-
von kurzer
daß manche
äutern von
nung: der
atica, Pal-
hes 6—8′
umen trägt.
nk bereitet,



[illegible] Spanien. [illegible]

[illegible] aber in den Gärten [illegible] Stadt [illegible] und [illegible] von [illegible], die sie mit dem im [illegible] [illegible] Der Gebrauch, [illegible]

[illegible] Heilpflanzen sehr [illegible] [illegible] ist, daß manche [illegible] Unter den Heilkräutern der [illegible] eine Erwähnung, der [illegible] Sparaxis [illegible] Pai- [illegible] weiße Blumen trägt [illegible]



Petropaulowski in Kamtschatka.

welches die Gesetze des Landes mit dem Verbote belegt haben. Im Frühlinge bilden die jungen Sprossen, die streng abstringirende Eigenschaften haben, mit Fisch- oder Seehundsfett angemengt, ein Lieblingsgericht der Einwohner. Die jungen Blätter von Marschotwnik (Ligusticum Scoticum, Linn.) werden gekocht und gegessen, wie Lamium album und Aegopodium Podagraria in Deutschland. Der Guba (Polyporus igniaris, Fr., var.) wird zu Zunder verarbeitet und die Asche davon mit dem Schnupftaback vermischt.

Der Boden der Bai besteht aus ergiebiger Dammerde; nichts desto weniger ist der Ackerbau noch in seiner Kindheit. Keinerlei Kornarten werden in den südlichen Theilen der Halbinsel gezogen, doch sollen auf dem Cap Kamtschatka, unter 56° N. B., Roggen und Gerste gezogen werden. Die Einwohner leben hauptsächlich von wilden Beeren und Fischen, namentlich Häring und Salmen. Nur um die Häuser herum trifft man kleine Landflecken, auf denen Kartoffeln, Kohl, Radiese, Lattich und Rüben gezogen werden. Kohl und Rüben sind vortrefflich, die Kartoffeln aber zu wässerig.

Die russischen Behörden bewiesen sich sehr freundlich und leisteten uns allen möglichen Vorschub. Da wir aber wider Erwarten keine Nachricht von dem Plover erhalten hatten und die Zeit drängte, so beschränkten wir unsern Aufenthalt auf wenige Tage. Am 14. August fuhren wir ab und steuerten auf Norton-Sund (Nordwestküste Amerikas), um von der russischen Handelsstation Michaelowski Baidars (Hautböte) und einen Dolmetscher der Eskimosprache zu erhalten. Wir erreichten den Ort am 2. September, konnten jedoch wegen des stürmischen Wetters und der ungemein gefährlichen Lage des Platzes für ein Schiff von der Größe

des Herald zwei ganze Tage lang keinen Verkehr eröffnen.

Das Fort St. Michael, oder Michaelofskoi, gehört der russisch-amerikanischen Pelzwaaren-Compagnie und ist mit zwei anderen Handelsposten verbunden, die in einiger Entfernung landeinwärts liegen. Es ist auf einer kleinen Landzunge an der Südküste von Norton-Sund unter 63° 28′ N. B. und 161° 51′ W. L. gelegen und in Form eines Vierecks aus Baumstämmen errichtet, die nach Art der amerikanischen Blockhäuser horizontal übereinander gelegt sind. An jeder Ecke befindet sich ein Wachtthurm mit Schießscharten. Innerhalb der Wälle sind Magazine und Wohnhäuser; dicht daneben eine Kapelle für den griechischen Gottesdienst, und in geringer Entfernung davon eine Windmühle zum Mahlen des Korns. Das Getreide wird von Sitka hergebracht, da St. Michael selbst weder dies noch eine andere angebaute Pflanze außer etwas Rüben erzeugt. Etwa 400 Yards vom Fort liegt ein Eskimodorf, dessen Bewohner besser aussehen als die nördlicheren Stämme. Die umliegende Gegend ist gleich dem größeren Theile der Nordpolgegenden, ausgedehnte Niederung.

Der Befehlshaber des Forts konnte uns keine Baidars verschaffen, aber er lieferte uns einen Dolmetscher, Paavil Oglayuk, der später von uns den Spitznamen Bosky erhielt, bei dem ich ihn der Kürze halber nennen werde. Derselbe war von gemischtem Blute und aus Bodegas in Ober-Californien hergebracht. Die englische Sprache war ihm fremd; allein er verstand ziemlich Spanisch, so daß wir uns auf diesem Wege verständigen konnten.

Auf der Weiterreise hatten wir eine stürmische Fahrt durch die Behringsstraße; wir ankerten am 14. September

bei Chamisso-Insel im Kotzebue-Sund, wo wir zu unserem größten Verdruß den Plover nicht trafen. Obgleich wir unsererseits alles aufgeboten hatten, um das Feld der Operationen zu erreichen, so machten wir doch die niederschlagende Wahrnehmung, daß der Winter schon im Anzuge begriffen sei. Die Eskimos hatten bereits die Küste verlassen und die empfindlichere Pflanzenwelt war einigen Nachtfrösten unterlegen. Um eine Unterredung mit den Eingeborenen zu erlangen, zog Capitain Kellett das Schiff zum Cap Krusenstern; aber Niemand war anzutreffen. Bei der Rückkehr nach Chamisso-Insel stießen wir auf Eingeborene von der Spafariefbucht, die uns mittheilten, daß einige weiße Männer im Innern arbeiteten. Diese Nachricht öffnete unserer Phantasie ein weites Feld für die mannigfaltigsten Vermuthungen, deren eine so eitel war als die andere.

Die lange Fahrt durch die Behringsstraße war sehr unangenehm und eintönig gewesen; so läßt sich denken, daß sich die Langeweile sehr schnell einstellte. Um sie zu verscheuchen griffen wir zu allerlei Erheiterungen. Nach der Abfahrt von Awatscha-Bai wurde einstimmig beschlossen, eine Reihe von theatralischen Vorstellungen zu geben. Die Herren Chimmo und Woodward malten die Coulissen, und Pim bewies ein großes Geschick in Anfertigung von Frauenkleidern, mit Einschluß der Hüte und Mützen. Die erste Vorstellung kam in Kotzebue-Sund zu Stande, wo J. G. Whiffin als Director mit einer gar vorzüglichen Gesellschaft ein höchst unterhaltendes Stück aufführte, davon der Ankündigungszettel also lautete:

Königliches Theater, Kotzebue.

Große Vorstellung

auf Chamisso-Insel, Sonntag, 15. September 1848

Seitens

der Officiere von Ihr. Maj. Schiff Herald:

„Der Quacksalber oder die geheilte Schwermüthige."

Lustspiel, frei übertragen aus dem Französischen des Molière von Fielding.

Personen:

Sir Jasper, ein Edelmann	Hr. B. Pim.
Charlotte, seine Tochter	Hr. J. Anderson.
Leander, ihr Liebhaber, ein Officier	Hr. B. Seemann.
Gregor, der Quacksalber	Hr. T. Woodward.
Dorcas, seine Frau	Hr. J. Whiffin.
Davy, ein Bettler	Hr. T. Hull.
Dr. Helleborus, ein verrückter Arzt	Hr. W. Billings.
James, ein Diener	Hr. W. Parsons.
Harry, ein Soldat	Hr. T. Bourchier.
Charlottens Mädchen	Hr. W. Chimmo.
Squire Robert	Hr. H. Trollope.

Casse-Oeffnung $6^1/_2$ Uhr. Anfang 7 Uhr.

Die Vorstellung ging ganz vortrefflich; die Darsteller wurden mehrfach gerufen und nach dem Schlusse gab die Midshipmen-Messe ein Abendessen, zu dem Capitain Kellett und die Artillerie-Officiere eingeladen wurden.

Bis zum 26. September hatten wir sehr schönes Wetter; aber am 27sten zeigte sich der rasche Anzug des Winters deutlich. Da der Plover noch kein Zeichen seiner Annäherung blicken ließ, so wurde ein Wahrzeichen mit den Namen

„Blossom“ und „Herald“ auf dem höchsten Punkte von Chamisso-Insel aufgesteckt und am 29sten verließen wir den Sund.

Bevor wir das Schiff auf seiner Reise begleiten, möge eine Skizze von dem westlichen Eskimolande, der Beschaffenheit desselben, seinen Pflanzen, Thieren und Bewohnern voraufgehen, als kurzer Inbegriff dessen, was wir während unseres dreimaligen Aufenthalts in den Polargegenden darüber erfuhren.

Capitel II.

Behringsstraße. — Westliches Eskimoland. — Seine Geographie, Klima, Pflanzen und Thiere.

Die Westküste des Eskimolandes springt von Norton-Sund in eine Halbinsel vor, die im Vereine mit der Ostküste von Asien die Behringsstraße bildet. Die Entfernung der beiden Continente ist hier so gering, daß man bei der Durchfahrt durch die Behringstraße Asien und Amerika zu gleicher Zeit im Gesicht hat — ein großes, erhebendes Schauspiel. Hinter der Halbinsel schneidet die Küste eine tiefe Bucht, die den Kotzebue-Sund abgiebt, und wendet sich dann in nordwestlicher Richtung zu dem Cap Lisburne, 68° 52′ 6″ N. B. Cap Lisburne besteht aus zwei Vorgebirgen, deren nordöstliches eine Höhe von etwa 900 Fuß erreicht. Leute von starker Einbildung haben herausgebracht, daß Asien und Amerika einmal mit einander verbunden gewesen seien. Ohne ähnlichen Spielereien zu huldigen, kann man nicht umhin, beim Anblick der Karte die parallele Richtung der Küsten in dieser Gegend ins Auge zu fassen; brächte man dieselben an einander, so würde Ostcap in den Kotzebue-Sund passen und Cap Tschaplin mit Cap Prinz Wales zusammentreffen. Vom Cap Lisburne bis zur Barrowspitze ist das Land fast durchgängig flach; die Küste zieht sich auf dieser Strecke in nord-

östlicher Richtung zurück und bildet das Eisige Vorgebirge, die Wainwrightbucht und endlich die Barrowspitze, den nördlichsten Punkt von West-Amerika.

Wenige Inseln sind aus dieser Gegend zu erwähnen. In Norton-Sund liegen Egg-, Sledge- und Besborough-Insel; gleich hinter der Behringsstraße St. Lorenzinsel; bei Port Clarence die Königsinsel, und zwischen Cap Prinz Wales und der Ostspitze von Asien die Diomeden, drei Inseln, welche diesen Namen von den Sturmvögeln erhalten haben, die ihre Wanderzüge von dem Wendekreise des Krebses bis in die Gegend der eben genannten Inseln ausdehnen. Im Kotzebue-Sund liegt die Chamisso-Insel, ein ewiges Denkmal des berühmten Dichters und Naturforschers; nach Barrowspitze zu die Seeroß-Inseln, und mitweges zwischen Asien und Amerika gegen 71° N. B. die Herald- und Plover-Inseln, welche einer noch nicht vollständig erforschten Inselgruppe angehören.

Die Gegend besitzt mehrere Flüsse, von denen keiner eine erhebliche Größe aufweist; alle haben aber in Folge der Niederungen des Landes träges Wasser. Der Koeakpack, einer der größten, entspringt im Norden und fließt in südlicher Richtung, wo er seine Mündung im Norton-Sunde findet. Der Tokschuk, der Kowala und der Buckland sind kleiner, voll Untiefen, und münden in den Kotzebue-Sund. Der Noatak und Wainwright nehmen südliche Richtung und sind gleich den vorigen für größere Boote unfahrbar.

Das Klima ist bedeutend milder als auf der Ostküste Amerikas. Der Beweis dafür braucht nicht mit künstlichen Mitteln geführt zu werden, sondern ist von der Natur selbst auf die Gegend geschrieben. Die Fülle animalischen Lebens,

das Vorkommen mancher südlicheren Pflanze und insbesondere die Grenze der Holzarten geben dem Westen des Eskimolandes einen unbestreitbaren Vorzug vor den Ostküste Amerikas. Auf letzterer giebt es keine Wälder über die Mündung des Flusses Egg, oder 60° N. B. hinaus; auf der Westküste erstrecken sich dieselben bis 66° 44′ N. B., also beinahe sieben Grade weiter nach dem Pole zu. Hier giebt es zwei Jahreszeiten, die in regelmäßigem Wechsel auf einander folgen. Gegen Mitte October beginnt der Winter. Alles Leben scheint erstorben; der Himmel ist bedeckt, die Luft still, und die meisten Thiere, welche während der wenigen Wochen ununterbrochenen Tages die Moossteppen besucht hatten, sind nach milderen Gegenden gezogen, die ihnen die Nahrung gewähren, welche die Polarwelt ihnen bereits verweigert. Beinahe neun Monate lang bedeckt sich das Wasser mit Eis und das Land mit Schnee. Die Temperatur, die bis zu 47° Fahr. unter Null sinkt, ist oft so kalt, daß Rum und Quecksilber gefrieren, wenn sie dem Einflusse derselben kurze Zeit ausgestellt waren. Die Luft ist so rein, daß Stimmen bis zu zwei engl. Meilen hörbar sind und selbst das leiseste Wispern deutlich zum Ohre bringt. Mit dem Fortschreiten des Winters werden die Tage kürzer; im November währen sie nur wenige Stunden, im December zeigt sich die Sonne kaum noch am Horizonte und verschwindet in einigen Breitegraden bereits ganz. Hin und wieder wird die Finsterniß durch die Erscheinung der Aurora borealis erhellt; ein Bogen bildet sich von Osten gegen Westen, dessen leuchtendes Funkeln sich bis zum Zenith erhebt und ein magisches Licht über die Winterlandschaft wirft. Zuweilen schießen die Strahlen desselben in gerader Linie, andere Male bewegen sie sich unregelmäßig wie Flammen,

welche vom Winde getrieben werden *). Den großartigsten Eindruck gewähren die Polargegenden in der Tiefe der Winterzeit. Die Sterne, der Mond und unendliche Flächen von Schnee und Eis sind die einzigen Gegenstände, welche sich dem Auge darbieten. Eine Todtenstille herrscht weit und breit: umsonst lauscht des Wanderers Ohr — kein Glockenschlag, kein Hundegebell, kein Hahnenschrei verkündet die Nähe lebender Wesen: nur der eigene Athem, der Schlag des eigenen Herzens ist alles, was sein Ohr vernimmt. In solchen Augenblicken, in diesen schrecklichen Steppen der Polargegenden fühlt man, daß man nicht geschaffen ist allein zu leben, sondern daß unsrer Natur ein Trieb nach Gesellschaft innewohnt, der uns drängt Kreise aufzusuchen, wo unser Thun dem Nebenmenschen Nutzen gewähren kann, wo der Beistand gleichfühlender Wesen unseren eigenen Bedürfnissen zu Hülfe kommt.

Endlich läßt sich die Sonne wieder sehen, die Tage nehmen zu und die Temperatur steigt. Zu Ende Juni ist das Land frei von Schnee und das Eis beginnt zu brechen. Die Landschaft bedeckt sich auf einmal mit lebhaftem Grün; Züge von Gänsen und Enten treffen aus dem Süden ein, der Taucher, die Schnepfe und manche andere Vögel beleben die Luft mit ihren Tönen, und das Murmeln der Bäche und das Gesumme der Insekten predigen laut, daß der Winter entflohen und der Sommer eingezogen ist. Die Sonne steht

*) Ich beobachtete mehrfach, daß die Lichtstrahlen der Bogen unter einem Winkel von 30° keine Störung von dem Wehen der niederen Atmosphäre erlitten; wogegen dieselben unter größerm Winkel sichtbar von dem Winde beherrscht wurden, da sie sich in gleicher Richtung mit demselben bewegten.

jetzt beständig über dem Horizonte und für einige Wochen hört der Unterschied zwischen Tag und Nacht auf, nur daß um Mitternacht das Licht schwächer ist als um Mittag, so daß die beiden Tagzeiten sich zu einander verhalten wie ein Tag des November und Juni in England. Da die Sonnenstrahlen ohne Unterbrechung auf die Gegend fallen, so lassen sie keine Kälte aufkommen und erzeugen trotz des niedrigen Standes der Sonne eine Wärme, die unter anderen Umständen unmöglich wäre. Das Thermometer steigt auf 61° Fahr. Bei solchem vierundzwanzigstündigen Sonnenscheine ist der Wachsthum der Pflanzen von äußerster Raschheit: kaum ist der Schnee verschwunden, so sprießen unzählige Kräuter hervor, und die Plätze, die vor wenigen Tagen einem Leichentuche glichen, sind mit lebendiger Vegetation bedeckt, welche Blätter, Blüthen und Früchte in raschester Folge treibt.

Indeß muß man darum nicht glauben, daß während dieser Zeit der Schlaf der Pflanzen aufgehoben sei. Diese Verrichtung ist zwar kurz, allein eben so regelmäßig wie in der Tropenwelt. Wenn die Mitternachtssonne einige Grade über dem Horizonte steht, senken sich die Blätter wie zur Abendzeit und ergeben sich der Ruhe, die für das Leben der Pflanze und des Thieres von gleicher Nothwendigkeit zu sein scheint. Wenn man jemals den Pol erreichen sollte und des Weges halber in Ungewißheit geriethe — vorausgesetzt daß der Compaß dort erschlaffte und seinen Dienst versagte — so würden die Pflanzen einen sichern Wegweiser abgeben. Die schlafenden Blätter zeigen an, daß Mitternacht herrscht, und um diese Zeit befindet sich die Sonne im Norden. Der menschliche Scharfsinn hat sich lange angestrengt, ein Instrument zu erfinden, welches den Reisenden, die zum Nordpole

bringen würden, den Weg der Rückkehr mit Zuverlässigkeit angäbe. Wäre es nicht sonderbar, wenn die allweise Vorsehung die Grenzlinie einiger Leguminosen bis zur Achse unseres Planeten vorgeschoben und einigen bescheidenen Pflanzen die Aufgabe vorbehalten hätte, das schwierigste geographische Problem zu lösen!

Der Boden ist fortwährend gefroren und thauet während des Sommers nur um einige Fuß unter der Oberfläche. Das Aufthauen erstreckt sich jedoch nicht gleichmäßig weit; bei Torfmoor geht es nur zwei Fuß in die Tiefe, während andere Erdarten, namentlich Sand und Kies, bis gegen einen Faden frei vom Frost werden. Dies zeigt, daß Sand ein besserer Leiter ist als Torferde und Thon, und bestätigt die Beobachtungen des gewissenhaften Forschers J. D. Hooker, der durch eine Reihenfolge von Versuchen in Indien zu demselben Schlusse kam. Die Wurzeln der Pflanzen, so wenig der Büsche als der Bäume, bringen nicht in den gefrorenen Untergrund ein; wenn sie denselben erreichen, so wenden sie sich ab, als ob sie auf Felsen gestoßen wären, der ihnen keinen Zugang gestattet. Es mag überraschen, unter solchen Umständen, dem Anscheine nach ganz unabhängig von der Erdwärme, eine Vegetation erblühen zu sehen; aber diese Wahrnehmung steigert sich zum Erstaunen, wenn man nach Kotzebue-Sund kommt und oben auf den Eisbergen Gräser und Sträuche mit einer Ueppigkeit treiben sieht, die nur von bevorzugteren Himmelsstreichen erreicht wird. Von der Elephanten- bis Eschscholtzspitze zieht sich eine Reihe Klippen von 70 bis 90 Fuß Höhe, die ein treffliches Bild des Pflanzenwachsthums in den Polargegenden geben und zeigen, daß die Erdwärme nur einen beschränkten und mittelbaren

Einfluß auf das Pflanzenleben übt, und daß die Sonnenstrahlen das Haupterforderniß für das Gedeihen derjenigen Naturkörper bilden, welche die Oberfläche unseres Planeten mit Grün bekleiden.

Die ganze Gegend von Norton-Sund bis zur Barrowspitze ist sumpfige Niederung, deren Fläche nur von wenigen Vorgebirgen und vereinzelten Bergen unterbrochen wird. Das Regen- und Schneewasser wird von dem gefrornen Grunde an der Bildung eines gehörigen Bettes verhindert und erzeugt zahllose Lagunen, oder wo der Boden dies nicht gestattet, Moore, deren Ansehen und Vegetation keine wesentliche Verschiedenheit von denen des nördlichen Europa darbieten. Sie sind mit einer dichten Masse von Flechten, Moosen und anderen Sumpfpflanzen bedeckt. Stellen, die schwächer mit Pflanzen bewachsen sind, lassen sich meistens nur schwer überschreiten. Der Boden ist weich und mit einzelnen Büscheln von Binsen (Eriophorum capitatum) bedeckt; unter dem Tritte geben die Büschel oft nach, der Fuß gleitet ab und versinkt in den Schlamm, aus welchem er nur mit Mühe wieder emporgezogen wird. Wo aber Wasserableitung besteht, wie an der Seeküste, dem Flußufer oder am Abhange von Hügeln, da ist der Boden frei von Morast; solche Plätze sind gemeiniglich mit dem üppigsten Grün beladen und bringen die seltensten und schönsten Pflanzen hervor.

Der Anblick einzelner Plätze ist wirklich reizend. Manche Blumen sind groß und von glänzenden Farben, und obgleich Weiß und Gelb vorherrschen, sind mit anderen Tinten geschmückte Pflanzen nicht ungewöhnlich. Cap Lisburne, einer der ergiebigsten Orte, gleicht einem Garten. Die hübschen gelben Blumen von Geum glaciale sind mit dem Purpur

von Claytonia sarmentosa, Büscheln von Anemonen, weißen und gelben Saxifragen oder blauer Myosotis alpina untermischt. Doch sind solche Stätten selten und den Oasen der Wüste vergleichbar. Man kann nicht sagen, daß die Flora ein eindrucksvolles Aussehen hätte. Es ist nichts vorhanden, das die Eintönigkeit der Steppe verscheuchte. Einige verkrüppelte Nadelhölzer und Weiden gewähren wenig Abwechselung, und selbst diese werden jenseit der Grenze der kalten Zone nur zwergartige Büsche oder verschwinden ganz. Bei Norton-Sund kommen Gruppen von Weißtannen und Salix speciosa häufig vor; weiter nördlich begegnet man ihnen seltener und bei 66⁰ 44′ 0″ N. B., an den Ufern des Noatak, verschwindet Pinus alba. Alnus viridis erstreckt sich so weit als der Kotzebue-Sund und bildet mit Salix villosa, S. Richardsoni und S. speciosa niedriges Gebüsch. Mit der Grenze des Polarkreises hört Alnus viridis auf; Salix speciosa, S. Richardsoni und S. villosa dehnen sich zwar darüber hinaus, allein vermögen nur noch eine geringe Strecke lang Fuß zu gewinnen. Auf Cap Lisburne, 68⁰ 52′ 6″ N. B. sind sie an den günstigsten Orten nicht über 2 Fuß hoch und verrathen durch den krüppeligen Wuchs und zahlreiche verkommene Blätterknospen, daß sie nur kümmerlich ihr Dasein fristen. Alle Versuche, sie weiter nördlich anzupflanzen, sind fehlgeschlagen; zwei Grade weiter hinauf erblickt man keine Spur von ihnen. An der Wainwright-Bucht bietet sich dem Auge eine ununterbrochene Fläche dar. Weder Bäume bringen einen Wechsel in die gerade Linie des Horizonts, noch zeigen sich nur Gebüsche über dem Spiegel der Moorvegetation; alle Holzpflanzen kriechen am Boden und können sich nur im Schutze der Moose und Flech-

ten erhalten. Der Polarwind, der nie die reizende Palme berührt und der kühnen Eiche keinen Schaden zu bringen vermag, wirft in diesen Gegenden jeden Sprößling der Flora zu Boden. Hier sind die Pflanzen zwei Drittheile des Jahres verdammt, ohne Sonne, ohne Wärme in eisigem Bette zu schlummern, bis die Rückkehr des mächtigen Lichts den Glanz des Tages wieder erweckt und ihnen gestattet, einige Wochen lang die regsame Thätigkeit organischer Wesen zu entfalten.

Die Gegend ist bis jetzt durch keine menschliche Bemühung verändert worden. Das Wanderleben der Eskimos, ihre Verbreitung von Grönland bis zu den Aleutianischen Inseln, und ihre jährlichen Züge wie die Verbindungen mit den Tschukschis von Asien mögen wohl beigetragen haben, einige Pflanzen weiter auszudehnen; allein so lange der Anbau des Bodens unbekannt ist, darf ihnen nur ein beschränkter Einfluß auf die Gestaltung der Flora beigemessen werden. Dörfer sind vorhanden, aber es fehlen alle Begriffe, die wir damit verbinden. Bei der Annäherung an dieselben erwarten wir Straßen, Brücken, freundliche Felder, wir denken an bequeme Wohnungen, die aus grünen Zweigen hervortauchen, und an die himmelwärts ragende Kirchthurmspitze. Bei einem Eskimodorf sucht man alle diese freundlichen Erscheinungen umsonst. Beim Beginn des Sommers stehen die Wohnungen leer, weil die Eingeborenen nach der Küste gezogen sind, um ihren Vorrath von Wallfischfleisch und Seehundsfett zu sammeln. Die unterirdischen Wohnungen sehen trostlos aus; sie sind mit Wasser angefüllt; der Boden umher ist mit Knochen und Lappen von Fellen, zerbrochenen Schlitten und anderen Ueberresten bedeckt, die Wege sind von Gras überwuchert — das Ganze ist ein Bild von Elend und Verlassenheit. Die

Eskimos haben noch nicht gelernt, daß Wanderleben und Fortschritt in der Civilisation einander widerstreben; sie haben nicht gelernt, dem Boden mehr abzugewinnen als er aus freien Stücken liefert: die ganze Gegend liegt im Zustande ursprünglicher Wildheit und die einzigen Pflanzen, welche bis zum Jahre 1850 gebauet wurden, waren einige Rüben, welche der Commandant einer russischen Handelsstation in der Nähe von Fort St. Michael gesäet hatte. Die Eingeborenen fragen wenig nach vegetabilischer Nahrung, obgleich sie dieselbe nicht ganz entbehren können. Im Frühlinge werden die Blätter des Sauerampfers (Rumex domesticus, Hartm.) aufgesucht, um den Verherrungen des Scorbuts Einhalt zu thun, und später gegen Herbst die Wurzeln des Knöterig (Polygonum Bistorta, Linn.). Als Vorrath für den Winter werden Himbeeren, Heidelbeeren und Kronsbeeren eingesammelt, in hölzere Behälter gethan und dadurch aufbewahrt, daß man sie dem Froste aussetzt; die Masse wird so hart, daß man zur Axt oder anderen scharfen Werkzeugen greifen muß, um sie zu zerlegen. Eben so geringen Gebrauch machen die Eskimos von vegetabilischen Stoffen behuf anderer Zwecke. Feuerung bedürfen sie außer dem Kochen nicht. In ihren Sommerzelten machen sie kein Feuer an und ihre unterirdischen Wohnungen gestatten dasselbe nicht, weil sie sonst thauen und Feuchtigkeit einlassen würden. Die Flammen einiger Lampen, deren Dochte von einem Moose (Sphagnum fimbriatum, Wils. et Hook.) gemacht werden, liefern die nöthige Wärme. Birken und Weiden geben das Material zu Bogen und die Sprossenfichte zu Pfeilen, während Treibholz die Mittel zum Baue des Gerippes der Baidars und zur Herstellung der Hüttenwände verschafft. Kein Mensch kann der

Veränderung der Urgestalt dieser Gegend geziehen werden; Alles ist geblieben, wie es im Anfange war. Die Mineralwelt ruht unangetastet im Schooße der Erde; das Pflanzenreich genießt einer unverletzten Herrschaft und die Thiere schwärmen auf den unbegrenzten Steppen, selten von dem Anblick eines Jägers erschreckt, ungelockt von der Stimme des Hirten.

Es bietet sich nicht oft eine Gelegenheit für den Botaniker, eine so durchaus ursprüngliche Flora zu beobachten. Sie umfaßt 243 Phanerogamen, 2 davon sind Bäume, 23 Gesträuche, 195 ausdauernde, 7 zweijährige und 12 einjährige Pflanzen. Die Natur hat der Gegend nicht viele Pflanzen zugedacht, deren Fortpflanzung einzig von dem Reifen des Samens abhängt — das wäre zu ungewiß in einem Lande, wo der jähe Eintritt des Winters der Lebensthätigkeit der Vegetation plötzlichen Einhalt thut. Eben so wenig sind die physischen Verhältnisse der Bildung von Holz günstig. Die meisten holzigen Pflanzen sind bloße fruticuli, wahrhafte Krüppel, mehr unter der Erde als darüber. Nur einige Weiden, eine Rose, die rothe Johannisbeere, eine Birke und eine Spiräa verdienen den Namen von Gesträuch. Bäume sind noch spärlicher, und zwei Arten (Pinus alba und Salix speciosa) wurden bis jetzt entdeckt. Die Weißtanne erreicht wohl hier und dort eine Höhe von 40—50 Fuß und einen Umfang von 4—5 Fuß. Die größte aufgefundene Weide maß 20 Fuß Höhe und kaum 5 Zoll im Durchmesser. Sie hatte im Vergleich zu der Ausdehnung der Bäume in milderem Klima ein so jugendliches Aussehen, daß man ihr ein Alter von fünf oder sechs Jahren zugesprochen hätte; allein eine genauere Prüfung zeigte, daß sie über acht-

zehn Jahre zählte, und manche der Weißtannen überschreiten das Alter von anderthalb Jahrhunderten.

Der größte Theil der Pflanzen ist gemein auf den Alpen, den Rocky Mountains und in den nördlichen Gegenden von Europa und Asien; einige sind den südlicheren Landstrichen angehörig. Nur wenige sind dem nördlichen Amerika eigenthümlich, und bloß vier (Artemisia androsacea, Eritrichium aretioides, Oxytropis polaris, Seem. und Polytrichum cavifolium) werden allein im westlichen Eskimolande angetroffen. Früher legte man den Polargegenden eine größere Anzahl solcher Pflanzen bei; allein mit der Erweiterung der Wissenschaft sind die endemischen Species als bloße Abarten der Varietäten erkannt, oder es stellte sich heraus, daß sie auch in anderen Gegenden gemein waren. Gegenwärtig sind daher nur wenige übrig geblieben, die der Polargegend eigenthümlich sind und von diesen läßt sich annehmen, daß sie einer weit größeren Verbreitung auf der Erdoberfläche fähig sind, als ihnen bis jetzt zu Theil wurde. Die Bestätigung dieser Annahme würde wichtige Ergebnisse liefern; sie könnte ein neues Licht auf die geographische Vertheilung der Pflanzen werfen und beweisen, daß die Verbreitung derselben nicht vom Norden nach dem Süden, sondern vom Süden nach dem Norden stattgefunden habe, eine Richtung, deren Annahme auch ohnedies von wichtigen Gründen unterstützt wird.

Ein eigenthümlicher Zug der Vegetation der Gegend ist ihr harmloser Charakter. Giftige Pflanzen sind nur in geringer Anzahl vorhanden und ihre Wirkungen durchaus nicht heftig. Der Reisende läuft keine Gefahr, beim Eintritte in ein Dickicht zu erblinden oder vom Taumel ergriffen zu

werden; kein Glied der Familie, wozu der Manzanillo, der Upasbaum oder der Nachtschatten gehören, ist im äußersten Norden heimisch; er braucht nicht zu fürchten, daß ein Pfeil ihn treffe, dessen Spitze in den Saft des tödtlichen Wourali getaucht worden — keine Loganiacea erreicht diese Breitengrade; außer Geum glaciale und einer Rose — die von dem bekannten Sprichworte keine Ausnahme macht — giebt es keine Pflanzen, welche zu verletzen im Stande wären und der Gruppe angehörten, die man mit dem Namen „Milites" belegt hat. Die Fauna bietet dieselbe Erscheinung. Reptilien sind in den Polargegenden nicht zu Hause; physische Umstände scheinen dieser Thiergattung denselben Stoß versetzt zu haben, welchen sie nach der Sage durch die Anwesenheit des heiligen Patrick auf den britischen Inseln erlitten. Einige Vierfüßler sind wild, jedoch nicht in dem Grade wie in den tropischen Ländern. Wie leicht der Bär gebändigt werden kann, können wir oft genug sehen, und wie leicht das Rennthier sich zu einem Hausthiere machen läßt, ist bekannt genug. Selbst der Wolf, dessen schreckliches Geheule die Wildnisse des Nordens durchtönt, wird hier unter der Pflege des Menschen ein nützliches Thier; der Eskimohund ist allem Anscheine nach das Resultat eines solchen Verfahrens. Aus dem Feinde der Menschen ist er sein Freund geworden und zieht den Schlitten desselben Herrn, dessen Heerden er im wilden Zustande angreift und erwürgt.

Von der Flora gehen wir zur Fauna über. Der Eisbär (Ursus maritimus) wird bis zu 9 Fuß hoch; er bewohnt die Eisberge des Polarmeeres und stellt den Robben nach, die er mit einem Schlage seiner mächtigen Tatze erlegt. Dieser Bär nähert sich selten oder nie den menschlichen Wohnungen;

sein Lieblingsaufenthalt scheinen die Eisberge der asiatischen Küste zu sein. Die Eskimos finden jedoch seinen Pelz zu nützlich, als daß sie das Thier in Ruhe ließen, und haben ein sinnreiches Mittel erfunden, um es zu fangen. Ein dickes, starkes Stück Fischbein, etwa 4 Zoll breit und 2 Fuß lang, wird mit den Enden an einander gebogen und in diesem Zustande mit einigen Stücken Seehundsfett umwickelt; die Masse wird an die offene kalte Luft gebracht, in welcher sie hart und fest wird: dann ist sie zum Gebrauche geeignet. Die Eingeborenen bewaffnen sich mit Bogen und Pfeil, nehmen die gefrorene Masse und begeben sich auf die Jagd ihrer Beute. Sobald das Thier erblickt wird, schießt Jemand vorsätzlicher Weise seinen Pfeil auf dasselbe ab. Den Bären verdrießt die Beleidigung, er verfolgt die Leute, die sich eilig zurückziehen, und wenn er an das gefrorene Seehundsfett kommt, welches zu diesem Ende fallen gelassen ist, so verschlingt er dasselbe. Die Jagd, das heftige Laufen und die natürliche Hitze das Magens zersetzen das Fett sehr bald; das Fischbein wird auf diese Weise von seiner Fessel befreit, schnellt in seine gerade Lage zurück und richtet in den Eingeweiden des Bären solche Verwüstung an, daß derselbe die Verfolgung einstellen muß und bald darauf verendet.

Die anderen Bären sind verhältnißmäßig klein. Der gemeinste ist der braune Bär (Ursus Arcticus), welcher in Wäldern wohnt und über die Grenze derselben hinaus nicht viel angetroffen wird. Die Eingeborenen erlegen davon große Mengen am Kotzebue-Sund. Er richtet auf den russischen Fischereistationen am Norton-Sunde große Verwüstungen an und ist so dreist und gefräßig, daß nur durch einen wohlgezielten Schuß seinen Räubereien ein Ziel gesetzt werden kann.

Diesem Bären nicht unähnlich ist der Vielfraß (Ursus luscus, Linn.), welcher ebenfalls auf die Wälder beschränkt ist und selten oder nie nördlich von denselben erblickt wird. Obgleich er klein ist, so schleppt er doch ein ganzes Thier zu seiner Höhle. Die Eingeborenen greifen ihn nie offen an, sondern bedienen sich der List. Er fällt auf jedes Thier, das ihm in den Weg kommt, und macht aus dem Rennthier wie aus der Maus eine Mahlzeit. Sein Pelz ist sehr geschätzt und nimmt unter den Tauschgegenständen der Eskimos den obersten Rang ein.

Der Ma[illegible]es Eskimolandes scheint eine Mittelgattung zwischen dem Zobel der alten und dem Marder der neuen Welt zu sein. Er hat die dunkle Farbe des ersteren und den dicken, weichen Pelz des letzteren, während die Behaarung der unteren Fußtheile den gemeinschaftlichen Charakter beider Arten theilt. Er erstreckt seine Wanderungen nicht über die Grenze der Wälder; vielmehr scheint er mit der Entfernung von dieser Pflanzengrenze an Größe und Häufigkeit zuzunehmen. Auf der Halbinsel südlich von Kotzebue-Sund ist er häufig; und noch mehr südlich, landeinwärts vom Norton-Sunde, tragen fast alle Eingeborenen Ueberkleider von seinem Pelze. Dieser ist jedoch nicht so hoch geachtet wie Rennthierfell. Ich sah manches Hundert davon, ohne eines anzutreffen, dessen Farbe ganz schwarz war. Das Hermelin (Mustela Erminea) ist gemein und bewohnt die Flußufer. Im Winter ist sein Fell wie beim Polarhasen weiß mit schwarzen Zöpfen. Es wird in Fallgruben gefangen, jedoch wird ihm wegen der Menge von Fellen, die zu einem Kleide erforderlich sind, nicht häufig nachgestellt; sein Pelz dient unter den Eingeborenen zur Erleichterung des Umsatzes und wird sehr gering

geschätzt. Die Otter (Lutra Canadensis) steht hoch im Werthe und wird fleißig gejagt. Die Haut derselben wird zur Fütterung der Kleider gebraucht und an die russischen Kaufleute theuer vertauscht. Der Fuchs (Canis vulgaris) hat brennendrothe Farbe und findet sich vorzüglich an der Küste, wo ihm das ganze Jahr hindurch die Jagd auf Schneehühner und Hasen Nahrung in Fülle bietet. Die Russen bezahlen seinen Pelz gut. Der weiße Fuchs (Canis lagopus), der an den asiatischen Küsten so gemein ist, wird hier wenig angetroffen.

Wölfe zeigen sich selten allein, sondern stürzen in der Regel schaarenweise auf ihre Beute. Sie scheuen sich im Drange des Hungers nicht, einzelne Personen anzugreifen, lassen sich aber leicht zurückschrecken, wenn zwei oder drei beisammen sind. Kaum ein Winter vergeht, in dem nicht einige Eingeborene Opfer würden. Die eigene Versicherung derselben und, setzt B. Pim hinzu, „meine persönliche Erfahrung“ bestätigen dies zur Genüge. „Man muß beständig auf seiner Hut sein. Ich erinnere mich, daß mir einmal das Loos zufiel, für die Gesellschaft, bei welcher ich mich befand, zu kochen. Ich bereitete mehrere Stücke Wild und versank darauf in Schlaf. Einige Wölfe waren den ganzen Tag in der Nähe gewesen; sie hielten bessere Wacht als ich. Beim Erwachen fand ich zu meiner Verwunderung die Bratpfanne geleert und keine Spur mehr von der Mahlzeit vorhanden. Verfolgung war nicht denkbar; so mußten meine Gefährten bei ihrer Rückkehr ohne Essen schlafen gehen.“ — Der Wolfspelz wird von den Eskimos sehr geschätzt; sie fangen auch das Thier selbst ein, um damit die Hunde kreuzen zu

lassen und auf diese Weise die Größe und Stärke derselben zu vermehren.

Der Luchs (Felis rufa) ist selten, allein ein gefährliches Thier. Er verbirgt sich zwischen den Zweigen der Bäume und stürzt von da auf die nahende Beute. Der Pelz ist trotz der Weiche und Dicke des Haars nicht geschätzt, weil er sehr dünn ist. Sein Fleisch wird zu Suppen für Kranke verwandt und vertritt die Stelle unserer Hühnchen.

Die verschiedenen Arten von Seehunden in dem Polarmeere sind sehr zahlreich und bilden eines der wesentlichsten Lebensbedürfnisse des Eskimo. Ihr Fleisch ist ein geschätzter Nahrungsartikel; ihr Fell dient zu mannigfachen Haushaltsgegenständen. Jedoch von größerer Bedeutung ist das Seepferd oder Wallroß (Trichecus rosmarus), ohne welches das Leben der Eingeborenen wahrlich sehr übel bestellt sein würde. Aus seiner Haut machen sie die Ueberzüge ihrer Baidars und Kayaks, aus seinen Zähnen Waffen, die Schleifen der Schlitten und eine Menge nothwendiger Gegenstände. Sein Fleisch und Fett bietet Nahrung und Licht. Selbst für einen Europäer ist ein Wallroßgericht nicht unangenehm. Capitain Cook nennt es das Rind des Meeres, und am Bord hier verweilender Schiffe erscheint Suppe von seinem Fleische oft bei Tisch.

Ratten und Mäuse sind in Menge vorhanden, und da die Eingeborenen Alles zu nützen wissen, so fangen sie die ersteren wegen ihres Felles, die letzteren, um sie zu essen. Murmelthiere (Arctomys Parri) bevölkern die ganze Küste; sie sind von gelblich-grauer Farbe, die sich zum Röthlichen neigt. Ihr Balg ist geschätzt, weil er eine warme Bedeckung liefert. Die Murmelthiere graben sich Löcher in die Erde und halten Winterschlaf.

Biber (Castor Fiber) werden in Gruben oder auf andere Weise in Menge gefangen. Gleich dem Marder und anderen Thieren finden sie sich je weiter südlich desto häufiger. Die Eingeborenen erhalten einen guten Preis für die Pelze, welche die Russen als den gewinnreichsten Zweig ihres Pelzhandels zu betrachten scheinen. Sie führen sehr viel davon nach China, wo sie dieselben gegen Thee eintauschen.

Der Hase (Lepus glacialis) bewohnt die endlosen Niederungen; einige, die wir an der Halbinsel Choris erlegten, hatten ein Gewicht von 14 Pfund. Während des Winters sind sie ganz weiß, mit Ausnahme der Ohrspitzen, welche schwarz sind. Im Sommer wechseln sie die Farbe und im September sind sie kaum von dem europäischen Hasen zu unterscheiden. Der Balg dient den Eskimos zum Füttern des Kleides und übertrifft alle anderen an Weiche und Wärme.

Von der gesammten Fauna ist vielleicht kein Thier besser für die Gegend geeignet und den Einwohnern nützlicher, als das Rennthier (Cervus Tarandus). Von seinem Felle werden Zelte und Kleider gemacht; von seinen Knochen Pfeilspitzen u. s. w., von seinen Sehnen Bogenstränge, Fäden u. dgl. Das Fleisch giebt die nahrhafteste Speise ab. Die Zähne dienen den Frauen als Schmuck, die Geweihe werden zu Griffen und den Spitzen von Wurfspeeren verwendet. Das Rennthier ist ein Wanderthier; es zieht nordwärts wann der Schnee schmilzt, und kehrt nach dem Süden, wann der Frost des Winters die arctischen Steppen unwohnlich macht. Seine südlichen Züge erstrecken sich bis Norton-Sund. Das Rennthier hat ein sehr zähes Leben; selbst wenn es an einer Stelle des Lebenssitzes getroffen wird, so setzt ihm eine Flintenkugel doch kein augenblickliches Ende. Die Jäger erschöpfen oft

alle Pfeile ihres Köchers, bevor ihnen die Beute zufällt. Man hat jedoch ein leichteres Verfahren, dasselbe zu erlegen. Die Eingeborenen machen aus Stäben, die in die Erde getrieben werden, einen halbrunden Fangstall und befestigen darin Schlingen aus Wallroßhäuten. Das Thier wird anfänglich langsam dahin getrieben, hierauf durch lautes Geschrei in Schrecken gesetzt und blindlings dem Verderben zugescheucht.

Meerschweine sind selten, Ersatz dafür bieten weiße Wallfische, welche etwas größer sind. Im Juni und anfangs Juli werden sie sehr beträchtlicher Menge gefangen; während der übrigen Zeit des Sommers sind sie schwer zu erreichen. Außer dem Grönländischen Wallfisch giebt es hier den schleimrückigen und den Finnfisch. Viele Wallfischjäger sind dadurch hergelockt. Ihre Schiffe vermögen etwa 3500 Tonnen Thran zu fassen, und da ein Wallfisch im Durchschnitt auf 40 bis 50 Tonnen geschätzt wird, so erfordert eine volle Ladung bis 85 Fische. Die Folge dieser Schlächterei zeigt sich bereits, die Schiffe müssen zwischen die Eisberge vordringen, um ihre Beute in der letzten Zufluchtsstätte aufzusuchen, ohne daß der Erfolg immer ihre Anstrengungen bezahlt machte.

Die schwarze Krähe und das Schneehuhn sind die einzigen Vögel, welche Sommer und Winter in den Polargegenden bleiben. Die Krähe hat nach dem Glauben der Eingeborenen das Weltall geschaffen; allein dieser Glaube flößt ihnen durchaus keine Verehrung ein, im Gegentheile wird der Vogel oft zum Ziele des Schusses genommen. Die Schneehühner wechseln ihre Federn jeden Monat und werden am weißesten im December. Nach diesem Zeitpunkte werden Schwanz, Flügel und Kopf schwarz, bis im Juni die Federn ein bräunliches Roth annehmen. Im April fangen die Schneehühner an sich

zu paaren, während dieser Zeit geben sie ein eigenthümliches Geschrei von sich, welches den Worten „Geh weg, geh weg“ ziemlich ähnlich klingt. Sobald der Maimonat vorrückt, und Wärme verbreitet, bedecken Züge von Gänsen, Möwen, Eistauchern, Seepapageien, Seeraben und Schwänen, denen Enten, Kriechenten und Speckenten folgen, die ganze Gegend. Kleinere Vögel, als Eulen, Schnepfen, Regenpfeifer, Strandpfeifer und Sperlinge, scheinen aus der Erde zu sprießen und ihre Nester finden sich überall in jeder Richtung. Die Zahl der Vögel ist sehr groß, da sie selten gescheucht oder von den Eingeborenen gefangen werden; nur das Schneehuhn macht hiervon eine Ausnahme.

Verschiedene Arten von Fischen giebt es in Fülle. Lachs, welcher in Norton-Sund sehr häufig ist, wird nördlich vom Flusse Buckland nicht angetroffen. Die Seebarbe scheint weiter als derselbe zu gehen und erreicht eine ansehnliche Größe. Häringe und Weißlinge fängt man in der Hotham-Bucht in großen Massen; einige kleinere Bäche liefern etwas Forellen.

Eine unermeßliche Menge von Muscheln, Seesternen, Krabben, Garnelen und Strahlfischen füllen das Polarmeer; selbst das Ufer ist an manchen Stellen mit Muscheln übersäet. Von Landmuscheln scheint nur eine einzige Species zu herrschen.

Insekten sind im Verhältniß zur übrigen Fauna gering. Eine Gattung von Schmetterlingen, eine Biene, zwei Käfer, eine Springspinne und der Moskito können als die Gesammtheit angenommen werden; der letztere gleicht den Mangel anderer Insekten völlig aus. In den tropischen Gegenden sind die Moskitos oft lästig, doch in den wildesten Manglesümpfen finden sie sich nirgend so zahlreich wie in den nördlichen Gegenden; sie plagten uns so entsetzlich, daß das Blut nicht

selten von jedem unbedeckten Theile des Körpers rann. Die tropischen Moskitos sind klein und flüchtig, und wenn man sich auch meistens umsonst bemühet, sie zu tödten, so lassen sie sich doch forttreiben. Ganz anders diese nördlichen Moskitos. Sie sind weit größer, langsam in ihren Bewegungen, und wenn sie irgendwo Platz genommen haben, so lassen sie sich schwer verscheuchen. Funfzig bis hundert kann man mit einem Handschlage erlegen und doch hilft es nichts; ihr Platz ist augenblicklich von neuen Eindringlingen eingenommen und man wird zuletzt von den vergeblichen Anstrengungen, sich von der Plage zu befreien, so ermattet, daß man sich ihnen von Verzweiflung auf Leben und Sterben preisgiebt und geduldig ihre schmerzlichen Stiche über sich ergehen läßt.

Das einzige Hausthier der Eskimos ist der Hund, der nach der Meinung einiger Naturforscher als ein zahmer Wolf anzusehen ist. Die Aehnlichkeit zwischen beiden Thieren ist allerdings auffallend. Beide haben dasselbe tiefe, melancholische Geheul, und sind auch beim Hunde Kopf und Ohren kürzer, die Augen kleiner und tiefer liegend, ist schon sein Schwanz zierlich über den Rücken geschweift, seine Zehen kleiner und minder gespreizt, seine Farbe von allerlei Art; so sind doch diese Unterschiede nicht charakteristisch genug, um ihn in eine abgesonderte Gattung zu verweisen. Die Eingeborenen sind sehr stolz auf ihre Hunde und die angeseheneren Leute haben wohl Gespanne, welche von einerlei Größe und Farbe sind, wie reichere Europäer es mit den Pferden zu halten pflegen. Die Hunde dienen nur zum Ziehen der Schlitten und Baidars. Als junge Thiere steckt man sie in das Geschirr und gewöhnt sie allmälig an die Arbeit, welche sie verrichten sollen. Wenn sie vor einen Schlitten gespannt werden, so äußern

sie ihre Freude durch die tollsten Sprünge und treten den Weg mit raschem Trabe an, der sich jedoch bald zu einem gleichmäßigen Schritte mäßigt. Die Weibchen werden nicht zum Ziehen gebraucht, sondern nur zur Zucht gehalten. Auf die Witterung gebracht, stürzen die Hunde in voller Jagd los, doch rühren sie, selbst wenn sie der Hunger plagt, niemals das Wild an. Die Eingeborenen behandeln sie aufmerksam und freundlich und gebrauchen nie strenge Maßregeln gegen dieselben. Ein Wort reicht in der Regel hin um ihren Schritt zu beschleunigen oder sie halten zu lassen. Die Frauen gehen so weit, daß sie den jungen Hunden die Nahrung käuen und denselben einen Antheil an ihrem Pelze gönnen. Diese Behandlung unterscheidet sich allerdings sehr von derjenigen, welche die Tschuktschis, an der Nordostküste von Asien, den Hunden zukommen lassen; diese schlagen dieselben mit der größten Unbarmherzigkeit.

Vom commerziellen Gesichtspunkte betrachtet, finden wir, nach dem Stande unsrer jetzigen Kenntniß, kein vegetabilisches Produkt, welches für den Handel mit civilisirten Völkern von Erheblichkeit werden könnte. An Holz ist nur beschränkter Vorrath und es liegt außerdem zu weit landein. Die Blätter von Rumex domesticus und verschiedener Löffelkräuter, so wie die Wurzeln von einigen Polygonum-Arten, mögen in Ermangelung besserer Pflanzen der Küche dienen und vielleicht unter der Hand der Cultur einen bessern Geschmack gewinnen; die verschiedenen Beeren mögen für den Eskimo, der andere Früchte entbehrt, von dem größten Nutzen sein, und der Reisende, den sein Unternehmen in das Polarmeer führt, mag sie als Mittel gegen den Scorbut froh begrüßen; das isländische Moos und andere Flechten mögen für Brust-

kranke und Färber sehr nützlich sein: allein alle diese Produkte haben für den Handel keine Bedeutung. Sollten diese Gegenden jemals von einem civilisirten Volke bewohnt werden, so muß dasselbe sein Augenmerk auf die Thierwelt richten und aus diesen die Mittel zur Erreichung der Bequemlichkeiten des Lebens ziehen; es wird Wallroßzähne, Eiderdunen, Pelze und Thran gegen die Gewürze Indiens, die Manufakturen Europas und die medicinischen Pflanzen des tropischen Amerika austauschen müssen.

Capitel III.

Die Eisklippen der Eschscholtz-Bai. — Ihre Bildung und fossilen Ueberreste. — Sir John Richardsons Ansicht davon.

Die Eisklippen der Eschscholtz-Bai, im Kotzebue-Sunde, verdienen aufmerksame Beachtung. Sie erstrecken sich längs der Südseite der Bai östlich und westlich, von der Elephantenspitze bis zur Eschscholtzspitze; sie haben eine Höhe von 40′ bis 90′ und bestehen aus drei abgesonderten Lagern. Die unterste Schicht ist Eis, die mittlere Lehm, welcher Fossilien enthält, und die obere Moor. Die Meerseite der Klippen ist theils durch die Wirkung der Wellen, theils durch das Thauen des Eises senkrecht abgeschnitten und gestattet einen deutlichen Ueberblick des innern Baues dieser Formation.

Das Eis oder die unterste Schicht, so weit dieselbe über dem Boden sichtbar ist, hat eine Dicke von 20′ bis 50′, die jedoch jährlich abnimmt. In den Monaten Juli, August und September schmilzt eine ansehnliche Menge, in Folge dessen die beiden darüber liegenden Schichte sich senken und die Klippen ein höchst unordentliches Aussehen erhalten, indem Torf, Thon, Pflanzen, Knochen und Eis bunt durcheinander gerathen. Einige frühere Beobachter meinten, daß das Eis nur eine

Anhäufung auf der Oberfläche sei, allein das Jahr 1849 warf diese Ansicht um, da man ungeheure Stücke antraf, die von dem Festlande getrennt waren und ohne Zweifel darlegten, daß sie Theile eines festen Eisberges sind. Andere, welche sich über die Beschaffenheit der untersten Schicht nicht getäuscht hatten, wollten dieselbe durch die Annahme erklären, daß das Wasser von der Oberfläche durch die Moor- und Thonschicht sickere, sich allmälig anhäufe und durch die Verwandlung in Eis die Klippen bilde. Auf den ersten Blick scheint dies richtig, allein eine nähere Prüfung erklärt sich dagegen. In gemäßigten Gegenden haben wir allerdings Moorland, das von dem darunter und darin angesammelten Wasser gleich einem Schwamme aufschwillt; im Kotzebue-Sund aber, wo der Boden bei einer Tiefe von 2 bis 3 Fuß unter der Oberfläche beständig vom Froste durchdrungen ist, kann das Wasser nicht zu der Tiefe von mehreren Faden sickern und folglich auch keine Erhebung verursachen.

Die zweite oder Mittelschicht wechselt von 2 bis 20 Fuß Dicke, besteht aus angeschwemmtem Lehm, der mit Kies, Sand und fossilen Knochen vermengt ist und giebt einen Geruch von sich wie er den Begräbnißplätzen eigen ist. An einer Stelle fand man langes schwarzes Haar mit hellbraunem Staube zusammen, der offenbar verwesete animalische Substanz war. Die Fossilien sind oft von bedeutender Größe. Im Jahre 1848 brachten wir acht Zähne vom antediluvianischen Elephanten zusammen, deren größter, obgleich die Spitze abgebrochen, 11′ 6″ Länge, an der Wurzel 1′ 9″ Umfang und ein Gewicht von 243 Pfd. hatte. Backenzähne, Schenkelbeine, Rippen und andere Ueberreste dieses riesigen Thieres wurden zu Tage gefördert, eben so eine große Menge von Pferde-

und Hirschknochen. Die in den Klippen gefundenen Arten sind: das Mammuth (Elephas primigenius), das fossile Pferd (Equus fossilis), das Elendthier (Cervus Alces), das Rennthier (Cervus Tarandus), der fossile Moschusochs (Ovibos moschatus), Ovibos maximus, der fossile Auerochs (Bison priscus?), der starkgehörnte fossile Auerochs (Bison crassicornis) und das Bergschaf (Ovis montana).

Die oberste Schicht oder Oberfläche ist 2—5′ dick und besteht aus Torfmoor, welches ganz ohne Fossilien ist. Sie trägt die Vegetation, der sie ihre Entstehung verdankt — die den Mooren eigenthümlichen Pflanzen. Darunter zeigen sich manche Moose, Flechten, Riedgras, nebst einigen Ericaceae und Weiden, deren Vorkommen die Möglichkeit des Pflanzenwuchses in einem beinahe gefrorenen Erdreiche beweist, eine Thatsache, die früher stark bestritten wurde.

Da das Eis nicht durch den Thonboden sickerte und später gefror, so liegt der Schluß nahe, daß es vor der Entstehung der Thonschicht vorhanden war. Die Thonschicht selbst bestätigt dies durch die Fossilien, die nur auf dieses Lager beschränkt sind. Wären diese ohne Unterschied vertheilt, so könnte man annehmen, daß das Ganze eine und dieselbe Revolution erfahren habe; so aber müssen wir glauben, daß das Eis sich festgesetzt hatte, als der Thon mit seinen Fossilien sich bildete; und da diese Fossilien der antediluvianischen Periode angehören, so muß das Eis sehr alt sein.

Sir John Richardson hat mit der Genauigkeit, welche ihn auszeichnet, in der „Zoologie der Reise des Herald“ die von uns gesammelten Knochen beschrieben und diese Arbeit mit folgenden Bemerkungen eingeleitet: —

„Die Höhe der Wissenschaft, auf welcher sich die Chemie jetzt befindet, bestätigt unsern Glauben, daß animalische Substanzen der Fäulniß nicht unterworfen sind, wenn sie hart gefroren und beständig in einer Temperatur unter dem Gefrierpunkte aufbewahrt werden, sondern daß sie sich ohne Veränderung eine beliebige Zeit hindurch erhalten. Die Tiefe, zu welcher in Nordländern das Thauwetter des Sommers dringt, ist je nach der Beschaffenheit des Bodens verschieden, jedoch beträgt sie, mit Ausnahme des reinen Sandes und sehr poröser Erdschichten in den amerikanischen oder sibirischen Landstrichen des Polarkreises, nirgend mehr als zwei Fuß. Der Einfluß der Sonnenstrahlen ist in dieser Tiefe nur erst gegen Ende des Sommers zu bemerken, welcher verschiedentlich, von 5 bis 10 Wochen nach dem Zeitpunkte fällt, da die Oberfläche des Bodens durch die Thaukraft des Frühlings vom Schnee befreiet wurde. Während aller übrigen Zeit des Jahres ist der Boden fest und immerwährend vom Frost gebunden, selbst in den Wäldern, obgleich hier nicht so lange als in offenen, unbewachsenen Gegenden oder „Tundras“. Die Dicke der beständig gefrornen Unterlage hängt mehr oder weniger von der mineralischen Beschaffenheit ab, wird jedoch vorzugsweise von der mittleren Jahrestemperatur der Luft bedingt, welche der innern Erdwärme entgegen arbeitet. Wenn auch die mittlere Jahreswärme eines gegebenen Orts gleich unter den Gefrierpunkt fällt, so giebt es daselbst doch keine beständig gefrorene Erdbodenschichte. Es ist nicht erforderlich, daß wir hier die Isothermallinie von 32⁰ Fahr. ziehen müssen, da der Leser eine genaue Vorstellung von dem Laufe derselben aus Baer's Karten erhalten kann; es genüge die Bemerkung, daß sie auf dem amerikanischen Continente einige Grade südlich

von 60° N. B. läuft, und während sie mit der Erhebung des Innern eine Wellenlinie beschreibt, in ihrem westlichen Laufe eine allgemeine Zunahme nach Norden erfährt.

„Wo ein immerwährend gefrorener Unterboden existirt, da bildet derselbe einen vollkommnen Eiskeller, der die ganz darin befindlichen Thierkörper vor der Verwesung bewahrt. Ganze Leiber des verschollenen Mammuth und des antediluvianischen Rhinozeros sind in den sibirischen Polargegenden durch den Eintritt des Frostes von der Periode der Wasserfluthen bis zu unseren Tagen erhalten und haben, als sie durch Erdfälle bloßgelegt wurden, die interessantesten Blicke in die Fauna der entferntesten Epochen eröffnet. Uns fehlt jede bestimmtere Vermuthung über die Zeit, in welcher die Ueberschwemmungen und Erdumwälzungen in ausgedehntem Maßstabe über die nördliche Halbkugel ergingen; die Berechnungen, welche sich auf die späteren Ablagerungen gründeten, haben sich als ungenau bewiesen; nur aus der Abwesenheit künstlicher Erzeugnisse und menschlicher Gebeine wissen wir, daß die Ueberfluthung vor dem Erscheinen des Menschengeschlechts auf der Erde stattgefunden haben müsse, oder wenigstens vor der Verbreitung desselben in den geographischen Grenzen der Fluth. Wie man auch über die Weise denken mag, wie die erwähnten Thierleiber in gefrorenen Sand und Morast eingeschlossen wurden, ihre Erhaltung in frischem Zustande bis zur Gegenwart beweist, daß das Klima zur Zeit ihrer Verschüttung streng war und fortfuhr so zu sein. Da indessen große Thierleiber nicht ohne Uebergang zur Fäulniß vom Wasser in weite Entfernung getrieben werden können, so bildet sich daraus leicht der Schluß, daß die Thiere in der Gegend lebten, wo sie wieder aufgefunden sind, oder in der

unmittelbaren Nachbarschaft derselben; nicht aber, wie Einige annehmen, in wärmeren, entfernteren Gegenden.

„Eben so unwahrscheinlich ist es, daß ganze Thierleiber oder Gerippe in Eisklumpen aus wärmeren Kreisen nach dem großen Beinacker des polarischen Sibirien und der Eschscholtz-Bai geführt wurden; aus dem einfachen Grunde, weil Eis kein Erzeugniß warmer Gegenden ist. Auch läßt sich nicht denken, wie solche Gruppen von Dickhäutern und Wiederkäuern von schwimmenden Eisbergen aus wärmeren südlichen Thälern und deren Bergketten weggeführt werden konnten, ohne eine Umwälzung der Oberfläche des Landes vorauszusetzen, welche allen jetzigen Annahmen und Anzeichen über die Verbreitung der Wasserfluthen widerspricht.

„Einfacher ist die Annahme, daß die Thiere, deren Knochenüberreste gegenwärtig unsre Aufmerksamkeit fesseln, an den Küsten eines Eismeeres lebten und durch eine plötzliche Ueberschwemmung, durch eine große Fluth oder verschiedene aufeinander folgende Fluthen von ihren Weideplätzen gerissen wurden. Es ist überflüssig, hier die Ausdehnung der Ueberfluthungen zu besprechen, oder zu untersuchen, ob sie den Norden von Europa, Asien und Amerika gleichzeitig oder in einer Reihenfolge von Meereserhebungen oder als örtliche Ueberschwemmungen bedeckten. Uns kann es nur interessiren, zu wissen, daß die Ablagerungen von Meermuscheln noch lebender Arten, und weit von ihren Heimathbergen gerissene Felsblöcke klar an den Tag legen, daß die diluvianische Thätigkeit sich von der ultima Thule des amerikanischen Polarmeeres bis südlich in das Mississippithal erstreckte.

„Die ersten jetzt lebenden vergleichenden Anatomiker haben die fossilen Mammuths und Rhinocerosse von England und

Europa für identisch mit denen Sibiriens erklärt. Dies könnte uns zu dem Schlusse leiten, daß dieselbe Fauna die Nordstrecken der alten und der neuen Welt bewohnte. Allein mir scheint, daß wir in den Gebeinen der bovinischen Thiere aus der Eschscholtz-Bai Beweise finden, einen amerikanischen Typus der Wiederkäuer selbst in den frühesten Zeiten anzunehmen.

„Gegenwärtig liegen die Landstriche, welche dem Elendthier und Bergschafe zusagen, auf der nördlichen Grenze des Continents, während der Moschusochs und das Rennthier über die Küsten hinaus zu entfernteren Inseln zogen; und der Polarhase ist ein ständiger Bewohner der allernördlichsten von den Inseln, welche besucht worden sind, also bis zum 76sten Parallelkreise. Nehmen wir an, daß das Klima von Nordamerika zu der, unmittelbar vor der Fluthperiode herrschenden Zeit dem gegenwärtigen gleich gewesen oder nur ziemlich nahe gekommen sei, so können die Gewohnheiten und die Verbreitung der wilden Thiere jener beiden Zeiten ebenfalls eine nahe Verwandtschaft gehabt haben, obgleich ihre Arten unterschieden waren. Das Mammuth und andere Thiere, welche von den Zweigen der Weiden oder größeren Bäume lebten, können wenigstens für die Sommerzeit so weit nördlich angenommen werden, wie gegenwärtig das Elendthier, bis zum 70sten Parallelkreise. Flechten und Gräser fressende Wiederkäuer mögen ihre Frühlingswanderungen noch weiter nördlich ausgedehnt haben. Solche Wanderungen zur Aufsuchung ruhiger Wohnplätze und besserer Nahrung vertragen sich vollkommen mit großen Wanderzügen derselben Thiergattung in südlichere Gegenden, welche bis jenseit der angenommenen Fluthgrenze reichen und wo der gänzliche Untergang der gesammten Racen

Ursachen zuzuschreiben sein mag, welche verhältnißmäßig späteren Perioden angehören.

„Die St. Petersburger Abhandlungen und andere Werke geben Bericht über die Umstände, welche die Entdeckung der ganzen Leiber eines Rhinoceros und zweier Mammuthe im polarischen Sibirien begleiteten. Es ist zu bedauern, daß keine competente Naturforscher dabei gegenwärtig waren, welche aus einer Untersuchung des Mageninhalts, der Füße, der äußeren Bedeckung und anderer wichtiger Theile uns manche Auskunft über die Gewohnheiten dieser vorweltlichen Thiere und über die Natur der Gegend, worin sie lebten, gegeben haben würden. Vielleicht bringt das unerschöpfliche Lager organischer Ueberreste in dem Kotelnoi oder Neusibirischen Archipelagus, der bei Sviatoi Noss liegt, wohl noch ähnliche vollständige Thierleiber zu Tage, deren Untersuchung die Mühen und Kosten einer wissenschaftlichen Expedition reichlich belohnen würde.

„Im polarischen Amerika sind dergleichen Ueberreste nur in den nordwestlichen Spitzen entdeckt und zwar bis jetzt nur Knochen, Hörner und Haare, ohne eine einzige erhaltene Muskelfiber. Allein alle Sammler legen dem Boden der Fundstätte einen starken, unangenehmen Geruch von verwesender thierischer Substanz bei, der der Ausdünstung eines stark benutzten Friedhofs ähnlich sei. Im August 1816 entdeckten Kotzebue, Chamisso und Eschscholtz in der nach letztgenanntem Naturforscher geheißenen Bai einige auffallende Klippen, welche eine geringe Strecke südlich vom nördlichen Polarkreise lagen und eine Menge Knochen von Mammuths, Pferden, Ochsen und Hirschen enthielten. Die Klippen wurden von ihren Entdeckern als reine Eisberge von 100 Fuß Höhe beschrieben, die mit Erde bedeckt waren, auf welcher die

gewöhnliche polarische Vegetation gedieh. Diese neue Erscheinung erregte die höchste Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt, und als Capitain Beechey und der ihn begleitende Wundarzt Collie zehn Jahre später denselben Platz besuchten, gaben sie sich alle Mühe, die Beschaffenheit dieses Phänomens genau zu ermitteln. Dr. Buckland verfaßte einen Bericht mit bildlichen Darstellungen der gefundenen fossilen Ueberreste, und Capitain Beechey veröffentlichte den Plan des Fundorts.

„Dieser Plan umfaßt einen ziemlich viereckigen Abschnitt der Gegend von etwa 14 Meilen Breite und Länge. Der Bucklandfluß streift da, wo er sich nördlich wendet, um sich in die Eschscholtz-Bai zu ergießen, die Land- oder Ostgrenze desselben. Von der Mündung des Flusses zieht sich die Küstenlinie ziemlich gerade westlich nach dem Eschscholtz-Gestade und bildet die Südseite der Bai. Auf dem halben Wege oder ungefähr 7 Meilen zwischen dem erwähnten Gestade und der Elephantenspitze besteht die Küste aus hohen Eisklippen und auf dem übrigen Theile der Entfernung, von der Elephantenspitze bis zu dem Flusse, ist die Küste flach und sanft gebogen. Die Westseite des Landes ist dem Kotzebue-Sund zugekehrt und besteht aus schiefrigen Gneisfelsen, welche gegen Norden bei dem Eschscholtz-Gestade zu Ende gehen, und 10 oder 12 Meilen gegen Süden nehmen die felsigen Klippen eine landeinwärts gehende Richtung und ein niedriger Marschboden streicht vor ihnen her. Eine Hügelreihe läuft fast parallel mit der Westküste in der Entfernung von 1¼ Meile, und an ihrer südlichen Ecke, wo sie sich landein wendet, steht dicht an der Küstenlinie eines der höchsten Riffe, das auf 640 Fuß geschätzt wird. Von dieser Ecke nimmt der Lauf der Hügelreihe südöstliche Richtung und der oben erwähnte sumpfige

Boden läuft an dem Fuße derselben hin. Die Ufer des Buckland stellen sich ebenfalls als hochliegend, um nicht zu sagen hügelig dar und schließen in Verbindung mit jener Hügelreihe ein abschüssiges Thal oder Bassin ein, welches von zahlreichen kleinen Bächen bewässert wird und sich nördlich nach der tiefgelegenen Ostküste der Elephantenspitze abdacht. Bei der westlichen Mündung des Buckland befinden sich kleinere eisige Torfklippen; ähnliche Bildungen existiren ferner an dem östlichen Ufer desselben so wie an der Nordküste der Eschscholtz=Bai; desgleichen an verschiedenen Punkten der Küste zwischen der Behringsstraße und der Barrowspitze. Allein Fossilien sind nur in der Eschscholtz=Bai entdeckt und an den Ufern weniger Flüsse, welche die Behrings=See mit dem Berge St. Elias verbinden.

„Der folgende Auszug aus der Reise des Capitains Beechey enthält eine Beschreibung der Klippen von einem aufmerksamen Beobachter:

„„Wir segelten nach Eschscholtz=Bai, 28. Juli 1826, die ungemein seicht war, und landeten bei einem verlassenen Dorfe an einem niedrigen, sandigen Punkte, wo Kotzebue bivouakirte, als derselbe die Gegend besuchte, und dem ich den Namen Elephantenspitze beilegte, nach den Knochen dieses Thieres, welche in der Nähe gefunden wurden. Die Klippen sind von 20 bis 80 Fuß hoch und erheben sich landeinwärts zu einer abgerundeten Hügelreihe von vier= bis fünfhundert Fuß Höhe über dem Meeresspiegel. An einigen Stellen zeigt dieselbe gegen Norden eine senkrechte Abschüssigkeit, an anderen eine sanft geneigte Fläche, und sie ist hier und dort von Thälern und Wassergefällen eingeschnitten, welche meistentheils mit niedrigem Buschwerk bewachsen sind. Vor einem jeden dieser Thäler

erstreckt sich ein flacher Bodenstrich, der aus den Abspülungen des niederstürzenden Wassers gebildet ist; hier allein ist für Boote eine gute Landung thunlich. Das Erdreich der Klippen ist bläulich gefärbter Morast, welches die meiste Zeit mit Moos und magerm Grase bedeckt und voll tiefer Furchen ist, die in der Regel mit Wasser oder gefrorenem Schnee angefüllt sind. Morast in gefrorenem Zustande bildet an einigen Stellen die Oberfläche der Klippen, an anderen erscheint der Felsen, der mit Morast bedeckt ist oder mit einer halb daran lehnenden Morastbank, wie wenn die obere Schicht niedergeflossen wäre und sich an dem Felsen gestauet hätte. Aus großen Rissen am Rande der Moorklippen zu urtheilen, scheinen dieselben zu zerbröckeln und täglich zur Verminderung der Tiefe des Wassers in der Bai beizutragen. (S. 257.)

„„So ist die Bildung dieser Küstenlinie im Allgemeinen beschaffen. Es bleibt nur noch die besondere Bildung derselben zu beschreiben, die nach ihrer ersten Entdeckung durch Capitain Kotzebue so großes Aufsehen machte und einem Eisberge so ähnlich sah, daß er und seine Officiere sich täuschen ließen. Als wir längs der Küste hinfuhren, erregte die schimmernde Oberfläche kleiner Theile der Klippen unsere Aufmerksamkeit und leiteten uns auf die Spur dieses Phänomens, das wir sonst schwerlich entdeckt haben würden, obgleich die Lage desselben genau beschrieben war; denn seit der Anwesenheit des Capitains Kotzebue und seines Naturforschers sind so bedeutende Stücke der Eisklippen geschmolzen, daß gegenwärtig nur noch einige unbedeutende Flecken der gefrorenen Oberfläche übrig sind. Der größte davon, etwa eine Meile westlich von der Elephantenspitze gelegen, wurde von Collie genau untersucht. Derselbe durchschnitt das Eis in horizon-

taler Linie und fand, daß es nur einen Ueberzug der Klippe bildete, welche aus Moorerde und Kiessand in gefrornem Zustande bestand. Beim Forträumen der oberen Erde stellte sich ebenfalls, aus einer deutlichen Scheidelinie zwischen dem Eise und der Klippe, die Gewißheit heraus, daß sich die Russen durch den Anschein täuschen ließen. Bei einem Durchbruche in die Klippe, drei Fuß vom Rande, wurde gefrorene Erde, wie auf der Oberfläche der Klippe, bei elf Fuß Tiefe gefunden, und vier Yards weiter zurück zeigte sich dieselbe Substanz bei zwanzig Zoll Tiefe *).

„„Das eisige Aussehen der Klippen bemerkten wir später an verschiedenen Stellen des Sundes; es scheint entweder von dem Schnee verursacht zu sein, der sich an den Klippen aufsammelte oder die Höhlungen derselben im Winter anfüllte und im Sommer durch theilweises Schmelzen und Vereisen zu Eis wurde; oder es kam von dem Wasser, das während des Sommers beständig über den Rand der Klippen rinnt, deren Seiten daher weniger als andere Orte der ungehinderten Einwirkung der Sonnenstrahlen preisgegeben sind. Das Wasser verwandelte sich entweder beim Niederrieseln durch die noch gefrorene Oberfläche der Klippen in Eis, oder nachdem es die Erde an der Basis erreicht hatte, wo die Eislage sich wie ein Stalagmit erhebt und zuweilen bis an die Oberfläche reicht. Bevor dies aber geschehen kann, löset

*) „Wären die Gruben in einiger Entfernung vom Rande der Klippe bis zur Tiefe von 3 oder 4 Yards gemacht, so würde man ein bestimmteres Ergebniß erreicht haben; denn diese Versuche sind an sich nicht ausreichend um darzuthun, daß die gefrorene Moorerde, die man frühzeitig im Sommer, zu Ende Juli, bei 22 Zoll Tiefe erreichte, nicht bloß ein unaufgethautes Lager der Oberfläche war, welches etwas tiefer auf reinem Eise ruhte.

sich die obere Erdschicht in Folge des Aufthauens, stürzt über die Klippe und fällt in Haufen nieder, um schließlich von der Fluth weggespült zu werden.

„„(September 1826. S. 323.) Die Klippen, in welche die (von Collie gesammelten) Fossilien gebettet zu sein scheinen, gehören zu der Reihe, an welcher im Juli die Eisbildung bemerkt wurde. Während unserer fünf Wochen langen Abwesenheit war der Rand der Klippe auf einer Stelle vier Fuß, auf einer anderen anderthalb Fuß breit losgerissen und ein ferneres Stück war im Begriff in die Bucht zu stürzen. An einigen Plätzen, wo ein Eispanzer gehangen hatte, war von der Vorderseite der Klippe nichts als gefrorene Erde geblieben. Als wir diese Stellen von dem noch daran hängenden Eise befreieten, zeigte sich wiederum Morast in gefrornem Zustande, und bestätigte unsere obige Meinung von der Beschaffenheit der Klippen.““

„Diese Beschreibung der merkwürdigen Klippen theilen wir in ihrer ganzen Ausdehnung mit, weil sie so klar als bündig ist. Die Ansichten des Capitains Beechey und seines Officiers über den Ursprung der Eisklippen sind weitläufig in Dr. Buckland's Schrift besprochen, die als Anhang zu der Reise des ersteren gedruckt ist. Collie schreibt von der fossilienhaltigen Klippe, daß sie gegen Norden gekehrt ist, sich zwei und eine halbe Meile in gerader Linie mit geringen Unterbrechungen ausdehnt und im Allgemeinen eine Höhe von etwa 90 Fuß hat. Sie besteht nach seiner Aussage aus Thon und sehr feinem quarzigen und glimmerartigen Sande, welches im trockenen Zustande eine grauliche Farbe annimmt. Das Land erhebt sich allmälig hinter der Klippe zu einer ungefähren Höhe von 100 Fuß und ist mit einem schwarzen,

sumpfigen Boden bedeckt, welcher braune und graue Flechten, Moose, einige Ericeae, Gramineae und andere grasartige Pflanzen hervorbringt; dasselbe wird von Thälern mit Bächen durchschnitten, deren geschütztere Abhänge mit Weidenbüschen und Zwergbirken bewachsen sind. „„Die Specimina, welche aus den Débris am Fuße der Klippe (aus der Klippe selbst wurden keine gezogen) gewonnen wurden, waren besser erhalten, als diejenigen, welche abwechselnd von der Ebbe und Fluth bloßgelegt und wieder bespült wurden, oder in dem Moore und Lehm der Bank gebettet lagen. Ein starker Geruch, wie von erhitzten Knochen, verbreitete sich überall, wo Fossilien in größerer Menge lagen. (S. 509.)““

„Nach einem Zwischenraume von vierunddreißig Jahren gewährte die letzte Reise des Herald eine dritte Gelegenheit, an diesem interessanten Orte fossile Gebeine zu sammeln und die Zusammensetzung der weit berufenen Klippen zu untersuchen. Capitain Kellett, Berthold Seemann, Esq., und John Goodridge, Esq., die Schriften Kotzebue's und Beechey's in der Hand und beseelt von dem ernstlichen Verlangen, zu erforschen, welche der widerstreitenden Ansichten jener Officiere am meisten mit den Thatsachen übereinstimme, kamen nach einer genauen Prüfung der Klippen zu dem Schlusse, daß Kotzebue Recht hatte, indem er sie als Eisberge betrachtete. Mir sind von jedem der oben genannten Officieren des Herald Mittheilungen über diesen Gegenstand zu Theil geworden, welche ich wiedergeben will so weit es die mir gesteckten Grenzen gestatten; doch muß ich einige allgemeine Bemerkungen über gefrorene Klippen an anderen Orten der polarischen Küste voraufschicken, die ich selber zu beobachten Gelegenheit hatte.

„Bei Cap Maitland in der Liverpool-Bai, welche von der Mündung des Flusses Beghula gebildet wird und unter dem 70sten Parallelkreise liegt, sind steile Klippen, die aus Lagern von dunklem Thon oder Lehm bestehen, welche viele kleine, vom Wasser abgeschliffene Kiesel und wenige große Steinblöcke enthaltet. Mit Ausnahme von etwa achtzehn Zoll der Kruste des Gipfels, die mit dem Vorschreiten des Sommers aufthauet, bilden diese Klippen gegen die See einen beständig gefrorenen Wall, der jährlich unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen zur Sommerzeit abbröckelt; allein da die Wellen die herabgefallenen Theile wegspülen, so wird eine Anhäufung verhindert und die senkrechte Form der Klippe bleibt erhalten. Andere, ebenfalls vertikale Klippen an der Küste, die jedoch ein verschiedenes Aussehen hatten, zeigten sich mit einem Talus von Schnee bekleidet, über welchen sich eine Erdkruste gesetzt hatte, die der schmelzende Schnee aus den überflutheten Wasserlachen des Landes hergeführt hatte. Die Dauer dieser eisartigen Schneebänke hängt von den Umständen ab. Wenn die Klippen aus tiefem Wasser hervorragen, so wird das Eis, an welchem der Talus haftet, fast jeden Sommer gebrochen und die darüber liegende Masse, die bis dahin von dem gefrorenen Wasser in fester Stellung gehalten wurde, schwimmt unter der Gestalt eines Eisberges hinweg. In anderen Lagen erhalten sich die Schneeklippen eine Reihe von Jahren hindurch, vermehren sich allmälig durch Anschwemmungen, die sich deutlich abmarken, und verschwinden nur in Folge mehrerer warmer Sommer hinter einander. In Thälern, wo eine nördliche Lage und der Schatten höherer Berge den Schnee vor den Sonnenstrahlen beschützt, kann derselbe ein sehr beträchtliches Alter erreichen;

doch muß hinzugefügt werden, daß wohl alte Eisberge dieser Art an den Küsten von Spitzbergen und Grönland existiren, daß sie aber sehr selten an den Küsten des amerikanischen Festlandes vorkommen. Die Eisklippen der Eschscholtz-Bai mögen eine ähnliche Entstehung gehabt haben, wie die grönländischen Eisberge, und durch einmaligen oder wiederholten Einfluß mit Erde bedeckt sein. Schwer bleibt es indeß zu erklären, wie die fossilen Ueberreste in solchen Massen hineingekommen sein mögen, und ich vermag dem Leser keine Vermuthung zu bieten, die mich selbst befriedigte. Die vortreffliche Erhaltung vieler dieser Knochen, der spätere Uebergang der thierischen Substanz zur Verwesung, welche der Geruch beurkundet, Massen von Haaren, die neben einem Mammuthschädel gefunden wurden, das Vorkommen der Schalen von Bisonhörnern, und die Entdeckung der Rückenwirbel von bovinischen Thieren, welche in ihrer eigenthümlichen Reihenfolge lagen: alles dieses macht es wahrscheinlich, daß hier ganze Thierleiber bedeckt wurden und Frost auf ihre Verschüttung folgte. Eine allmälige Verbesserung des Klimas muß in neueren Zeiten eingetreten sein, um den fortschreitenden Verfall der Klippen und die Bloßlegung der Knochen zu bewirken. Die Seichtigkeit des Wassers in der Eschscholtz-Bai, die geringe Breite derselben und der Schutz, den ihr die Halbinsel Choris und Chamisso-Insel gegen den Andrang des Meeres gewähren, streiten wider die Annahme, daß Eisberge sammt ihrer Beladung aus der Ferne gekommen und in der Bucht festgetrieben wären. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß die Knochen und diluvianischen Gegenstände in der Mündung des Buckland-Flusses begraben und später von einem der Erdbeben emporgetrieben wurden,

mit welchen die Geologen sich aus mancher schwierigen Frage helfen; denn Eis konnte im wärmeren Wasser nicht lange Stand halten. Mit einem Worte, es bedarf noch fernerer Beobachtungen, um den Grund zu einer wahrscheinlichen Erklärung zu legen.«

Capitel IV.

Die Eskimos. — Ihre Kleidung. — Waffen. — Nahrung. — Baidars. — Wohnungen. — Sitten und Gebräuche. — Sprache.

Die Einwohner des Eskimolandes nennen sich selbst „Innuit“, was in ihrer Sprache „Mann“ bedeuten will. Die gewöhnlichere Bezeichnung Eskimos soll aus einer Verderbung von „Eskimantik“, d. h. Roh-Fisch-Esser, entstanden sein, ein Spottname, welchen ihnen ihre nächsten Nachbarn, die Mohikaner, beilegten. Sie sind eine der am weitesten ausgestreueten Völkerschaften, denn sie beherrschen 140 Längengrade oder eine Ausdehnung von 3500 Meilen. Allein dieser ungeheure Flächenraum ist sehr dünn bevölkert. Die natürliche Beschaffenheit der Gegend und des Klimas scheinen sich einer raschen Zunahme der Einwohnerschaft oder einer dichtern Ansammlung von Gemeinden zu widersetzen; eine ungefähre Schätzung der Küste von West-Eskimoland — das Innere ist uns unbekannt — ergiebt nicht mehr als drei Seelen auf je zwei Quadratmeilen oder eine Gesammtzahl von 5250.

Nach den Mittheilungen verschiedener Schriftsteller sollen die verschiedenen Stämme, selbst wenn sie sich in großer geographischer Entfernung befänden, nur wenig von einander in Ansehen, Sitten, Gebräuchen oder Sprache unterschieden

sein. Allein sie sind durchaus nicht so gleichförmig an Größe, als man erwarten möchte. Diejenigen, welche die Nachbarschaft von Norton- und Kotzebue-Sund bewohnen, zeichnen sich durch Schönheit und Größe aus, während die, welche zwischen Cap Lisburne und Barrowspitze wohnen, gleich den Stämmen der östlichen Theile Amerikas, weit kleiner sind und in ihrem Ansehen die geringere Beschaffenheit der von ihnen bewohnten Districte verrathen.

Beide Geschlechter sind wohl gebauet, rüstig, stark von Muskeln und rührig. Die Hände und Füße sind klein und schön geformt, was einige Schriftsteller ihrer sitzenden Lebensweise zuschreiben wollen; allein das kann nicht wohl der Fall sein, da wahrscheinlich kein Volk sich mehr bewegt oder beständiger in Thätigkeit ist. Ihre Höhe ist verschieden; in den südlichen Gegenden sind manche Personen sechs Fuß hoch; in den nördlichen findet eine bemerkliche Abnahme statt, jedoch keineswegs in dem Grade, wie man zu schildern pflegt.

Ihr Antlitz ist flach, die Wangenknochen springen hervor, die Augen sind klein, tiefliegend und gleich den Augenbrauen schwarz. Die Nasen sind breit; die Ohren lang und gemeiniglich durch Anhängung schwerer Zierrathe noch mehr verlängert; der Mund ist wohlgeformt, die Lippen sind dünn und bei den Männern durch dicke Pflöcke oder runde elfenbeinerne Lippenstöcke verzerrt, welche aus diagonalen Einschnitten aus den Lippen hervorstehen. Die Lippenstöcke entsprechen an Gestalt und Größe denen, welche bei den alten Mexikanern in Gebrauch waren. Dieser Umstand könnte für eine merkwürdige Uebereinstimmung gelten, wie sie so oft bei weit von einander lebenden Nationen vorkommt, wenn sich hier nicht eine wichtigere Betrachtung aufdrängte. Während des

Winters — der bei weitem größeren Abtheilung des Jahres — sind die Eskimos häufig durch die übermäßige Kälte genöthigt, dieselben abzulegen. Hiernach ließe sich annehmen, daß der Gebrauch nicht in der kalten Zone entstanden, sondern eingeführt und beibehalten sei. Wir wissen, daß die Aztecs vom Norden kamen, und vermögen ihre Spur mit ziemlicher Gewißheit bis zu dem Breitegrade der Straße Juan de Fuca nachzuweisen; wir dürfen daher wohl fragen, können nicht die Eskimos aus derselben Gegend gekommen sein oder wenigstens jenen Gebrauch angenommen haben, als sie in milderen Gegenden lebten? In Mexiko wurden die Lippenstöcke nur von den Kriegern getragen; bei den Eskimos bedient sich jeder Mann ohne Unterschied derselben; allein in der Gesellschaft jener bildeten die Krieger eine besondere Classe, bei diesen übte ein Jeder den Waffendienst. Ihr wirklicher Name „Innuit“ (Mann) zeigt die hohe Achtung, die sie vor sich selbst haben. Eben so ist der Umstand beachtenswerth, daß die Lippenstöcke nur im westlichen Eskimolande getragen werden.

Die Zähne der Eskimos sind regelmäßig, allein die Beschaffenheit ihrer Nahrung und ihre Gewohnheit, Häute durch Käuen zu bereiten, nutzt dieselben frühzeitig bis zum Zahnfleische ab. Das Haar ist schwarz, straff und grob; die Männer scheeren es auf der Scheitelhöhe ab, wie Kapuzinermönche, und lassen nur ein etwa zwei Zoll breites Band um den Kopf herum stehen, welches nach dem Nacken zu an Länge zunimmt. Die Frauen scheiteln das Haar in der Mitte und schmücken es, wenn ihr Wohlstand dies gestattet, mit Perlenschnüren. Der Besitz eines Bartes ist äußerst selten, wogegen ein leichter Schnurbart schon öfterer vorkommt.

Ihr Aussehen muß widerwärtig genannt werden, wenn es von der gewöhnlichen Schmutzbekleidung entstellt ist; im entgegengesetzten Falle aber zeigen sie eine gesunde, frische Farbe, und ohne die Sitte des Tätowirens könnte manches Mädchen selbst in europäischem Sinne hübsch genannt werden. Nur wenige Personen machen eine Ausnahme von dem normalen Zuschnitte ihres Volks. Ein Mann aus dem Stamme von der Hotham-Bucht glich so täuschend einem Neger, daß er deshalb am Bord des Plover viele Fragen zu bestehen hatte, ein Verhör, welches den armen Burschen so in Schrecken setzte, daß er lange Zeit nicht wieder zu bewegen war, an's Schiff zu kommen. Ein anderer Mann von Spafarief-Bucht besaß in auffallendem Grade die Höckernase und die großen dunklen Augen, welche die Hebräer auszeichnen.

Die Tracht der Eskimos eignet sich vortrefflich für die Gegend; schwerlich macht man sich einen Begriff von der großen Annehmlichkeit, welche dieselbe im polarischen Winter gewährt. Die Kleider bestehen in einem doppelten Anzuge von gleicher Form und Größe; der ganze Unterschied zwischen dem oberen und unteren besteht darin, daß letzterer das Pelzwerk dem Körper zukehrt, während es bei dem oberen die Außenseite einnimmt. Die Stiefel, Hosen und Oberkleider sind aus Rennthierfell gemacht; die Unterkleider aus Rennthierfell oder dem Balge eines pelztragenden Thieres. Die Männer tragen einen Ueberwurf, der etwas über die Kniee niederreicht und von einem Gürtel fest um den Leib gehalten wird, woran hinten der Schweif irgend eines Thieres sitzt. Eine geschmackvoll mit Wolfsfell verzierte Kapuze ist an dem Oberkleide befestigt und macht jede andere Kopfbedeckung überflüssig. Die Hosen reichen etwas unter die Kniee, und fassen

unter die Stiefeln, welche mit denselben durch eine Schnur zusammengehalten werden. In den Schuh der Stiefel wird Stroh gelegt, das häufig erneuert wird und sehr warm halten soll. Die Handschuhe sind in der Regel aus dem Felle des Rennthierkalbes gemacht; da sie indeß nicht genug gegen die Kälte schützen, so werden große, dicke Fausthandschuhe darüber gezogen. Während des Sommers dient bei der Jagd auf Wallfische und Seehunde ein Ueberzug von Wallfischdarm und Stiefeln von Seehunds- oder Wallroßfell als wasserdichte Bekleidung. Der Walguti, ein Beutel zur Aufbewahrung von Pfeifen, Taback, Stein und Stahl, oder in Ermangelung der letzteren Gegenstände, zweier Holzstäbe zur Anmachung von Feuer, wird an dem Gürtel befestigt und ergänzt den Anzug. Die Kleidung der Frauen ist nur wenig verschieden; die Röcke gehen tiefer, sind vorn und hinten ausgeschnitten und haben eine Kapuze, welche groß genug ist um ein Kind darin zu tragen. Die Hosen und Stiefeln bestehen aus einem Stücke, und die Zierde des hinten angehängten Schwanzes fehlt. Im Uebrigen sind sie kaum von den Männern zu unterscheiden.

Die Waffen der Eingeborenen eignen sich mehr für die Jagd als für den Krieg. Ihre Speere sind aus Treibholz, namentlich aus Tannenholz verfertigt und mit knöcherner Spitze versehen, welche die Zähne der Wallrosse liefern. Ihre Lanzen, Wurfspieße und Pfeile bestehen aus demselben Materiale und sind mit Spitzen von Flintenstein, Knochen, Schiefer oder Elfenbein versehen. Ihr Bogen, wo möglich aus Buchenholz gemacht, wird sehr sinnreich mit Strängen aus sauber bereiteten Rennthiersehnen gespannt; die feinen Sehnen werden gedreht und gleich den Haaren eines Geigenbogens

neben einander gelegt. Die alten Elfenbeinmesser und Beile aus Flintenstein sind durch gewöhnliche europäische Schneidemesser und Aexte verdrängt, welche die Russen ins Land gebracht haben. Das Wurfbrett zum Speerschleudern ist gebräuchlich und dem der Australier ähnlich.

Thierische Nahrung ist in Fülle vorhanden und bildet den hauptsächlichsten Lebensunterhalt. Sie besteht vorzugsweise aus Wild, Seehunds-, Wallfisch- und Wallroßfett. Das Fett wird nie gekocht, sondern als ein Leckerbissen betrachtet und den Kindern als solcher gereicht. Das Wallroßfett schmeckt nicht übel; ich habe manches gekostet, das große Aehnlichkeit mit Käse hatte. Man scheint sehr gleichgültig darüber zu sein, ob die Speise roh oder gekocht, frisch oder alt ist. Das Wildfleisch ist immer, wenn es gekocht wird, von reichlicher Thransauce begleitet. Der Thran wird zuweilen mit Beeren gesättigt und bildet dann ein Gericht, welches auf dem Küchenzettel der Eingeborenen obenan steht. Fisch wird roh gegessen und bildet gewöhnlich den Unterhalt auf Reisen. Man bewahrt ihn auf, indem man ihn in der Sonne trocknet oder unmittelbar nach dem Fange in das gefrorene Erdreich gräbt. Vegetabilische Nahrung muß nothwendiger Weise einen geringen Theil des Unterhalts eines Volkes ausmachen, das weder den Boden bebauet noch eine Gegend bewohnt, welche mit derartigen Erzeugnissen großes Lob einlegt. Die scharfen Blätter des Sauerampfers (Rumex domesticus, Hartm.) werden, sobald sie erscheinen und den ganzen Sommer hindurch, zu ganzen Händen voll als ein Mittel gegen Scorbut gegessen. Die Wurzeln von Ma-schu (Polygonum Bistorta, Linn.) bilden einen anderen Gegenstand der Nahrung; in heißer Asche geröstet, schmecken sie beinahe wie

Kartoffeln, sind jedoch nicht so zart und nahrhaft. Den wichtigsten Vorrath für den Winter geben die Beeren, womit die Natur die Gegend in Ueberfülle bedacht hat. Man bedient sich acht verschiedener Arten: Empetrum nigrum, Rubus acaulis, R. Chamaemorus, Vaccinium uliginosum, V. Vitis-Idaea, V. Oxycoccus, Cornus Suecica und Arbutus alpina. Man sammelt sie im Herbste und bewahrt sie in gefrorenem Zustande in hölzernen Behältern, aus denen man sie mit einem Beile oder anderen scharfen Werkzeugen loshauet. Manche andere vegetabilische Substanz ließe sich vielleicht mit Vortheil benutzen, z. B. Schnittlauch (Allium Schoenoprasum, Linn.), verschiedene Flechten und Scharbockskraut (Cochlearia sp. pl.). Das Getränk ist Wasser; bei recht kaltem Wetter aber wird Thran getrunken, der nach der Versicherung der Eingeborenen dem Körper eine höhere Wärme verleiht. Berauschende Getränke sind glücklicherweise diesen nördlichen Völkern unbekannt; nur am Norton-Sunde scheint der beständige Verkehr mit russischen Kaufleuten eine Vorliebe dafür erweckt zu haben.

Der Baidar oder Omiak kann füglich wie an der Ostseite des Continents ein Weiberboot genannt werden, weil er zu den verschiedenartigsten Zwecken dient. Seine Länge ist etwa 30 Fuß, die äußerste Breite 6 Fuß, die Tiefe 3 Fuß. Es läuft gleichmäßig nach hinten und vorn zu und gleicht ziemlich dem Madras Massulah-Boote. Sein Spann ist aus Treibholz, besonders aus Fichtenholz, gemacht und mit Riemen aus Wallroßhaut und mit Wallfischknochen gebaubt und zusammengeheftet. Der Boden ist flach und trägt in der Regel sechs Querbretter oder Sitze. Das ganze Boot ist mit Wallroßhäuten überzogen, welche dicht anliegen und fest

an einander schließen, ohne diese Eigenschaft beim Trocknen zu verlieren. Ein Baidar kann 15 bis 20 Personen fassen, ohne mehr als einen Fuß Wasser zu ziehen. Wird er schwerer beladen, so befestigt man an den Außenseiten aufgeblähete Seehundshäute, welche das Umschlagen verhindern. Obgleich von zwölf Rudern getrieben, schreitet der Baidar nur langsam vorwärts und gegen starken Wind oder bei unruhiger See kommt er kaum von der Stelle. Die Ruder sind 15 Fuß lang und an der Spitze mit einer Handhabe versehen. Ein langes Stück Holz, welches am Seitenrande des Schiffs festgehalten wird, bildet das Ruder — eine schlechte Nachahmung unserer Methode, die Boote zu bewegen. Den Dienst des Steuermanns versieht in der Regel ein alter Mann, der ein längeres Ruder führt. Auch eines Segels aus Wallroßhaut oder Renuthierfell bedient man sich, allein da die Bauart der Boote nicht gestattet, den Wind zu schneiden, so ist es nur in gerader Richtung des Windes zu gebrauchen. Die Kayaks sind nur 16 Fuß lang und 2 Fuß breit und so leicht, daß sie bei der Seehunds- oder Wallfischjagd in den Baidar genommen und erst ausgesetzt werden, wann die Beute in Sicht ist. Beide Enden des Kayaks laufen schmäler zu und stehen in die Höhe. In der Mitte haben sie ein rundes Loch, wohinein der Körper des Eigenthümers paßt. Die Fluß- und Seekayaks sind von verschiedener Bauart; letztere sind etwas kleiner, leichter gearbeitet und stehen nicht so hoch aus dem Wasser. In Nothfällen findet man wohl zwei Menschen in einem Kayak, doch wäre es ein Kunststück, wenn sich nur einer in aufrechter Stellung darin erhalten könnte. Ein Doppelruder dient zur Fortbewegung, die rasch und gewandt von Statten geht. Das Ruder ist in der Hand des Eskimo die Balancirstange,

welche dem Seiltänzer das Gleichgewicht sichert, und Leute, die zum ersten Male in einem Kayak fahren, ohne diese besondere Fertigkeit erworben zu haben, schlagen sicherlich um.

Die Schlitten sind aus Holz und unterscheiden sich von denen aller anderen Völker. Sie messen 12 Fuß in der Länge, 2 Fuß 6 Zoll in der Höhe, 2 Fuß in der Breite und sind am Vordertheile leicht nach aufwärts gekrümmt. Die Schleifen derselben sind schmal und mit den Kinnladen des Wallfisches beschlagen, die mit hölzernen Pflöcken befestigt werden. Der Kasten des Schlittens gleicht einem Gitterwerk ohne Lehnen und befindet sich einen Fuß hoch über dem Schnee. Stränge von Rennthiersehnen, Wallroßhäute und Wallfischknochen sichern ihn auf allen Seiten, so daß er ein Gewicht von 500—700 Pfund zu tragen vermag.

Die Wohnungen oder Yourts gleichen denen der östlichen Eskimos nicht; sie sind nie aus Schnee errichtet, sondern mit größerer Festigkeit aus Treibholz hergestellt. Sie stecken mehr als zur Hälfte unter der Erde und liegen in der Regel auf niedrigen, wo möglich sandigen Stellen. Eine Grube von etwa 20 Fuß ins Quadrat und 8 Fuß Tiefe wird an den Seiten mit Stämmen dünner Bäume ausgefüllt und jeder Zwischenraum mit Moos ausgestopft. Die reicheren Leute schlagen diese Abtheilung mit Brettern aus, welche zuvor mit der Axt anschließend gemacht wurden. Die Dächer bilden über der Mitte eine große viereckige Oeffnung, welche genau wie ein Lukenkasten aussieht; durch dieselbe fällt das Licht und entweicht der Rauch. Sonst ist das ganze Dach mit Rasen bedeckt. Der Eingang ist unter der Erde und bildet einen Gang von 30 bis 40 Fuß Länge, welcher mit dem Boden der Wohnung in gleicher Höhe liegt und eine östliche

Richtung vom Hause nimmt. An jedem Ende ist ein kleiner Raum, wovon der eine mittels eines Loches zur Wohnung und der andere ins Freie leitet. Der letztere dient zum Abschütteln des Schnees von der Kleidung, bevor man in die warme Hütte tritt. Beide Oeffnungen sind sorgfältig mit Rennthierhäuten verschlossen, um der Kälte den Zugang zu wehren. Die Seitenwände der Wohnungen sind bis auf die Eingangsseite zu Schlafstätten bestimmt. Die Bettstellen sind einfache Bretter, welche sich auf Unterlagen von Baumstämmen 18 Zoll hoch über der Erde erheben. In einzelnen Hütten sind Weidenzweige darauf gestreut, über die zur Nachtzeit die Häute gebreitet werden. Etliche Steine bilden die Feuerstätte; sie wird gleich dem übrigen Mittelraume mit losen Brettern belegt, welche entfernt werden, wenn ein Feuer angezündet werden soll. Die viereckige Oeffnung ist mit einem Stück Wallfischblase bedeckt, welche Licht durchläßt und stark genug ist, um heftigem Schneefall zu widerstehen. In jeder Ecke befindet sich ein ausgehöhlter Stein, der Oel enthält; ein kleines Moos (Sphagnum fimbriatum, Hook. et Wils.) bildet den Docht. Dies ist die Lampe, über welcher eine Art Netzwerk zum Trocknen feuchter oder nasser Kleider angebracht ist. Das Feuer in der Mitte wird nie der Wärme willen angezündet, da die Lampen dafür ausreichen; größere Hitze würde ein Thauen des Dachs veranlassen und folglich die ganze Wohnung mit Feuchtigkeit anfüllen.

Das Innere mancher Hütten wird nett und sauber gehalten; man wird von der darin herrschenden Behaglichkeit überrascht. Die Lampen verbreiten Licht und Wärme, und wenn der Reisende seine nassen Kleider abgelegt hat und im Schutze vor dem draußen stürmenden Schneewetter sich

behaglich auf die weichen Felle niederstreckt, so verschwindet schnell das mitleidige Bedauern, welches er mit der Lage der armen Eskimos empfand, und er überzeugt sich, daß im Verhältniß zu der niedrigen Civilisation, ihre Lebensweise keineswegs so jämmerlich ist wie man wohl annimmt. Die Aufnahme geschieht immer in folgender Weise: zuerst wird dem Ankömmlinge vorgesetzt was die Speisekammer vermag; dann folgt ein Tanz, welcher von Gesängen begleitet wird, und bei dem sich alle beeifern, das Wohlgefallen des Fremden zu erregen. Nach dieser Vorstellung überreicht ihm Jeder ein kleines Geschenk; obwohl er einer Gegengabe gewiß ist, so wäre es doch ungerecht, die unverkennbare Gastfreundlichkeit und das Bestreben zu erfreuen in Abrede zu stellen.

Während des Winters, wenn eine dicke Schneedecke liegt, sind die Hütten nicht leicht zu erkennen; man würde oft ohne Acht daran vorbeigehen, wenn sich nicht ein hohes Gerüst in der Nähe befände, an welchem die Kayaks, Geschirre u. dgl. hängen, so hoch, daß sie vor den Hunden gesichert sind. Jede Hütte hat auch ein unterirdisches Vorrathshaus, welches in die gefrorene Erde gegraben und mit Strohmatten ausgelegt ist; dieselben sind von den Yourts verschieden und enthalten Fische, Beeren, Fischtalg, Wildfleisch u. s. w. Eine Art von Taubenhaus erhebt sich auf Pfählen und dient zur Aufnahme der Häute, Kleider, Pelze und anderer Artikel, welche eben nicht im Gebrauche sind. Es steht neben dem erwähnten Gerüst und hilft mit zur Bezeichnung der Lage der Wohnungen.

Selten findet man ein Dorf ohne ein eigenes Tanzhaus. Dieser Bau wird durch vereinte Kraft der ganzen Gemeinde errichtet und in derselben Weise wie die Wohnungen aus-

geführt, jedoch größer und so, daß der Fußboden drei Fuß über der Erde liegt, damit ihn weniger Feuchtigkeit treffe. Die Wände sind mit Tambourins und zuweilen auch mit hölzernen Masken geziert; ringsum brennen Lampen, zu deren Fettbedarf alle Bewohner beisteuern.

Wenn die Sommerwärme den Schnee schmilzt, so bedeckt sich der Fußboden der Winterhütten einige Zoll hoch mit Wasser, und zwingt zur Zuflucht in die Zelte. Die Zelte werden aus ungegerbten Rennthierfellen gemacht; sie haben eine Kegelform und sind ohne Oeffnung an der Spitze, da niemals Feuer darin angezündet wird. Ihre Errichtung erfordert wenige Minuten und eben so schnell geht der Abbruch. Ein kleines, sorgfältig unterhaltenes Feuer am Eingange bewahrt vor den Moskitos.

Die Regierung — wenn das lose Band, das einen Eskimostamm zusammenhält, diesen Namen verdient — ist eine Vermischung monarchischer und republikanischer Formen. Sklaverei selbst in ihrer mildesten Gestalt ist gänzlich unbekannt; Jedermann steht auf gleicher Stufe mit allen übrigen Bewohnern der Gegend. Nur ein erbliches Oberhaupt wird von Allen anerkannt, dessen Befugnisse jedoch sehr beschränkt sind. Es wird ihm kein Tribut von seinen Untergebenen gezollt, noch steht ihm ein Recht zu, über die Arbeit oder das Eigenthum derselben zu verfügen. Der Abschluß von Verträgen und die Ertheilung der Erlaubniß, auf dem Gebiete des Stammes zu jagen, scheint die gesammte Ausdehnung seiner Macht zu sein.

Die Entfernungen, in welche die Eskimos zum Austausch ihrer Felle reisen, sind erstaunlich. Manche Eingeborene der Hotham-Bucht waren auf Cap Lisburne sehr gut

bekannt und sogar bis nahe an Barrowspitze gekommen. Die weiten Schnee-Ebenen scheinen ihr Element zu sein. Begleitet von ihren Schlitten gehen sie bis 25 Meilen den Tag; wenn die Nacht anbricht, breiten sie ihre Rennthierfelle aus und schlafen trotz des unbarmherzigsten Wetters so sanft wie in ihren Hütten. Das größte Ungemach für sie ist der Mangel an Wasser. Wenn sie frisches Eis erreichen, so machen sie ein Loch hinein; aus demselben sprudelt das Wasser an die Oberfläche und versorgt sie reichlich mit diesem Bedarf. Da ihnen diese günstige Gelegenheit nicht oft geboten wird und sie einer unglaublichen Menge bedürfen, um ihren Durst zu befriedigen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu einer anderen Aushülfe. Etwa alle Stunde wird ein Halt gemacht und Taback mit einer Beimischung von Holz geraucht. „Ich fand, sagt Herr Pim hierüber, daß dies neue Kräfte verleiht, und es läßt sich annehmen, daß die Eingeborenen es in noch höherem Grade empfinden, da sie den Dampf in die Lungen einsaugen und später durch die Nasenlöcher wieder von sich geben.“

Wenn der Schnee weich ist, so werden Schneeschuhe getragen. Diese haben 2 bis 3 Fuß Länge, 1 Fuß Breite und sind an der Spitze leicht auswärts gebogen. Der Fuß wird in der Mitte durch ein Netzwerk von Wallroßhaut gehalten und durch einen Riemen quer über die Zehen und um den Hacken noch sicherer befestigt. Durch Uebung bedienen sich die Eskimos derselben mit überraschender Gewandtheit. In Norton-Sund gewann einer derselben sogar einem Rennthiere den Vorsprung ab; da er jedoch in der Hitze des Jagens alle Waffen und selbst sein Messer verloren hatte, so machte es ihm die größte Schwierigkeit, seine Beute zu

erlegen, und er trug mehrere schwere Verletzungen im Kampfe davon.

Jagen und Fischen bilden fast die einzige Beschäftigung der Männer. Bei der Beschränktheit ihrer Werkzeuge wird ein großer Scharfsinn dazu erfordert, wie dies die erwähnte Art, den Polarbären zu fangen, an den Tag legt. Ihre Unerschrockenheit erfährt die härtesten Proben beim Fang der Wallfische und anderer Thiere, welche oft größer als die Baydars und reichlich im Stande sind, den kleinen Kayak zu verschlingen. Sobald man den Wallfisch auf der Oberfläche des Wassers sich daher wälzen sieht, wird der Kayak bis auf etliche Fuß weit in seine Nähe gerudert und die Harpune in die Seiten desselben gespießt. Bei dem leisesten Seitendruck löst sich die knöcherne Spitze der Harpune von selbst von dem Stiele ab, der auf der Oberfläche des Wassers schwimmt und wieder eingesammelt wird, während die Spitze mit der Linie und der daran sitzenden Seehundsblase am Thiere haften bleibt. Mehrere Harpunen werden dem Wallfisch auf dieselbe Weise beigebracht, bis die Beute, durch die verschiedenen Blasen an freier Bewegung gehindert, den Lanzen der Verfolger erliegt und im Triumph an die Küste gezogen wird. Der Seehunds- und Wallroßfang geschieht in derselben Weise. Salm und andere Fische werden in Netzen gefangen; der Angelschnur bedient man sich nur beim Beginn der Sommerzeit, um den Bedarf von Weißfischen zu gewinnen.

Im Sommer befinden sich die Eskimos in einem Ekel erregenden Zustande des Schmutzes; im Winter scheinen sie völlig das Gegentheil, obgleich ihr Abscheu vor dem Waschen auf die Spitze getrieben ist. Bei Gelegenheit waschen sie den

Körper wohl einmal mit einer gewissen thierischen Flüssigkeit, allein auch dies geschieht selten genug.

Ihr Benehmen beim Essen zeigt die einfachste Natürlichkeit. Eine hölzerne Schüssel mit Fleischstücken und ein anderes Gefäß mit Thran wird in den Mittelraum gestellt, wo sie sich kauernd niedersetzen. Ein Jeder wählt das Stück, welches ihm am meisten zusagt. Wenn er es zu groß findet, um auf einmal in den Mund zu gehen, so zerlegt er es in folgender Art: ein Ende des Fleischstücks wird mit den Zähnen erfaßt, das andere mit der linken Hand, während die Rechte die Trennung vornimmt, so daß das Messer in gefährlicher Nähe der Nase vorbeispaziert. Zuweilen wird das Mahl mit einem Gericht Beeren, die mit Seehundsthran getränkt sind, beschlossen; dies ist, für die dortige Gegend, gar so übel nicht. Hierauf wird geraucht und das Frühstück, Mittagsmahl oder Abendbrod, wie man es eben nennen will, ist zu Ende. Die große Verschiedenheit unserer Nahrung und die Art, die Speisen zu Munde zu führen, verursachte anfänglich große Verwunderung, doch machte sie einen so günstigen Eindruck, daß sich die Leute bei verschiedenen Gelegenheiten zur Befolgung unserer Sitte bestimmen ließen. Löffel und Gabeln stiegen im Ansehen und bald war es nicht mehr nöthig, daß wir uns bei unseren Ausflügen in die Umgegend von Kotzebue-Sund selbst damit versahen. Die Frauen essen für sich allein; es ist ihnen nicht gestattet mit den Männern zusammen zu essen, was an die Herrschaft desselben Gebrauchs in Ecuador erinnert.

Ihre Gesänge bewegen sich gleich denen aller Ureinwohner Amerikas in dumpfen Weisen und sind ohne Rhythmus. Durch die Weisen erhalten sie einen schwermüthigen Ausdruck, und

der Mangel an Rhythmus macht es schwer, sie im Gedächtnisse zu behalten. Die Wirkung derselben auf das Ohr des Europäers ist unbefriedigend und ihr Ende erscheint wie abgebrochen und unnatürlich. Diese Erscheinung ist noch nicht genügend erklärt. Man hat wohl aufgestellt, daß die Lieder eines Volkes, welches lange in der Knechtschaft geschmachtet habe, wie zum Beispiel einige slavische Stämme, sich in dumpfklingenden Weisen bewegten. Aber diese Behauptung läßt sich nicht wohl auf die Neue Welt anwenden, denn wenn auch in den südlichen Gegenden des Continents der vollständigste Despotismus herrschte, so haben sich manche nördliche Völkerschaften fortwährend eines hohen Grades von Freiheit erfreut. Nicht minder befremdend ist es, daß die Urbewohner Amerikas so geringe Fortschritte in der Musik gemacht haben sollten, daß sie den Takt nicht kennen gelernt hätten, der bei uns so natürlich erscheint, daß wir ihn ganz unwillkürlich beim Dreschen und bei manchen anderen häuslichen Verrichtungen anwenden. Die bei den Eskimos gängigen Lieder scheinen die Anzahl von vieren nicht zu überschreiten; sie werden nur zur Begleitung der Tänze angewendet. Musik scheint überhaupt von geringer Wirkung auf sie zu sein, wenigstens machten unsere Geigen und Flöten keinen Eindruck. Die Harmonica erregte ihre Neugierde, weniger durch die Töne selbst, als durch die Art, wie sie hervorgebracht wurden. Die Frauen beschwichtigen ihre Kinder nicht durch Ammenlieder, sondern schieben ihnen ein Stück Talg in den Mund, was dieselbe beruhigende Wirkung zu haben scheint.

Ihr Tanz ist von der rohesten Art und besteht einzig in heftigen Bewegungen der Arme und Beine. Gemeiniglich wird er von einem Manne ausgeführt, doch können sich

mehrere Personen zu gemeinschaftlichem Tanze verbinden. Der Tänzer ändert vor dem Beginne in der Regel die Kleidung. Er zieht einen weißen Rock und Handschuhe an und legt eine Binde um den Kopf, in welcher mitten auf der Stirn ein Vogelschnabel oder eine Thierschnauze, und über jedem Ohr eine Feder angebracht ist. Er beginnt mit heftigem Aufstampfen des rechten Fußes, streckt die Arme mit ungestümen Bewegungen aus, wirft einen schrecklichen Blick auf den Kreis der Zuschauer und schüttelt das Haupt. Dann bedient er sich des linken Fußes, und fängt nach einer Verbeugung wieder mit dem rechten an. Die Anstrengung ist zu heftig, um lange ertragen zu werden, deshalb lösen sich die Tänzer öfters ab. Zuweilen nehmen mehrere Männer am Tanze Theil und hin und wieder werden auch die Frauen zugezogen. Diese beschränken sich darauf, den Körper zu bewegen und mit den Armen zu wehen, ohne die Stellung zu verändern oder die Füße zu regen. Die Männer stoßen bisweilen ein Jauchzen aus, die Frauen äußern nie einen Ton.

An Stärke der Nachahmung kommen die Eskimos beinahe den Chinesen gleich. Wenn sie irgend einen Gegenstand, dessen Anwendung ihnen vortheilhaft schien, bei uns sahen, so bemüheten sie sich unablässig, denselben nachzuahmen, und gemeiniglich gelang es ihnen dem Anscheine nach ihn ähnlich herzustellen, wenn auch nicht so vollkommen in seiner Ausführung. Messer, Gabeln, Löffel wurden nachgeahmt und sogar einmal der Versuch mit einer Geige gemacht, die freilich nicht einen einzigen wohlklingenden Ton hervorbrachte. Diese Richtung ihres Geistes kann von Wichtigkeit werden; sobald sie mehr civilisirt sind und eigenes Nachdenken gewonnen haben, so können sie in ihrer langen Winterzeit manche

künstliche und durch ihre Arbeit ausgezeichnete Gegenstände fabriciren.

Es ist eine falsche Ansicht vieler Schriftsteller, in den Wilden ein Muster der Vortrefflichkeit zu sehen und ihren Charakter als ungekünstelt, ihre Handlungsweise als nur ehrenhaft anzunehmen. Wie eine solche Ansicht den blutigen Scenen gegenüber möglich war, die vor den eigenen Augen der Beobachter stattfanden, bleibt ein Widerspruch. Die Indianer Amerikas zum Beispiel wurden zum Diebstahle erzogen und ihre Verschlagenheit, ihr Blutdurst bei jeder Gelegenheit angestachelt. Die Polynesier, diese zahlreiche Klasse von Inselbewohnern, hatte denselben Charakter; berauschende Getränke und alle Laster der civilisirten Gegend existirten bei ihnen. Die Westindianer waren ebenfalls mit der unnützen Gewohnheit des Rauchens bekannt und hatten sogar, wie Einige behaupten, eine bekannte ansteckende Krankheit, die sie ihren Entdeckern mittheilten. Im Allgemeinen ist daher der Glaube ohne allen Grund, daß der Verkehr mit civilisirten Völkern den Wilden irgend ein neues Laster lehren könne. Der Charakter der Eskimos ist eine Mischung von guten und schlechten Eigenschaften; wenn man indeß in Erwägung zieht, daß ihnen jede sittliche Anleitung fehlt, so macht derselbe einen günstigen Eindruck. Gastfreundlichkeit wird nie von ihnen verleugnet. Bei ihren Mahlzeiten behauptet der Fremde einen Vorzug, und das Beste, was das Haus vermag, wird ihm vorgesetzt. Wenn größere Parthieen ankommen, so helfen sich die Männer bei jeder Verrichtung, die vorzunehmen ist, während die Frauen sich zusammenschaaren und einander bei der Anfertigung von Kleidern und Booten behülflich sind. So entstehen die gewöhnlichen Wirthschaftsscenen: die eine Person

ist zum Beispiel geschickt im Bootmachen, sie theilt die Vortheile mit, deren sie sich dabei bedient; eine andere ist gewandt im Schneidern, sie giebt der Wirthin ihr eigenthümliches Verfahren zum Besten. Unter sich beobachten sie die strengste Ehrlichkeit; gegen uns wurde es nicht so streng genommen; verschiedene Gegenstände kamen uns weg, da diese jedoch für sie von unschätzbarem Werthe waren, so verdient dies eine mildere Beurtheilung. Ihre Neigung für Kinder ist groß; allein die Behandlung richtet sich nach dem Geschlechte. Ein Knabe wird gehätschelt, während ein Mädchen in frühestem Alter zur Sklavin wird. Mütter wie Väter haben in dieser Hinsicht gleiche Ansicht und zeigen beide Bedauern bei der Geburt eines Kindes von weiblichem Geschlechte. Kindesmord, ein bei den Wilden so häufiges Verbrechen, scheint hier jedoch nicht vorzukommen; allenthalben wurde es mit Zeichen der Entrüstung in Abrede gestellt. Vertauschung von Kindern findet nie statt. Die Frauen werden, wenn auch nicht als ebenbürtig, doch mit größerer Rücksicht behandelt, als bei ungesitteten Völkern der Fall zu sein pflegt; denn da die Eskimos kein Kriegervolk sind, so haben sie Muße für den Genuß der Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens, und man begegnet hier der Erscheinung verfeinerter Nationen, daß die Frau das Oberhaupt des Hauses ist. Der Mann schließt nie einen Handel ohne Zustimmung seiner Frau ab, und was sie nicht billigt wird abgelehnt. Hohes Alter erfährt keine Verehrung, sondern ist im Gegentheil der Verspottung, ja der Mißhandlung ausgesetzt. Die bejahrten Leute haben jedoch nie Mangel an Nahrung zu erdulden, noch werden sie auf öder Steppe einem langsamen Tode ausgesetzt, wie dies von den Eskimos der Ostseite Amerikas berichtet wird.

Der Hochzeitsgebrauch ist eigenthümlich. Wenn ein Mann seine Wahl getroffen, so geht er zu des Mädchens Mutter und hält um der Tochter Hand an. Glaubt die Mutter, daß er eine Frau von dem Ertrage seiner Jagd ernähren kann, und hat sie sonst nichts einzuwenden, so giebt sie ihre Zustimmung. Der Bräutigam nimmt alsdann einen vollständigen Anzug und bittet das Mädchen ihn anzunehmen. Die Braut trägt ihn zu ihrer Mutter, und wenn sie darein gekleidet wiederkehrt, so wird sie als sein Weib angesehen. Auf dieselbe Weise heirathen zuweilen zwei Männer eine und dieselbe Frau; dieser Gebrauch scheint aus dem Mangel an zarterem Geschlechte entstanden zu sein. Nach der Heirath ist Untreue sehr selten.

Die Erkrankung einer Person verursacht die größte Verwirrung. Für die Heilung des Kranken beweisen die Eingeborenen mehr Dankbarkeit als für jede andere erwiesene Wohlthat. Ihre Krankheiten sind gering an Zahl: Hautkrankheiten sind die gewöhnlichsten, und diesen ließe sich leicht durch reinlichere Kleider vorbeugen. Mißgestaltungen sind selten; nur ein Buckliger und ein Mann mit einem Kropfe kamen uns zu Gesicht. Die Todten werden nicht in die Erde gescharrt; die Leichname sammt den Kleidern, Schmucksachen, Waffen und sonstigen Geräthen des Verstorbenen werden in eine Wallroßhaut gehüllt und auf eine etwa 3 Fuß über dem Boden gemachte Erhöhung gesetzt. Auf eine Himmelsrichtung wird dabei keine Rücksicht genommen. Man bedeckt sie mit Brettern und diese werden wieder von Baumstämmen beschützt, welche kegelförmig in die Erde getrieben werden und stark genug sind, um wilde Thiere zurückzuweisen.

Die Eskimos der Gegend, welche hier in Rede steht, scheinen mit Ausnahme einer geringen Anzahl am Norton-

Sunde, die zur griechischen Kirche bekehrt ist, überall nichts von Religion zu wissen. Ihre Vorstellungen von der Zukunft sind höchst unbestimmt. Sie glauben, daß nach dem Tode ein gewisser Grad von innerem Bewußtsein fortbesteht; allein ob dies für immer anhält oder nach einer gewissen Zeit zu Ende geht, scheint bei ihnen nie in Betracht gekommen zu sein. Die Krähe wird, wie schon erwähnt, für den Urheber der Welt gehalten und man hegt eine hohe Meinung von ihrer Klugheit; aber von Verehrung ist darum keineswegs die Rede. Sie ward uns allenthalben als Ziel für unsere Kugeln angewiesen, wahrscheinlich in dem Glauben, daß wir sie nicht zu tödten vermöchten. In wie weit dieser Glaube erschüttert wurde, wenn der Vogel gleich anderen todt niederfiel, vermag ich nicht zu sagen.

Hinsichtlich des Ursprungs der Weißen ist ihre Meinung eben so unbestimmt. Ein alter Häuptling entgegnete auf die Frage, was er glaube, woher wir gekommen seien: „Das ist unbekannt, aber ich denke, daß Ihr Bäume seid, die in demselben Lande wie das Treibholz gewachsen sind, bloß daß Ihr lebendig seid, während das Holz, das an unsere Küsten treibt, todt ist.“ Ob diese Antwort nur ein Bild war, oder ob der Häuptling uns wirklich für eine Art Bäume hielt, erlaubte uns unsere geringe Kenntniß der Sprache nicht zu erforschen.

Die Sprache der Eskimos wird stark mit der Kehle gesprochen, ist jedoch nicht übelklingend. Sie ist reich an Ausdrücken und der Aneignung fähig. Gleich dem Volke, das sie redet, ist sie weit verbreitet; sie erstreckt sich über Grönland, Labrador, den ganzen hohen Norden von Amerika und die Aleutianischen Inseln. Weil sie im Munde der Tschuk-

schis, eines Volkes an der Nordostküste von Asien, gehört wurde, so nahm man an, daß sie mit der ihrigen verwandt sei. Das ist ein Irrthum; die Tschukschis haben sie im Verkehre mit den östlichen Nachbarn gelernt und bedienen sich ihrer nur, wenn sie mit den Eskimos oder mit anderen Fremden zu schaffen haben; gerade wie die Chinesen, welche Seehäfen bewohnen, gegen den Ausländer den „Canton-Jargon“ anwenden, eine Mischung von allerlei Englisch, Portugiesisch, Chinesisch und Holländisch. Aus der großen Ausdehnung und dem Mangel einer Literatur erhellt von selbst, daß die Eskimosprache in mancherlei Mundarten zerfällt, welche oft so sehr von einander abweichen, daß die Angehörigen der einen die der anderen nicht verstehen. Die Eingeborenen von Kotzebue-Sund z. B. bedienen sich eines Dolmetschers, wenn sie mit ihren Landsleuten am Norton-Sunde sprechen. In der Gegend der Barrowspitze herrscht wieder eine andere Mundart, doch steht es nicht fest, ob sie den Anwohnern des Kotzebue-Sundes unverständlich ist. Durch die unermüdlichen Anstrengungen der Herrnhuter Missionäre ist die Labrador-Mundart zur Schriftsprache gestaltet und eine Bibel darein übersetzt. Wir wollen hoffen, daß der Keim des Glaubens, der im Osten gelegt ist, seinen wohlthätigen Einfluß nach dem Westen trage und einen entlegenen Theil der menschlichen Gemeinschaft der Barbarei entreißen helfe.

Capitel V.

Abreise von Kotzebue-Sund. — Petropaulowski. — Mazatlan. — San Blas. — Panama. — Veraguas — Sandwichs-Inseln.

Wir lichteten am Morgen des 29. September, verließen den Kotzebue-Sund und passirten die Behringsstraße am Abend des 2. October unter einem starken Schneesturme. Noch einmal richteten wir unseren Lauf nach der Hauptstadt von Kamtschatka, unserem Verabredungsplatze, um zu sehen, ob während unserer Abwesenheit keine Kunde von dem „Plover" eingetroffen war. Wir langten am 16ten an, allein noch immer war nichts von dem Schiffe vernommen. Wir landeten Bosky, unseren Dolmetscher, den wir nicht hatten nach Norton-Sund zurückbringen können, weil die Schiffe an der seichten Küste desselben Gefahr laufen, da sich ihnen kein Schutz gegen die heftigen Herbstwinde bietet. Der Dolmetscher empfing für seine Dienste einen Sold von einem Dollar für den Tag und Capitain Kellett trug dem Zahlmeister außerdem auf, ihn mit einigen Kleidungsstücken gegen das strenge Klima zu versehen, in welchem er den Winter zu verbringen hatte.

Da die Bewohner von Petropaulowski, und namentlich der Gouverneur uns bei dem ersten wie zweiten Besuche mit großer Freundlichkeit behandelt hatten, so wünschten wir zu

zeigen, daß wir dieselben Empfindungen für sie hegten. Alle unsere „Schauspieler“ wurden bedeutet, daß sie ihre theatralischen Talente vor den Schönen von Kamtschatkas Hauptstadt entfalten sollten, und ein geräumiges Lokal an der Küste wurde gemiethet. Wir mußten nämlich die Unterhaltung auf festem Boden vor sich gehen lassen, weil früher bei einem Essen, welches Capitain Kellett an Bord veranstaltet, mehrere Damen von der Seekrankheit befallen waren. Die Russen zeigten sich über den Anblick unseres Schauspiels entzückt und obgleich wenige von ihnen die Worte verstanden, so wurden wir doch mit dem herzlichsten Beifall überschüttet, den wir nur wünschen konnten. Nach der Vorstellung wurden die Zuschauer in den Speisesaal geführt, wo sich unseren Freunden eine neue Ueberraschung darbot. In Petropaulowski herrscht die Sitte, daß sich die Damen am Schlusse eines Balles oder einer Gesellschaft unbeachtet nach Hause begeben, während die Herren bleiben und es sich bei einem guten Abendschmause gefallen lassen. Die Gesellschaft war daher nicht wenig überrascht, als alle Plätze der Tafel — die Zahl der Gäste war groß und der Raum klein — den Damen angeboten wurden und die Herren unserem Beispiele zufolge ihnen aufwarten mußten. Mittlerweile war das Theater abgeräumt, so daß nach dem Essen der Tanz beginnen konnte, der uns bis zum Morgen beisammen hielt. Am nächsten Tage bezeigten die Damen ihr großes Vergnügen über die Unterhaltung, doch nichts schienen sie uns höher anzurechnen, als daß wir einem unsinnigen Gebrauche den Stoß gegeben und ihnen den Vorrang beim Essen eingeräumt hatten. Sie knüpften hieran die Hoffnung eines fernern Fortschreitens auf dieser Bahn.




2.8
2.5
3.2
2.2
2.0
1.8
1.0

Am 21. October reisten wir ab und befanden uns am 14. November an der californischen Küste in Sicht von Guadelupe, einer Insel, deren Nordspitze durch Fichtenbäume bezeichnet ist. Wir wollten ein Boot ans Land setzen, wurden aber von der Brandung daran gehindert. Wir setzten unseren Weg ohne Verzug fort und ankerten am 24sten in dem Hafen von Mazatlan, Mexiko. Wenige Tage vorher hatte die Pandora diesen Hafen auf ihrer Rückreise von der Straße Juan de Fuca nach Panama berührt.

Unsere Reise von Taboga nach Mazatlan füllte 199 Tage aus. In dieser Zeit verloren wir einen Mann, unsern Spielmann, durch den Tod; diesen Fall abgerechnet war der Gesundheitszustand gut bis auf die letzten Tage vor der Erreichung des Hafens, wo sich die Zeichen des Scorbuts zu äußern begannen. Capitain Kellett sagt hierüber in seinem Berichte an die Admiralität: „Ich kann die Erscheinung dieser Krankheit nicht erklären; es konnte unmöglich bessere Provisionen als die unsrigen geben; dazu hatte uns Sir George Seymour eine reichliche Zubuße von eingemachtem Fleisch gesendet, welches statt einmal wöchentlich zweimal verabreicht wurde. Bei dem ersten Besuche von Petropaulowski wurde überall kein gesalzenes Fleisch ausgegeben, da die Leute sechs Tage lang Ueberfluß an Fisch und Gemüsen hatten. Im Norden, am Kotzebue-Sunde, standen ihnen so viele Beeren zu Gebot als sie pflücken mochten. Bei dem zweiten Besuche von Petropaulowski hatten sie vier Tage ausgezeichnetes Rindfleisch und Gemüse, Ueberfluß an Fisch und eine unbeschränkte Zubuße von Limonensaft. Auf dem Wege nach Mazatlan hatten wir zehn Tage frische Provisionen, Fisch und Rindfleisch, und funfzig Tage eingemachtes Fleisch und

Reis. Bis zur Aeußerung des Scorbuts war meine Meinung, daß wir unsere Reise um eine beliebige Zeit, mit denselben Vorsichtmaßregeln und gleichem Ausfall der Provisionen, hätten verlängern können. Der Mangel an Vegetabilien ist der einzige Grund, den ich für die Krankheit annehmen kann; obgleich es möglich ist, daß die Leute durch den nachtheiligen Einfluß eines langen Dienstes in dem heißen, feuchten Klima von Choco eine Empfänglichkeit dafür mitgebracht haben mögen. Ich bin deshalb in der Beschreibung des Erscheinens dieser Krankheit und der Vorbeugungsmaßregeln so umständlich gewesen, weil eingemachte Fleischspeisen ein Lieferungsartikel für die Schiffscompagnien geworden sind; dieselben scheinen mit Reis der Gesundheit nicht so zuträglich zu sein als mit Kartoffeln. Der allgemeine Gesundheitszustand der Mannschaft ist gut und mit einer doppelten Ration von Vegetabilien, verbunden mit Bewegung an der Küste, werden bald alle Spuren des Scorbuts vertilgt sein."

Da der Herald einige Tage zu Mazatlan bleiben mußte, so machte ich mit dem Midshipman Robert Pakenham eine Reise nach der Stadt San Sebastian; von hier bestiegen wir in Begleitung eines alten Spaniers, Don Alejandro Bueso, den Cerro de Pinal, der uns eine gute Vorstellung der Gebirgslandschaften Mexikos gewährte *). Nach unserer Rückkehr zum Hafen lichtete der Herald am 4. December den Anker, erreichte zwei Tage später San Blas und richtete nach einem Aufenthalte von wenigen Stunden seinen Lauf nach Panama,

*) Ich übergehe diese Tour, obgleich sie interessant ist, weil ich im nächsten Jahre dieselbe Gegend nochmals bereisete und zweimal denselben Punkt berührte. Wen es interessirt, der findet den Bericht in „Hooker's Journal of Botany" Bd. I. S. 148.

wo wir nach einer Abwesenheit von beinahe neun Monaten am 19. Januar 1849 anlangten.

Wie angenehm es uns gewesen wäre, einen Platz zu besuchen, an dem wir so vertraut geworden waren, so war doch der augenblickliche Zustand wenig geeignet, eine größere Verbindung mit demselben zu eröffnen, als unumgänglich nothwendig war. Die Nachricht von der Entdeckung des Goldes in Californien hatte die Vereinigten Staaten durchdrungen und eine Menge von Auswanderern nach dem Isthmus gelenkt. Diese fanden die gewöhnlichen Reisebedürfnisse, Nahrung, Wohnung u. s. w. nicht vor und schätzten die Gefahren der Regenzeit zu gering; sie glaubten die Hindernisse überwinden zu können, machten sich auf den Marsch über die Landenge, schliefen in den Wäldern und aßen Massen von Früchten. Die Folge war, daß eine große Anzahl krank wurde, und da die Cholera zu derselben Zeit in der Gegend wüthete, so fanden sie haufenweise den Tod. Aus diesem Grunde verkehrte der Herald mit Panama nur durch das Consulat und ging nach Taboga, um seine Vorräthe zu ergänzen.

Am 29. Januar verließ der Herald den Meerbusen von Panama zur Fortsetzung seiner Messungen an der Küste von Veraguas und Costa Rica, während ich weitere Forschungen im Canton Alanje anstellte. Ich landete an der Insel Aguacate und fuhr in einem Canoe zu dem Puerto de Remedios. Ich miethete Pferde und ritt nach dem Dorfe Remedios, ein Ort, den ich im verwichenen Jahre besucht hatte. Auf meinem Wege dahin fand ich den Cedron (Simaba Cedron, Planch.), einen Baum, welcher große Berühmtheit erlangt hat und wohl eine besondere Aufmerksamkeit verdient.

Der Cedron (Simaba Cedron, Planch.) war höchst wahrscheinlich seit undenkbaren Zeiten den Eingeborenen Neu-Granadas bekannt; schon früh gelangte er zur Kenntniß der Europäer, und ward zuerst in der „Geschichte der Buccaniere“, einem Werke, welches 1699 in London erschien, erwähnt. Der Gebrauch des Cedron als Gegenmittel wider die Folgen von Schlangenbissen, so wie der Fundort desselben — die Insel Coybe an der Küste von Veraguas — sind darin mit Bestimmtheit angegeben; die Autorität, auf welche jene Angaben sich stützen, ob die der Eingeborenen oder der Seeräuber, ist jedoch mit Stillschweigen übergangen. Sollten die Buccaniere als Autorität dastehen, so müßten dieselben ohne Zweifel bei ihren Raubfahrten auf dem Flusse Magdalena mit dem Cedron vertraut geworden sein; denn bis unlängst war das Vorkommen desselben auf der Landenge von Panama unbekannt und die Samen wurden immer von Cartagena aus eingeführt. Einer Mittheilung des Dr. Cespedes zufolge scheint schon Mutis mit dem Cedron bekannt gewesen zu sein und hatte höchst wahrscheinlich auch darüber geschrieben; aber da die meisten seiner Werke auf Befehl der spanischen Regierung unter dem Vorwande verbrannt wurden, daß Kreolen keine Gelehrsamkeit zustände, so sind seine Berichte uns nicht überliefert worden. Es war jedoch zu erwarten, daß eine Pflanze, welche so wohlthätige Eigenschaften besaß und deren sowohl in den Ueberlieferungen, als in der Geschichte ihres Heimathlandes häufige Erwähnung geschah, nicht der Vergessenheit anheim fallen würde. Im Jahre 1843 sandte die Regierung von Neu-Granada eine Commission, aus Aerzten und Studenten bestehend und von Dr. Cespedes, Professor der Botanik an der Universität Bogota, begleitet, zur Erforschung

aus, was für eine Pflanze den Cedron liefere, auf welchem Standorte sie wüchse und in welchen Quantitäten die Samen derselben zu erhalten seien. Die Commission scheint sich über den Gegenstand so günstig ausgesprochen zu haben, daß der Cedron sehr bald in die Pharmakopöen Neu-Granadas aufgenommen wurde und gegenwärtig in allen Apotheken jener Republik zu haben ist. Die Commission hatte jedoch jene Fragen nicht botanisch gelöst, man kann aber sagen, daß sie viel dazu beigetragen habe; denn als Herr William Purdie, ehemaliger Sammler für den Königl. Botanischen Garten in Kew, in Bogata war, lenkte Dr. Cespedes seine Aufmerksamkeit auf die besagte Pflanze, versah ihn ebenfalls mit einer ziemlich richtigen Abbildung derselben und beschrieb ihm den genauen Standort der berühmten Drogue. Herr Purdie machte von diesen Winken den besten Gebrauch und begab sich im Jahre 1846 an die Ufer des Magdalena. Nachdem er aber im Dorfe Nari, einem der Standorte der Pflanze, angekommen war, fand er, daß die Einwohner schon ihren Vorrath von Cedron bei Seite gelegt hatten und sich weigerten, ihm mehr als einige Samen zu zeigen, es sei denn, daß er eine Anzahl einkaufen würde, was er jedoch nicht wollte, da alle, welche ihm zu Gesicht kamen, die Keimkraft verloren hatten. Die Leute sagten ihm ferner, daß es vergebliche Mühe sei, nach Früchten zu suchen, da alle Bäume schon geplündert seien. Herr Purdie ließ sich durch diese Redereien nicht abschrecken. Er fing an, den Wald nach allen Richtungen hin zu durchforschen und gelangte nach dreitägigen Anstrengungen in den Besitz von ungefähr 30 reifen Früchten und vollkommenen Blättern und Blumen des Baumes.

Einige Samenkörner wurden in einen Wardiankasten gesäet und zusammen mit den getrockneten Exemplaren dem botanischen Garten zu Kew übersandt, woselbst die ersteren bald zu jungen Pflanzen gediehen und von da aus an die verschiedenen botanischen und Handelsgärten vertheilt wurden; während die letzteren von Dr. Planchon in seiner Abhandlung über Simarubaceen (Hooker's Journal of Botany Th. VI. S. 566) unter dem Namen Simaba Cedron kurz beschrieben wurden. Man hat Versuche gemacht, Herrn William Purdie die Ehre als ersten Entdecker des Cedron zu entreißen und sie auf Dr. Luigi Rotellini zu übertragen. Solche Versuche werden jedoch stets vergeblich sein. Es ist wahr, daß Dr. Rotellini in einem Berichte, betitelt: „Observazioni terapeutiche sopra alcuni Prodotti Vegetali della Nuova Granada“, gedruckt in den „Annali Medico-Chirurgici del Dottor Telemaco Metaxo“ (Anno VII. vol. XII. pag. 281), die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt dem Cedron zuwandte; aber der Doctor hatte niemals den Baum selbst gesehen, zog die Pflanze zu den Apocyneen und vermischte seinen Bericht mit verschiedenen Fabeln und Unrichtigkeiten, welche vom Hörensagen der Eingeborenen herrührten; während Herr Purdie nicht nur den Baum an seinem natürlichen Standorte besuchte, sondern auch einen klaren Bericht über die Eigenschaften und Wirkungen desselben gab und Exemplare davon sammelte, um die Botaniker in den Stand zu setzen, der Pflanze eine richtige Stelle im natürlichen Systeme anzuweisen.

Man hatte bisher geglaubt, der Cedron sei nur an den Ufern des Magdalena zu finden; aber im Jahre 1845 wurde er von einem Panamenier in Darien entdeckt und ich selbst fand den Baum im Jahre 1847, 48 und 49 in verschiedenen

Theilen von Darien, Veraguas und Panama *). Die Exemplare, welche ich sammelte und diejenigen, welche schon früher von Herrn Purdie eingesandt wurden, setzten Sir William J. Hooker in den Stand, eine vollständige Beschreibung der Pflanze im December 1850 zu veröffentlichen und mit einer ausgezeichneten Abbildung von der künstlerischen Hand des Herrn William Fitch auszustatten. Um die Geschichte des Cedron vollständig zu machen, muß noch hinzugefügt werden, daß am 7. April 1851 in einer Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften angezeigt wurde, Herrn Lecoy sei es gelungen, den wirkenden Grundstoff (Cedrin), auf welchen die therapeutischen Eigenschaften des Cedron beruhen, auszuscheiden. So waren gerade 150 Jahre verflossen, seit der Cedron zuerst bekannt wurde, ehe ein einigermaßen genügender Bericht über den Baum und seine Eigenschaften geliefert werden konnte.

Der Cedron scheint auf die Republik Neu-Granada beschränkt zu sein, wo er sich vom 5°. bis 10°. N. Br. und 75°. bis 83°. W. L. hinzieht. Er findet sich gewöhnlich an den Rändern der Wälder, an den Ufern der Flüsse und an der Seeküste, wächst aber nie unter anderen Bäumen, und obgleich er zuweilen kleine Dickichte bildet, macht er doch nie ausgedehnte Waldungen aus und muß als eine seltene Pflanze betrachtet werden. Der Baum erreicht eine Höhe von 15 Fuß; der Stamm, wenn ungefähr 12 Fuß hoch, erzeugt eine endständige Rispe, welche ihn am Höherwachsen verhindert und ihn zwingt, Seitenäste zu bilden, welche ebenfalls ihre End-

*) Ich wurde zuerst mit dem Cedron in Jamaica im September 1846 bekannt; Purdie kam damals gerade von seiner großen Reise zurück und zeigte mir sowohl die Blätter und Blumen, als auch die Früchte des Baumes.

rispe und dann Zweige treiben. Diese Art und Weise des Wachsthums bewirkt, daß der Baum immer wie beschnitten aussieht, ähnlich einer Salix capitata oder vielleicht mehr noch einem ausgewachsenen Cycas circinalis, und kann daher eine vergrößerte Dolde genannt werden. Der Durchmesser des Stammes überschreitet selten 6 Zoll. Die gefiederten Blätter sind glatt, 2 bis 3 Fuß lang und haben gewöhnlich mehr als 20 Blättchen. Die Rispe (nicht Traube) ist oft 3 bis 3½ Fuß lang; die Blüthen haben ungefähr einen Zoll im Durchmesser; die Blumenkrone ist außerhalb mit bräunlichen Haaren bekleidet; in dem Innern halb kahl und von grünlicher Farbe. Die Staubgefäße belaufen sich auf zehn und die Ovarien auf fünf; jedoch wird in den meisten Fällen von den letzteren nur eins zur reifen Frucht ausgebildet; die übrigen schlagen fehl. Die Frucht, welche von der Größe eines Schwanen=Eies ist, sieht wie eine unreife Pfirsich aus und ist mit kurzen Haaren bedeckt. Jede Frucht (Drupa) enthält ein Samenkorn (den Cedron, welcher im Handel vorkommt), welches sich leicht in zwei große Cotyledonen trennt, die wie geschälte Mandeln aussehen, aber größer und mehr plano=convex sind.

Jeder Theil des Cedron, vorzüglich aber der Same, besitzt einen sehr bitteren Geschmack. Dieser Eigenschaft halber ist er viel und mit allgemeinem Erfolge von den Aerzten Neu=Granada's bei Wechselfiebern angewendet — in einem Lande, wo Chinabäume zahlreich sind. Der Hauptruf des Cedron beruht jedoch darauf, daß er als ein wirksames Mittel gegen die Bisse von Schlangen, Skorpionen, Tausendfüßen und anderer giftiger Thiere betrachtet wird. Die Bewohner des Landes, in welchem er wächst, schätzen ihn so sehr, daß sie oft

so viel wie einen halben bis zu 2 Gulden für ein einziges Samenkorn bezahlen und es giebt wohl Niemand in Neu-Granada oder den angrenzenden Staaten, welcher nicht ein Stück (Cotyledon) des Cedron in seinem Besitze hätte; die ärmeren Classen tragen es gewöhnlich an einem Bindfaden befestigt um ihren Hals; die reicheren führen es in ihren Geldbeuteln oder Cigarren-Etuis bei sich. Wenn Jemand gebissen ist, so wird eine Auflösung des Cedron in Wasser auf die Wunde gelegt und ungefähr 2 Gran mit Branntwein vermischt oder auch mit Wasser als Trank eingegeben, und man glaubt allgemein, daß dieses Mittel das Gift der gefährlichsten Reptilien und anderer Thiere unwirksam macht.

Nichts mehr scheint vom Cedron bekannt zu sein. Ob er in allen Klimaten und gegen die Bisse aller giftigen Thiere sich als ein wirksames Mittel beweisen wird; ob er sich vielleicht wirksamer als Quinin bei Fieberfällen darthun wird, bis jetzt unmöglich zu bestimmen. Eins jedoch ist sicher — der Cedron, wenn nicht durch künstliche Mittel vermehrt, wird stets eine seltene Waare bleiben und dem zufolge zu kostspielig sein, um allgemein angewandt zu werden oder an die Stelle von Droguen zu treten, welche freiwillig von der Natur in größerer Menge erzeugt werden und zu viel billigeren Preisen zu erhalten sind.

Remedios liegt an der Heerstraße, welche David, Santiago und Panama, die drei Hauptorte des Isthmus, verbindet. Der Weg ist vollkommen sicher. Straßenraub wird nie verübt und Angriffe auf das Leben von Reisenden sind niemals erhört worden. Alle Leute gehen unbewaffnet — fürwahr ein schroffer Gegensatz zu Mexiko, wo man nie sicher ist, daß die begegnende Person nicht ein Bandit sei. Es giebt jedoch

einen Theil der Straße, den Strand von Chiru, der nicht so sicher ist; wenigstens habe ich Ursache es zu behaupten. Ich war einmal auf dem Wege nach Panama. Ich war den ganzen Tag unterwegs gewesen und kam sehr ermüdet gegen acht Uhr Abends an den Strand von Chiru, wo ich den Eintritt der Ebbe abwarten mußte, weil diese Stelle nur passirt werden kann, nachdem sich das Meer zurückgezogen hat. Auf der einen Seite eine Wand steiler Felsen, auf der andern den Ocean, muß jeder Reisende hier mit Vorsicht passiren, denn wehe ihm, wenn er sich verspätet und die Fluth ihn überholt! Unrettbar ist er verloren: entweder verschlingen ihn die anstürmenden Wogen oder er wird an den Felsen zerschmettert.

Gegen Mitternacht benachrichtigte mich mein Diener, daß die Ebbe beginne und die Thiere bereits zum Aufbruch fertig seien. Eilig warf ich meinen Poncho über die Schultern, setzte den Strohhut auf, legte Sporen an und verließ wenige Minuten später das gastfreundliche Dach, welches mir für die ersten Stunden der Nacht Schutz gewährt hatte. Bevor eine Viertelstunde verflossen, standen wir am Strande von Chiru. Der Mond blickte eben aus dunklem Gewölk und warf ein Dämmerlicht auf die Wogen des Stillen Oceans, der sich in feierlicher Größe vor uns hinzog. Die Ebbe hatte begonnen und die Zeit zum Passiren der Straße trat ein, die Gewässer waren zurückgewichen und hatten längs des Strandes eine Straße harten Sandes zurückgelassen, deren Weiße die Strahlen der Sonne zurückwirft und die Ursache ist, weshalb man die Strecke nicht gern am Tage passirt. Wir waren etwa eine Stunde ununterbrochen marschirt, als eines der Thiere, das ein wenig lahm war, nicht weiter konnte. Es mußte daher die Ladung auf die übrigen Thiere vertheilt werden. Wie rasch

dies auch vorgenommen wurde, so raubte es doch an drei Viertelstunden Zeit. In jedem andern Falle wäre ein solcher Unfall kaum beachtet, allein an dem Strande von Chiru war die höchste Gefahr damit verknüpft. Die Führer empfanden dies wohl; sobald die Anordnungen vollendet waren, wandten sie jedes Mittel an um den Schritt der Thiere zu beschleunigen, und wenn es irgend etwas an der Ladung zu ordnen gab, so geschah dies mit einer Regsamkeit, die mit ihrer früheren Nachlässigkeit in großem Widerspruche stand und den deutlichsten Beweis ihrer Besorgniß lieferte.

Alle Fürsorge war umsonst. Kaum waren wir zwei Stunden weiter gekommen, als sich das Nähern der Fluth ankündigte. Der Mond hatte sich ganz zurückgezogen, Finsterniß herrschte weit und breit, aber in der Ferne schienen sich gewaltige Massen eine über die andere zu erheben. Sie kamen näher und näher. „Ave Maria purissima! Madre de Dios!“ riefen die Führer; „die Fluth tritt ein!“ Wir jagten was die erschöpften Thiere vermochten; allein wir hatten einen schrecklichen Verfolger. Schon bespülte der Ocean die Füße der Thiere; jeder Augenblick brachte die Gefahr näher und ein scharfer Seewind trieb die Fluth mit größerer Schnelligkeit heran. Die Thiere konnten kaum noch festen Fuß fassen, und um zu verhüten, daß sie weggeführt würden, nahmen wir ein Seil, verbanden die verschiedenen Ladungen und hielten uns selbst daran fest. So wie frische Wogen uns erreichten, machten wir Halt, und so wie sie sich zurückgezogen, legten wir einige fernere Schritte zurück.

Mit äußerster Langsamkeit rückten wir vor, umsonst schaueten wir auf, um die Straße von San Carlos zu entdecken; umsonst riefen die Leute die heilige Jungfrau und alle

Heiligen un. Beistand an; es kam kein Wunder. Der Ocean fuhr fort zu brausen und das Wasser erreichte unsre Sattel. Schrecklicher Augenblick! Alle Hoffnung auf Errettung schien verschwunden; unser einziger Schutz lag in eiligem Fortschritt. Ich fühlte mein Herz heftiger pochen und sagte bereits in Gedanken meinen Freunden und Bekannten Lebewohl, als auf einmal der Schrei: „die Straße von San Carlos!“ meine Lebensgeister wieder anspornte. Zwischen zwei Felsen öffnete sich die lang ersehnte Straße. Wir waren gerettet; nach wenigen Minuten standen wir auf sicherm Grunde.

Der Sturm der Elemente schien jetzt seine höchste Wuth erreicht zu haben. Mit entsetzlicher Gewalt schlugen die leuchtenden Wogen gegen die Felsenmassen — die Straße hinter uns glich einem mächtigen Feuer. Ich konnte kaum glauben, daß dies der Weg sei, den wir gekommen waren. Meine Sinne wankten, meine Kraft entwich. Der plötzliche Uebergang von sicher dräuendem Tode zu der Gewißheit des Lebens war zu mächtig. Meine Augen dämmerten, meine Gedanken schwankten, erschöpft von Anstrengung und Angst sank ich bewußtlos zu Boden.

Von Remedios leitete mich die Straße durch einen ungeheuern Wald, den Montaña de Chorcha, und nachdem ich die Dörfer San Felix und San Lorenzo berührt, erreichte ich am 14. Februar die Stadt David, wo mich ein amerikanischer Herr, James Agnew, Esq., freundlich aufnahm. Derselbe war bereits seit Jahren hier ansässig und Eigenthümer sehr ausgedehnter Kaffeepflanzungen. Nach einem kurzen Aufenthalte ging ich nach Boquete, einer Farm, die an dem ausgebrannten Vulkane Chiriqui liegt. Obgleich ich den Ort bereits im vorigen Jahre besucht hatte, so belohnte er den-

noch meine Sammlungen mit einem großen Zuwachs neuer Pflanzen, und wird jedem, der hier länger verweilen kann, gewiß die reichste Ernte bieten.

Am 1. März begab ich mich zu Boca Chica wieder an Bord des Herald und ging mit ihm nach Paradez-Insel und Point Burica. Da die nautischen Untersuchungen beendet waren, so segelte Capitain Kellett am 19. März nach den Sandwich-Inseln ab; am 7. April (8⁰ 30′ N. Br., 87⁰ 10′ W. L.) fielen wir in den Passatwind und erreichten Honolulu, Oahu, am 9. Mai.

Von den zwölf Inseln, welche die Sandwich- oder Hawaiian-Gruppe, wie sie gegenwärtig genannt zu werden pflegt, ausmachen, behauptet Oahu einen Rang zweiter Größe; der Umfang desselben beträgt 533 Quadrat-Meilen. Es verdankt seinen Ursprung einer vulkanischen Thätigkeit und der Anhäufung von Korallen; von Nordwest nach Südost wird es von einer Reihe steiler Berge durchschnitten, deren Gipfel fast immer in Wolken gehüllt oder vom Regen überzogen sind. Zahlreiche Bäche kommen von diesen Höhen, zuweilen als sanfte Quellen, häufiger jedoch als Wasserfälle; sie bewässern die Niederungen und entladen ihre Fluth in den Stillen Ocean, nachdem sie Frische und Grüne verbreitet haben.

Das Thal Nuuanu in der Nähe von Honolulu, früher eine reine Wildniß, ist gegenwärtig von festen Straßen durchschnitten und in Pflanzungen und Gärten umgewandelt, zwischen denen noch die einfachen Hütten der Eingeborenen nebst den Landhäusern der fremden Bewohner Honolulus im Schatten zahlreicher Koa-, Hau- und Kukui-Bäume stehen; in einiger Entfernung erhebt sich die Bergkette, die mit dem beständigen Spiele der Wolken, welche sich um die Gipfel sammeln, mit

der üppigen Vegetation der tiefen Schluchten und Wälder, die wunderbarsten Farbenspiele und eine bezaubernde Wirkung von Licht und Schatten erzeugen.

In der Richtung nach dem Norden der Insel erhebt sich die Straße allmälig, bis sie eine weite Schlucht erreicht hat, wo das Gebirge auseinander gerissen zu sein scheint. Ein starker Wind bläst dem Wandrer ins Gesicht: er steht am Rande eines gähnenden Abgrundes, des berüchtigten Pali. Ein Schauder überläuft bei dem Gedanken, daß die siegreichen Kamehameha ihre besiegten Feinde hierher trieben und daß die unglücklichen Geschöpfe statt eine Zufluchtstätte in den Festen der Berge zu finden, dem Verderben geweiht waren. Alle Fibern zucken und die Pulse jagen ungestüm, wenn die Phantasie jene geschichtliche Scene mit lebhaften Farben ausmalt, wenn man sich denkt, daß jetzt die Flüchtlinge einer nach dem andern über den Rand gedrängt werden — daß ihre Körper fallen, den Boden erreichen und in Staub zerschmettert werden.

Nach der Erholung von der Ueberraschung öffnet sich eine Aussicht, welche schnell die düsteren Erinnerungen an verwichene Tage zerstreuet und die Schrecken verscheucht, den der unerwartete Anblick des Abgrundes und die Heftigkeit des Zugwindes verursacht hatten. Zu Füßen breitet sich die freundliche Gegend von Koolau, eine grasreiche, wellenförmige Ebene mit Wäldern von Brodbäumen und wohlriechenden Pandanen — das getreue Bild einer polynesischen Landschaft. Hier und dort schlängeln Bäche ihren Lauf durch die grüne Ebene, Gehöfte blicken aus Pflanzungen, und in einiger Entfernung erhebt sich an reizender Bucht das Dorf Kaneoe mit seiner Kirche, dem Gerichtshause und den ausgedehnten Fischteichen, einen lieblichen Gegensatz zu dem weiten Ocean bildend, der

sich wie ein Silbergürtel um die Landschaft legt und die Aussicht am fernen Horizonte abschließt.

Oahu liegt zwar innerhalb der Wendekreise und ist des erfrischenden Einflusses schneebedeckter Berge beraubt; nichts desto weniger ist das Klima nicht heiß. Neun Monate lang, von Anfang März bis Ende November, werden die Sonnenstrahlen durch die Passatwinde gemäßigt, welche bald stärker bald milder über die Inseln ziehen und die Luft bedeutend abkühlen. In der Regenzeit, oder den drei Monaten in denen der Passatwind nicht weht, steht die Sonne zu entfernt, um eine bedrückende Hitze zu erzeugen. Das Thermometer steigt nie über 80° Fahr., und sinkt niemals unter 50°. Im Sommer ist die Luft rein und erfrischend, der Himmel von azurnem Blau, die Sonne glänzend. Kein Wunder, daß in solchem Klima wenige Krankheiten herrschen, daß Epidemien fast unbekannt sind und ansteckende Uebel, mit Ausnahme von Hautkrankheiten, ihren Einfluß nicht bis hierher erstreckt haben.

Die Flora ist weder rein tropisch, noch trägt sie den gewöhnlichen Charakter der gemäßigten Zone, sondern ist eine Mischung von beiden. Dies gilt jedoch nur von dem äußern Ansehen; bei genauerer Prüfung findet man, daß die überwiegende Mehrzahl von den Ostländern Asiens stammt, und Polynesien, die Küsten von Neuholland und der amerikanische Continent mit beigesteuert haben. Dem Naturphilosophen, der eine Geographie der Pflanzen entwerfen will, bietet die Flora von Hawaiian eine schwierige Aufgabe. Daß die größere Anzahl der Pflanzen gleich dem Zweige der menschlichen Familie, welcher die Inselgruppe bewohnt, ursprünglich aus einer dem Passatwinde entgegengesetzten Richtung gekommen sein solle, muß auffallen und den Gedanken

erregen, daß die Natur bei der Verbreitung organischer Wesen wohl andere Mittel anwende, als nur den Zug der Luft, den Trieb der Wellen oder die Launen des Menschen.

Ein beträchtlicher Theil, fast ein Drittel, der Vegetation besteht in Farnen, diesen reizenden Pflanzengestalten, welche die Aufmerksamkeit jeden Beobachters fesseln. Von Palmen hat Oahu nur eine einzige Art, die Cocuspalme, aber zwei Arten der Livistonia finden sich auf den anderen Inseln der Gruppe. Der Rest der Flora besteht hauptsächlich aus Myrthen, Gräsern, Riedgräsern, Mimosen und Arums. Befremdend ist, daß es so wenige der Inselgruppe eigenthümliche Pflanzen giebt, und man annehmen muß, daß die Zahl derselben sich nach einer genaueren Erforschung der Gegend noch verringern werde.

Woraus aber die Flora von Hawaiian bestehe und woher sie entstammen möge: sie bietet einen großen Reichthum nützlicher Pflanzen dar. Die einen geben das vortrefflichste Holz für verzierte Arbeiten wie für den rohen Baubedarf; andere spenden freiwillig reiche Erndten köstlicher Früchte, nach denen man nur die Hand auszustrecken braucht; wieder andere erzeugen Knollen und Stengel von reichem Stärkegehalt, aus denen die Eingeborenen Nahrung für sich bereiten und von denen die Pfeilwurzeln auch ausgeführt werden.

Einige Inseln, besonders Maui und Hawai, erzeugen verschiedene Arten prächtiger Fournirhölzer. 1850 schenkte König Kamehameha III. der Königin von Großbritannien eine runde Tafel, die ganz aus solchen Hölzern verfertigt war. In der Mitte war das königliche Wappen in schöner Ausführung von verschiedenartigen Holzeinlagen angebracht; der Haupttheil der Tafel bestand aus Koaholz (Acacia hetero-

phylla, Willd.), dessen hellgelbe Farbe und geflammte Zeichnung es zu einem ausgezeichneten Material für feine Möbeln machen, während seine Dichtigkeit und Haltbarkeit es nicht minder für die Canoes der Eingebornen eignet *). Der Ohiaai (Jambosa Melaccensis, DC.) und der Kou (Cordia subcordata, Lam.) liefern gleichfalls ein Holz, das von Tischlern und Bauleuten benutzt wird. Das Holz des Ohiaai wurde in der heidnischen Zeit für heilig geachtet und diente zur Anfertigung von Götzenbildern. Das Oahu Sandelholz (Santalum paniculatum, Hook et Arn.), der Iliahi, oder Laau ala (wohlriechendes Holz) der Hawaiianer, wird gegenwärtig nur an einem einzigen Platze gefunden, welcher Kuaohe heißt, wo es an den Abhängen von Hügeln dicht an der See wächst. Von den prächtigen Wäldern, mit deren Erzeugnisse früher so manches Schiff beladen wurde, bestehen nur noch wenige einzelne Büsche, die nicht über drei Fuß Höhe und einen Zoll Durchmesser haben, und auch diese würden längst verschwunden sein, hätte sie nicht das Gesetz beschützt und sie vor der Vernichtung bewahrt.

Zahlreiche Pflanzen dienen als Nahrungsstoffe. Die Wurzel des Ki (Dracaena terminalis, Linn.), welche einen süßlich-bittern Geschmack hat, wird zwischen heißen Steinen gebacken und verzehrt; früher bereitete man ein berauschendes Getränk daraus. Der Stamm der Pflanzen dient zu Hecken und die Blätter zu Geflechten und Säcken für die Beförderung von Gemüsen, Fischen, Kohlen u. dgl. Die Blätter

---

*) Die Angabe eines neueren Reisenden, daß die Canoes der Hawaiianer aus dem Stamme der Cocuspalme gemacht seien, ist ein Irrthum.

wurden ferner von den eingeborenen Frauen zu Mittheilungen benutzt, nach Art der Quipo's der alten Peruaner; man zerlegt sie zu diesem Zwecke in feine Streifen und bildet gewisse Falten und Knoten. Die noch nicht entfalteten Schüsse des Kikawaiko, eines Farn, halten die Hawaiianer für Leckerbissen, allein ein europäischer Gaumen findet sie fade, da ihr Geschmack mehr dem Weißen eines rohen Eies gleicht, als irgend etwas anderm. Die fleischigen Stengel des Ape, einer Aroidea mit Blättern von 8′ bis 12′ im Umfange, werden geröstet, damit sie ihre Schärfe verlieren, und dann gegessen. Die Früchte von Physalis pubescens, Linn., ist in Honolulu eingeführt, wo die weißen Bewohner sie unter dem Namen von Stachelbeeren zu Torten und Pasteten verwenden. Die Früchte von Lahala (Pandanus odoratissimus, Linn.), Ohiaai (Jambosa Malaccensis, DC.), Ulei (Osteomelos anthyllidifolia, Lindl.), Noni (Morinda citrifolia, Linn.), Kilica (Morus Indica, Linn.) und manchen anderen werden gegessen. Die reife Beere von Kilica ist schwarz, steht jedoch den in Europa gebaueten Maulbeeren an Geschmack nach. Diese Maulbeerart hat sich für die Seidenzucht anwendbar gezeigt; die Zweige derselben sind klein, reichen aber von der Erde bis zur Spitze nach achtmonatlichem Wachsthum und liefern drei und ein halbes Pfund Blätter; sechs Wochen nach einer vollständigen Plünderung sind sie wieder so dicht bewachsen, daß man sie von den nicht beraubten nicht unterscheiden kann. Die Pfeilwurzel der Sandwichs-Inseln wird von der Pia (Tacca pinnatifida, Linn.) gewonnen. Dieselbe wächst wild an trocknen, sonnigen Plätzen und wird auch in ansehnlicher Ausdehnung angebauet. Sie ist ungefähr zwei Fuß hoch und an allen Theilen außerordentlich bitter. Das

Stärkemehl, welches aus den Knollen bereitet wird, kommt dem der besten westindischen Pfeilwurzeln gleich und wird viel in der Küche, zum Stärken der Wäsche und anderen Zwecken verwendet. In Honolulu wird das Pfund ungefähr mit fünf Cents bezahlt; nach officiellen Angaben wurden 1845 13,683 Pfund versendet, 1846 10,000 Pfund; in den drei folgenden Jahren sank diese Zahl, erhob sich aber von neuem in 1850. Wichtiger als die Pia ist die Kalo *) (Colocasia esculenta, Schott), das Lieblingsessen der Hawaiianer. Sie wird am meisten in künstlichen Sümpfen gebauet, jedoch auch wie in Central-Amerika auf trockenem Boden. Wie bei allen Pflanzen nach längerem Anbau durch Menschenhände, so existiren auch von dieser viele Varietäten, die sich sowohl durch die Farbe der Stengel und Zweige, wie durch die Größe der Pflanze selbst und die Gestalt der Blätter unterscheiden. Die Arten, bei denen eine bläuliche Farbe vorherrscht, gelten für die besseren und die Abgaben an den Häuptling müssen immer in diesen abgetragen werden. Außer der Kalo werden gegenwärtig angebaut: Zuckerrohr, Pataten, Wassermelonen, Gurken, Kartoffeln, Bananen, Kürbisse und Kaffee. Um den Brodbaum kümmert man sich nicht, da die Eingeborenen die Frucht desselben nicht essen, wie dies auf den Gesellschafts-Inseln der Fall ist. Cocuspalmen werden an der See gezogen, gedeihen indessen nicht vom besten; es läßt sich deutlich erkennen, daß sie hier ihre Nordgrenze erreicht haben. Unter dem alten Despotismus waren nur die Männer zum Genusse ihrer Früchte berechtigt; die Frauen erhielten keinen Antheil

*) „Taro" von früheren Reisenden geschrieben, jedoch irrthümlicher Weise, da das Alphabet der Hawaiianer weder t noch r hat.

daran. Mit der Verdrängung des Tabu-Systems und des heidnischen Aberglaubens verschwand diese Sitte gleich anderen und jetzt essen beide Geschlechter Cocusnüsse.

Verschiedene vegetabilische Substanzen dienen zu mancherlei Zwecken. Der Stoff (Kapa), woraus die Eingeborenen ihre Kleidung machen, wird von der Rinde zweier Bäume gewonnen, von dem Wauke (Broussonetia papyrifera, Vent.) und dem Mamaki (Boehmeria albida, Hook et Arn.). Früher bereitete man auch Zeuge von Kilica (Morus Indica, Linn.), allein da die Rinde von geringer Güte ist und europäische Manufacturen zu wohlfeilen Preisen zu haben sind, so wird nur noch geringer Gebrauch davon gemacht. Seile erhält man von Hau (Paritium tiliaceum, St. Hil.) und zwei Riedgräsern, Akaakai und Ahuawa. Letztere unterliegen einer ähnlichen Behandlung wie unser Flachs. Das Geschirr, woraus die Eingeborenen ihren Poi, d. h. gegohrenes Kalo (Colocasia esculenta, Schott), essen, heißt Ipu und besteht aus den Schalen von Cucurbita maxima; ein darum liegendes Flechtwerk ist aus der Rinde von Hau (Paritium tiliaceum, St. Hil.) bereitet. Die Wasserflaschen, oder Huewai, welche zuweilen allerliebst verziert sind, kommen von dem Flaschenkürbiß (Lagenaria vulgaris, Ser.). Die Kerne des Kukui (Aleurites triloba, Forst.) dienen zur Oelbereitung und vertreten auch die Stelle von Kerzen. Eine Anzahl davon auf einen Stock gesteckt, brennt stundenlang und verbreitet ein klares, ruhiges Licht.

Die Hawaiianer zeigen eine vertraute Bekanntschaft mit dem Pflanzenreiche. Sie haben eigene Namen für jede Pflanze und kennen fast ohne Ausnahme den Gebrauch, zu dem die verschiedenen Kräuter, Gesträuche und Bäume sich eignen. Sie

waren stets bereit denselben mitzutheilen, nur nicht die medicinischen Eigenschaften. Die Kenntniß der letzteren liegt fast ausschließlich in den Händen der eingeborenen Aerzte und „kluger Frauen", welche einen reichen Gewinn daraus ziehen und deswegen darüber schweigen oder auf Fragen eine ausweichende Antwort ertheilen. Ihr Hauptmittel ist ein Trank aus der Wurzel von Awa (Piper methysticum, Forst.), welche in den verschiedenen Theilen des Reichs gebauet wird. Da früher große Massen berauschenden Trankes daraus gezogen wurden, so ist der Anbau durch ein Gesetz beschränkt, wonach im ganzen Hawaiianischen Gebiete nur vier Felder, keines über vier Hufen groß, damit bebauet werden dürfen.

Es giebt einige schöne Landmuscheln in Oahu, wovon mehrere in unsern Besitz gelangten. Für Muscheln haben die Hawaiianer den mehr beschreibenden als schönen Namen: „Ka iwi mawake o ka io", buchstäblich: „die Knochen außen und das Fleisch innen." Mehrere Arten des Geschlechts Achatinella, namentlich A. Stewartii, Nuttall, haben die Eigenthümlichkeit, einen Ton von sich zu geben, welcher dem der Grillen nicht unähnlich ist. Dieses „Singen", wie man es nennt, beginnt um Mitternacht und endet um die Morgendämmerung. Die Eingeborenen theilen dasselbe in regelmäßige Takte und besitzen folgende Verse, deren Klang mit den Lauten der Muscheln übereinstimmt:

„Kahuli aku kahuli mai
Kahulileula lu akolea
Kalekolea e kii ka wai
I wai i wai i waiako
Lea kolekolea."

In der Hoffnung, daß diese Zeilen einiges Licht auf die

Nahrung, Gewohnheiten oder die Geschichte dieses Thiers werfen könnten, legte ich sie den besten Sprachforschern vor. Die Einen hielten sie für Laute ohne Sinn, Andere meinten, daß ein Sinn darin läge und einige Ausdrücke deutlich zu erkennen wären, allein daß die eigenthümliche Construction der Hawaiianischen Poesie das Ganze dunkel mache und eine Uebersetzung ohne Hülfe einsichtiger Eingeborenen schwer falle.

Die Landessprache der Sandwich-Inseln ist das Hawaiianische, ein Zweig der Polynesischen Sprache, welche über alle bewohnbare Inseln des Stillen Oceans verbreitet ist und sich bis Neu-Seeland ausdehnt. In der Construction zeigt dasselbe eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Hebräischen, was denjenigen, welche behaupten, daß die Hawaiianer einen Theil der zerstreuten Stämme Israels ausmachten, einen wenn auch noch so schwachen Beweis geliefert hat. Alle Laute rein hawaiianischen Ursprungs lassen sich mit zwölf Buchstaben: a, e, i, o, u, h, k, l, m, n, p, w, darstellen. Die Buchstaben werden immer überein ausgesprochen, auf welche Weise sie auch zusammengesetzt sein mögen, wie das in den meisten Fällen im Russischen, Spanischen, Italienischen und Deutschen geschieht. Es ist ein Grundsatz der Sprache, daß jede Silbe mit einem Vokale enden soll; — in der That vermögen die Eingeborenen nur mit Mühe zwei Consonanten auszusprechen, welche durch einen Vokal in der Mitte verbunden sind; das Wort „Kristo“ ist die einzige Ausnahme, welche die Schriftsprache zugelassen hat. In Folge dieser Eigenthümlichkeit herrscht die Menge der Vokale über die Consonanten, so daß uns die Sprache eher wie das Plappern von Kindern als wie die Unterhaltung erwachsener Menschen vorkommt. Obschon specifische Namen in gewisser Ausdehnung existiren, so fehlt

es der Sprache doch sehr an Gattungsnamen. Dieser Umstand zeigt mehr als irgend ein anderer historischer oder sonstiger Beweis, daß die Hawaiianer nie ein tiefdenkendes Volk gewesen sind, noch Leute von philosophischer Bildung unter sich gehabt haben; denn keine Gesellschaft bedient sich der Gattungsbegriffe, bevor sie nicht angefangen hat, nachzudenken *).

Nächst dem Hawaiianischen ist die englische Sprache am weitesten verbreitet; allein es ist ein Irrthum, wenn manche Besucher der Seehäfen berichten, daß alle Eingeborenen dasselbe mit größerer oder minderer Geläufigkeit sprächen. Obgleich es in den höheren Schulen gelehrt wird, so sprechen es doch nur wenige Hawaiianer leidlich flüssig und bei weitem die größere Anzahl versteht es nicht. Die besondere Beschaffenheit ihrer eigenen Sprache setzt den Eingeborenen zu große Schwierigkeiten für die Erlernung fremder Zungen. Englisch hat indessen raschen Grund gefaßt und wird nach dem Erlöschen der Ureinwohnerschaft Landessprache werden. In Honolulu verstehen alle Seeleute und wer mit der Schifffahrt in Berührung kommt, das Englische ziemlich gut, obgleich sie es gebrochen und unzusammenhängend sprechen. Die Häuptlinge haben gewöhnlich eine gute Kenntniß der englischen Sprache und mehrere derselben reden sie fließend. Einige Schriftsteller haben die amerikanischen Missionaire getadelt, daß sie nicht mit der neuen Lehre und den Künsten der Civilisation

*) Wem an einer genaueren Kenntniß der Hawaiianischen Sprache liegt, sei auf einen lehrreichen Artikel im Hawaiian Spectator, vol. I. p. 392—420 und auf die Schriften des großen Hawaiianischen Sprachforschers L. Andrews verwiesen, namentlich die Hawaiian Grammar, die Hoakakaolelo no na Hualolelo Beritania und A Vocabulary of words in the Hawaiian language, die sämmtlich zu Lahainaluna erschienen sind.

zusammen eine europäische Sprache einführten. Andere haben den Verdacht ausgesprochen, daß die christlichen Apostel die Mundart der Eingeborenen adoptirten, weil sie darin ein Mittel erblickten, um sich die Gewalt zu bewahren und eine Art Censorschaft über das Volk zu führen, die wenig geringer wäre als jene, welche die Jesuiten in Paraguay handhabten oder die Inquisition in Europa übte. Solche Ansichten verdienen keine Beachtung. Wer mit der Bedeutung einer Landessprache bekannt ist, der weiß auch, daß es nichts Schwierigeres giebt, als die Unterdrückung derselben und die Einführung einer andern an ihre Stelle. Eine fremde Sprache kann sich allmälig einschleichen, allein sie kann nicht eingeführt werden; dies ist die Sache von Menschenaltern.

Capitel VI.

Zweite Reise nach der Behringsstraße. — Abfahrt von Honolulu. — Kamtschatka. — Kotzebue-Sund. — Der „Plover“. — Aufsuchung Sir John Franklin's. — Cap Lisburne. — Eisiges Vorgebirge. — Wainwright-Bucht.

Als die Vorbereitungen für unsere zweite Polarreise beendigt waren, verließen wir den Hafen von Honolulu am 19. Mai, und passirten südlich von Oneehow- und Lisiansky-Insel und in der Nähe von Byer's- und Morrell's-Insel, ohne eine der letztern beiden zu Gesicht zu bekommen. Kamtschatka kam am 22. Juni in Sicht; hier stießen wir auf einen frischen Landwind, der uns bis auf eine Meile von Cap Gavarea trieb und uns in einer gänzlichen Windstille liegen ließ. Unsere Lage wäre sehr bedenklich gewesen, wenn wir nicht bei dreißig Faden Grund gefunden hätten. Bei Tagesanbruch waren drei Schiffe auf der Spitze von Petropaulowski in Sicht, welche durch die Luftspiegelung in allerlei Gestalten verwandelt wurden. Mit flauen, veränderlichen Winden und unter Beihülfe unserer Boote und einer leichten nördlichen Strömung gelang es uns im Eingange der Bai auf funfzehn Faden Anker zu werfen. Diese Reise nahm fünfunddreißig Tage weg und war nur wegen der Flauheit der Winde, der Schönheit des Wetters und wegen des gänzlichen Mangels von Nebeln bemerkenswerth, so daß nie

vierundzwanzig Stunden verstrichen, ohne daß wir astronomische Beobachtungen anstellen konnten.

Die drei bemerkten Schiffe waren amerikanische Wallfischjäger, die ebenfalls vor Anker lagen. Capitain Kellett begab sich an Bord des einen und erfuhr, daß sie Tags zuvor den Hafen verlassen hätten, aber weil sie einige Mann verloren, umgekehrt wären, um dieselben aufzunehmen. Er erfuhr ferner, daß der Plover nicht nach Petropaulowskí gekommen sei, daß man jedoch von einem Schiffe vernommen hätte, welches weiter nördlich überwintert. Diese Nachricht bestimmte den Capitain mit dem Schiffe an die Rhede zu gehen, in Folge dessen wir um Mitternacht lichteten.

Es läßt sich nichts Malerischeres denken als die vom Vollmond beleuchtete Awatscha-Bai. Klippen ragen in kühnen Umrissen empor, kegelförmige Vulkane thürmen sich zum Himmel auf und werfen lange Schatten über die Thäler; die mächtige Wasserdecke breitet sich aus wie ein Binnensee. Es ist ein erhabener Anblick, aber wie mächtig ergreifend er ist, so verschwindet er doch vor dem Schauspiele, das sich entfaltet, wenn die Sonne hinter den Schneegipfeln der Berge emporsteigt: das ganze höhere Land scheint ein Feuerballen zu sein und der Zuschauer wähnt sich von einem Zauber befangen, bis der gänzliche Eintritt des Tagelichts die Täuschung zerstört und ihn auf einmal wieder in das nüchterne Leben zurückwirft.

Bei unserer Auffahrt kamen die Obersteuerleute der amerikanischen Wallfischjäger an Bord, um Erkundigungen über die Behringsstraße einzuziehen. Sie theilten uns mit, daß der vorjährige Erfolg eines Schiffes eine große Menge von amerikanischen Fahrzeugen in dem laufenden

Jahre nach der genannten Straße führen werde. Ein Bericht des Marine-Secretairs der Vereinigten Staaten bestätigte diese Mittheilung, und da die öffentliche Aufmerksamkeit durch A. Petermann's Schrift auf die Wichtigkeit des Wallfischfangs in den höheren Breitegraden gelenkt ist, so will ich einige Auszüge daraus geben. „Im Sommer 1848, heißt es darin, drang Capitain Roys mit dem Wallfischjäger Superior durch die Behringsstraße in das Polarmeer und begegnete auf seiner abenteuerlichen Fahrt allen Gefahren eines unbekannten Gewässers und des Polarmeeres. Er war in seinem Unternehmen glücklich und füllte das Schiff in wenigen Wochen mit Thran. Durch seinen Bericht von dem Ueberflusse von Wallfischen in jenem Meere aufgemuntert, rüsteten die Schiffseigenthümer in den Vereinigten Staaten eine große Flotte aus und 1849 folgten dem Capitain Roys 154 Segel von Wallfischjägern, jedes Schiff (wie angegeben wird) im Durchschnitt mit Einschluß der Ausrüstung 30,000 Dollars werth und mit dreißig tüchtigen Seeleuten bemannt. Diese Flotte gewann in dem Sommer 206,850 Tonnen Wallfischthran und 2,481,600 Pfund Fischbein. Im Sommer 1850 kam eine Wallfischjägerflotte von 144 Segeln mit gleicher Bemannung und von gleichem Werthe. Dieselbe gewann in den wenigen Wochen, welche ihr jene unwirthlichen Gegenden gestatteten, 243,680 Tonnen Thran und 3,654,000 Pfund Fischbein. Im laufenden Jahre (1851) wurden 145 amerikanische Schiffe ausgesandt, deren Erfolg noch nicht bekannt ist; nur Verlautungen über Schiffbruch und Verunglückungen sind beunruhigend zu uns gedrungen. Die Leben und Besitzthümer, welche in den beiden vollständig vorliegenden Jahren auf dem Spiele gestanden haben, ergeben sich folgendermaßen:

	1849.	1850.
Zahl der amerik. Seeleute	4650	4320
Werth der Schiffe u. Ausrüstung....	4,650,000 Doll.	.... 4,320,000 Doll.
Werth des gewonn. Thrans ...	2,606,510 „	.... 3,761,201 „
Werth des Fischbeins.........	814,112 „	.... 1,260,630 „
	8,070,622 Doll.	.... 9,341,831 Doll.

299 Schiffe in 2 Jahren mit 8970 Seeleuten.
Werth der Schiffe und Ladungen 17,412 453 Doll.

„Die Verluste von 1851 sind, so weit verlautet, unerhört. Nicht weniger als sieben Schiffe der stattlichen Flotte von 1851 sind gescheitert und liegen in dem Polarmeere als Denkmale der Gefahren, welche daselbst des unerschrockenen Seefahrers harren. Noch von anderen Verlusten geht die Rede, doch ist nur jene Zahl namentlich festgestellt; aber wenn auch mehrere davon nicht an Klippen und Untiefen, sondern durch andere Fährnisse zu Grunde gingen, so sind doch ihrer genug, um von der unzureichenden Hydrographie zu erzählen und die nationale Wichtigkeit derselben an den Tag zu legen; denn es ist recht gut möglich, daß durch die Kenntniß eines nahen sichern Ankerplatzes manches im Eise verunglückte Schiff vor dem Verderben bewahrt sein würde. Unser ganzer Handel mit dem sogenannten „Osten“ ist nicht so erheblich wie jene Unternehmungen von 1849 und 1850. Die obigen Nachweise ergeben, daß in den zwei Jahren mehr amerikanische Seeleute in diesem kleinen Striche des Oceans beschäftigt waren, als in unsrer gesammten Marine zu irgend einer Zeit; daß in diesen zwei Jahren die kühnen Seeleute durch ihre alleinige Energie den Werth von mehr als acht Millionen Dollars aus der See fischten und damit den Nationalwohlstand vermehrten. Und dennoch sehen wir, daß in Folge der Gefahren von Land und Eis, verborgener

Felsenriffe und unbekannter Untiefen ein Schiff von je zwanzig, die im Sommer 1851 dahin fuhren, als Wrack zurückgelassen wurde und daß das Leben der Bemannung, oder doch nicht weniger als immer eines Mannes von zwanzig dabei Beschäftigten auf das Spiel gesetzt wurde, und dies meistentheils durch den Mangel an guten Karten. Unsere Seemacht vermag in diesem Augenblicke unserem Handel und dem anderer christlichen Staaten keinen höheren Dienst leisten, als die Herstellung einer guten Karte von jenem Theile des Oceans dieser Pflanzschule amerikanischer Seeleute und diesem Zweige der Nationalindustrie erweisen würde. Ich habe erfahren, daß auf 64° 15′ N. B. und 178° W. L. Capitain Middleton, Barke Tenedos von New-London, ein Riff entdeckte, über dem nur acht Fuß Wasser stand und das zwei Acres in Ausdehnung hielt; daß das Schiff Ajax von Havre an einem Felsenriff südlich von der St. Lorenz-Insel, zehn Meilen vom Lande, unterging, daß die „gesammte Flotte der Wallfischjäger im Polarmeere sich sehr über falsche Zeichnung der Karten beschwert, daß die Küste schlecht untersucht und wenig bekannt sei u. s. w.“, daß „mehrere von unseren Schiffen Gefahr liefen zu scheitern, weil sie zur Nachtzeit unerwartet auf Land oder Felsen trieben“, daß sie in dem Polarkreise seichte Sandflächen gefunden, welche fünf bis sechs Meilen Ausdehnung hatten; daß ebenso „in der Ochotsk-See verborgene Gefahren lauern“, daß „die Howqua 1851 an einem tiefliegenden Riffe in jener See ganz verunglückte.“

Zu Petropaulowski trafen wir den Royal-Thames-Yacht-Club-Schooner „Nancy Dawson“, im Besitz und commandirt von Robert Shedden, früher ein Schiff der königlichen Flotte. Der Befehlshaber theilte uns mit, daß

seine Absicht wäre, durch die Behringsstraße und so weit als möglich nach Norden zu gehen, um Sir John Franklin's Expedition aufzusuchen. Der Schooner war von Hongkong gekommen, hatte die Loo Choo-Inseln berührt und war aufs beste mit Provisionen und Werkzeugen versehen. Die Mannschaft (größtentheils Amerikaner), eine sehr schlecht disciplinirte Truppe, war zu Hongkong eingetreten; Mr. Shedden erbot sich, sein Schiff unter die Verfügung des Capitains Kellett zu stellen und schien sehr zu wünschen, daß er einen Officier an Bord senden möge.

Da von dem Plover nichts zu hören war, so lichteten wir am 25. Juni, bei Windstille, und verließen die Rhede. Wir bekamen einen flauen Wind von südlicher Richtung, der Nebel mitbrachte, indeß nicht so dick, daß man nicht beide Ufer der Einfahrt der Bai hätte sehen können. Beim Auslaufen und während des Lavirens an Babouski-Insel senkte sich der Nebel auf die Felsen und täuschte uns über ihre Entfernung. Wir hielten das Schiff in Rhede, allein die Wirbel der Fluth machten es flott und warfen es gegen die Felsen, bevor wir Zeit hatten, einen Anker zu werfen. Der Wurfanker und das Kabeltau wurden ausgelegt und angehalten, und um zwei Uhr zehn Minuten Nachmittags war das Schiff in tiefes Wasser gebracht, nachdem es beinahe drei Stunden an der Küste gelegen hatte; glücklicher Weise war das Wasser zu der Zeit spiegelglatt. Das Schiff lag vollkommen ruhig bis kurz vor dem Aufbruche, wo es sich hob und zwei- oder dreimal heftig mit dem Bug aufstieß, daß jedesmal kleine Stücke von seinem losen Kiel losgingen.

Wir blieben die Nacht über vor Anker und lichteten am nächsten Morgen bei flauem Südost, da die Luft aber zu

still war und ein Strom direct nach der Küste trieb, so mußten wir abermals in einer sehr gefährlichen Lage, bei der Insel Staritschkoff, Anker werfen.

Am 27sten befreiete uns ein flauer Nordwestwind von den Klippen des Eingangs der Awatscha-Bai und unmittelbar darauf traten wir in dichten Nebel. Von flauen veränderlichen Winden und Nebeln behindert, bekamen wir Behrings-Insel nicht vor dem 2. Juli in Sicht. Am Morgen des 13ten trafen wir den Körper eines todten Wallfisches und am Vormittage einen andern; gleich darauf wechselten wir Zeichen mit einem der Wallfischjäger, die wir zu Petropaulowski gesehen, und vor zwölf Uhr mit den beiden anderen. Lange Züge des kleinen behaubeten Alk wurden vom Schiffe aus bemerkt. Um Mittag zeigte sich das Nordwestende von Lorenz-Insel rein östlich in einer Entfernung von zwölf Meilen. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch mit frischem Südsüdwestwinde und bei trübem Wetter, geieten um sieben Uhr früh nach der asiatischen Küste auf und sahen Land bei der Nordspitze der Lorenz-Bai, nachdem wir in dieser Zeit eine Strecke von fünfundzwanzig Meilen nordwärts zurückgelegt hatten.

Das Ostcap drei Meilen seitwärts lassend, richteten wir unsern Lauf nach Cap Espenberg, Kotzebue-Sund, und segelten über die von Capitain Beechey erwähnte Untiefe nach Schismarief-Bucht, wo wir bei sieben Faden das kleinste Wasser und die See so hoch und hohl fanden, daß sie oft in unsere große Kette schlug. Hierauf liefen wir längs dem flachen Lande von Cap Espenberg, das wir nach Mitternacht passirten. Wir hatten ununterbrochen Tag; der Unterschied

zwischen Mitternacht und Mittag gleicht dem zwischen einem Wintertage in England und einem Sommertage. Als wir in den Sund fuhren, ließ der Wind allmälig nach; am 15ten kurz nach acht Uhr Morgens sahen wir ein Schiff vor Anker unter Chamisso-Insel und um zehn Uhr tauschten wir Nummern mit dem Plover. Wir kamen um ein Uhr Nachmittags vor Anker, nachdem wir in funfzig Stunden vom Westende der Lorenz-Insel zum Ankerplatze von Chamisso-Insel gefahren waren.

Commandeur Moore kam an Bord und theilte uns die erfreuliche Nachricht mit, daß Officiere und Mannschaft bei guter Gesundheit und frischem Muthe wären. Der Plover hatte, da er kein guter Segler war, das Südende der Behringsstraße nicht vor Ausgang October 1848 erreicht. Es war zu spät, um weiter vorzubringen; er sah sich daher genöthigt, an der asiatischen Seite, in Ourel, einem zufällig von ihm aufgefundenen natürlichen Hafen, zu überwintern. Während des achtmonatlichen Aufenthalts hatte er von den Tschukschis große Gastfreundschaft erfahren; sie waren beständig ans Schiff gekommen und hatten aus eigenem Antriebe für einige Perlen und andere Kleinigkeiten Wildfleisch, Fisch und Pelze eingetauscht. Endlich wurde im Juni ein Weg durch das Eis gebrochen, worauf der Plover in offenes Wasser gelangte, die Lorenz-Bai und andere Plätze berührte, und endlich einen Tag vor der Ankunft des Herald bei Chamisso-Insel Anker warf. Die wesentlichsten Instructionen des Plover waren, die Nordwest- und Nordküste von Amerika zu untersuchen, so daß die Arbeiten des Sir John Richardson dadurch ergänzt würden. Diese Instructionen sollten gerade ausgeführt werden und es waren bereits zwei Boote unter dem Commando des

Lieutenants W. Lee von Chamisso-Insel nach dem Mackenzie-Flusse abgefahren und eben aus Sicht gekommen, als der Herald erschien. Der Commandeur des Plover hielt es in Folge dessen für erforderlich, dieselben sofort zurückrufen zu lassen. Die neue Ankunft brachte einen ganz anderen Gang in den Plan. Es wurde für klug gehalten, so weit nach Norden vorzudringen, als es die Sicherheit der Schiffe irgend zuließ, um die Gefahr zu vermeiden, welche schwer beladene Boote zu laufen hatten.

Wir begannen ohne Verzug den Plover mit Kohlen und Provisionen zu versehen, die Officiere abzunehmen, tadelhafte Leute abzusetzen und die Lücken aus unserem eigenem Personale auszufüllen. Unterdessen ging Capitain Kellett mit dem Commandeur Moore und seinem Eis-Obersteuermann auf die Untersuchung der verschiedenen Buchten an der Ostseite von Chloris-Halbinsel, behuf einer Winterstation für den Plover.

Wir wurden von Baidars besucht, von denen jeder zwölf Mann führte; diese waren besonders groß und wohl gebauet und gut bewaffnet, sie hatten weder Weiber noch Hunde bei sich. Anfangs waren sie etwas scheu, als sie aber unser Dolmetscher in ihrer Sprache anredete, faßten sie Muth, kamen an Bord, besahen das ganze Schiff und kehrten zurück, nachdem jeder ein kleines Geschenk empfangen, ohne einen Versuch zu machen, etwas zu entwenden. Sie gehörten nach Spafarief-Bucht und freuten sich sehr von Lieutenant Cooper und Anderen wiedererkannt zu sein, die im vorigen Jahre in ihrer Gegend gewesen waren und ihnen Geschenke gemacht hatten, ohne einen Entgelt dafür zu begehren. Capitain Kellett und Commandeur Moore begleiteten sie nach Chamisso-

Insel; hier wurden die Baidars aufgegeiet, ihr Boden gegen den Wind gekentert und die Wetterseite auf den Sand gelehnt; die andere Seite ragte etwa drei Fuß hoch empor und wurde von dem Ruder gestützt. Der Raum unterwärts wurde mit Pelzen bedeckt und hier rauchten sie einige Pfeifen mit den Eingeborenen.

Während sie mit den Tabackspfeifen beschäftigt waren, mußte die Mannschaft nach dem Mehle graben, welches Capitain Beechey vor dreiundzwanzig Jahren an einem Felsen eingescharrt hatte. Die von ihm gemachten Spuren, welche nach der Stelle hinleiteten, waren so wohl erhalten, als wären sie erst gemacht. Wir fanden diesen Felsen im Jahre 1848, da wir aber annahmen, daß sich die Eingeborenen des Mehles bemächtigt hätten, so gruben wir nicht darnach. Es wurde ein großer Raum um das Faß herum ausgearbeitet, und dasselbe bis auf die beiden untersten Bodendauben, die in dem Sande festsaßen, freigelegt. Nichts desto weniger bedurfte es der vereinigten Anstrengung von zwei Bootsmannschaften nebst einem Schrottau und einem langen Sparren als Hebebaum, um es ganz herauszubringen. Der Sand war so hart gefroren, daß bei jedem Schlage mit der Spitzhacke Funken stoben. Das Faß selbst war vortrefflich erhalten und die Reifen in gutem Zustande. Von den 336 Pfund Mehl, die es enthielt, waren 175 Pfund so süß und wohlschmeckend, wie wir es nur an Bord hatten. Später gab Capitain Kellett ein Essen, bei dem alle Torten und Puddings von diesem Mehle bereitet waren. Ein Blechkasten mit Perlen wurde ebenfalls gefunden; die Glasperlen allein waren nicht angegriffen; die baumwollene Schnur war vortrefflich erhalten.

Am 18. Juli verließen wir den Ankerplatz. Die Nancy-Dawson-Yacht kam um dieselbe Zeit in Sicht. Sie begleitete uns, ohne Chamisso-Insel zu berühren; der Plover setzte alle Segel bei und der Herald blieb ihm zur Seite. Am folgenden Tage passirten wir ein Schiff und um Mittag lag das Hoffnungsvorgebirge N. 18° W. fünfundfunfzig Meilen. Wir fielen wider Erwarten auf dieser Fahrt in eine Strömung von S. 74° W., die uns eine halbe Meile die Stunde vorwärts brachte. Um 6 Uhr Abends wechselten wir Zeichen mit einem amerikanischen Wallfischjäger, der „Margarethe“ von Providence. Wallfische schwammen in jeder Richtung um denselben herum, allein der Wind war zu streng und die See zu stark, um Jagd zu machen. Ein Nebel herrschte, so dicht, daß wir den Plover nicht sahen, obgleich wir ihm zurufen konnten; und als wir unseren Lauf während der Nacht nordwärts fortsetzten, mußten wir Gongongs und Glocken anwenden, um beisammen zu bleiben.

Am 20sten fuhren wir beinahe einen todten Wallfisch über, welcher aufgegeben war. Um Mittag sprang der Wind nach Norden um und wir bekamen schönes helles Wetter. Um fünf Uhr Nachmittags ankerten wir in Gemeinschaft mit dem Plover und der Yacht an Cap Lisburne und sandten zur Auskundschaftung des nördlichen Küstenstrichs zwei Boote unter dem Befehle von Lieutenant Pullen und Mr. Parsons aus. Ein anderes Boot wurde vom Plover in kurze Entfernung südlich beordert. Letzteres kehrte nach Mitternacht zurück; es war an ein oder zwei Plätzen gelandet und hatte mehrere Eingeborene angetroffen, die sich freundlich und wohlgesinnt zeigten. Das Wetter war herrlich und klar; um Mitternacht zeigte die Sonne ihre halbe Kugel über dem

Horizont, ein Phänomen, um dessen Anblick in der ersten Zeit fast jede Person vom Schiffe aufblieb.

Wir lichteten am Morgen, um den Booten gen Norden zu folgen. Der Plover, welcher der Küste näher war, wurde von zwei Baidars besucht; jeder derselben führte ungefähr zwanzig Eingeborene, Männer und Frauen, ein sehr elender Schlag Menschen. Sie versammelten sich in dieser Gegend, um Vögel zu fangen und Eier zu suchen. Wir wurden von Windstille befallen und warfen Anker gegen sechs Uhr Abends, nordöstlich vom Cap Lisburne, gegen sechs Meilen von der Küste. Um Mitternacht lichteten wir wieder bei leichtem Winde. Die Boote kehrten am Vormittage zurück. Lieut. Pullen hatte die Bucht östlich vom Cap Sabine ohne Erfolg untersucht. Die Eingeborenen belehrten ihn durch den Dolmetscher, daß keine Bucht der Küste für die Aufnahme eines Schiffes geeignet sei; nur in wenige vermöchten ihre Baidars zur Frühlingszeit zu bringen, und wenn sich dann ein Ostwind erhöbe, so würden sie darin eingeschlossen.

Bis sechs Uhr Abends hatten wir auf dem Schiff eine langweilige Windstille; glücklicher Weise brachte uns die Strömung eine halbe Meile die Stunde vorwärts. Zwei Baidars besuchten uns; es waren dieselben Eingeborenen, die wir bei Cap Lisburne gesehen hatten. Sie näherten sich ohne Besorgniß und vertauschten jeglichen Gegenstand ihres Besitzes gegen Taback und kleine Spielereien; die Frauen veräußerten ihre Pelze sogar bis zu ihrem zweiten Hosenpaare. Am Abende des 23sten und dem Morgen des 24sten liefen wir nordöstlich mit einem mäßigen S. S. W. Winde und dickem Nebel, der sich bisweilen für Augenblicke aufklärte. Wallrosse, Wallfische und Schwärme von Eiderenten kamen in Sicht.

Am 25sten Juli steuerten wir auf Wainwright-Bucht; der Wind drehte sich nach N. W. und brachte ein kaltes, aber klares Wetter. Eine Menge von Wallrossen umschwärmten uns und stießen ein fortwährendes Gebrüll oder Grunzen aus. Das Gebell zahlloser Seehunde, die kleinen Wallfische und endlose Züge von Enten, die bei unserer Annäherung vom Wasser aufscheuchten, warnten uns vor dem Nahen des Eises; gleichwohl war die Temperatur der See immer noch hoch. Um Mittag sahen wir Land, zehn Meilen nördlich von Wainwright-Bucht, und ankerten am Eingange der letzteren, wie der Plover und die Yacht bereits gethan hatten. Beim Anfahren der Küste wurde ein Posten auf dem höhern Lande am Eingange der Bucht wahrgenommen. Gleich darauf sahen wir einen Mann, der etwas aufhißte, das wir für eine Flagge hielten. Unmittelbar nachher neigte der Plover seine Flagge (nur um zu klären wie wir später hörten), die Person auf dem Posten antwortete durch dasselbe Manöver und nahm die Flagge ab. Sogleich wurde Lieutenant Cooper ans Land gesendet: er ging zu dem Posten und fand, daß es ein Merkzeichen der Eingeborenen für eine Vergrabung von Talg und Rennthierfleisch war; der Eskimo hatte sich aus dem Staube gemacht.

Capitain Kellett wählte Wainwright-Bucht zur Expedirung der Boote, statt so weit nach Norden zu dringen, als die Schiffe gehen konnten. Er hielt es nämlich für ungemein wichtig, daß der commandirende Officier des Expeditionsboots die Winterstation des Plovers kenne. Wir setzten sogleich die Boote aus, bemannten sie und versahen sie mit Provision; während dessen sondirte Hr. Hill die Einfahrt der Bucht. Kurz vor Mitternacht kehrte er an Bord zurück und berichtete,

daß das Fahrwasser sehr niedrig sei und viele Krümmungen mache, daß neun Fuß der höchste Wasserstand, auf den mit Zuversicht gerechnet werden könne, und daß selbst zur Sicherung dieser Tiefe das Fahrwasser durch Bojen bezeichnet werden müsse. Endlich berichteten sie, daß ein günstiger Wind oder eine Windstille erforderlich sei, damit das Schiff einlaufen oder hineingeschleppt werden könne, weil das Fahrwasser zu seicht und verwickelt sei, um durchzuwarpen; einmal darin, würde die Bucht hinreichendes Wasser und einen paßlichen Ort für die Ueberwinterung des Plover bieten.

Aus diesem Berichte schloß Capitain Kellett, daß es bei dem vorgefundenen Wasserstande für den Plover nicht möglich sei, in die Wainwright-Bucht zu fahren. Da aber der Grund der Einfahrt mit großen Eisstücken bedeckt war, die während unsers Aufenthalts rasch aufgingen, so hielt er für wahrscheinlich, daß das Fahrwasser nach ihrem Verschwinden bequemer und tiefer werden möge. Er beschloß daher zurückzukehren und eine nähere Prüfung der Bucht vorzunehmen, sobald er die Boote so weit nördlich gebracht als die Schiffe reichen konnten. Die Boote erhielten deshalb die Weisung, bei ihrer Rückkehr Wainwright-Bucht zu besuchen, um zu sehen, ob der Plover habe hineingebracht werden können; wo nicht, so würden sie ihn bei Chamisso-Insel antreffen.

Um Mitternacht waren die Boote fertig und stießen unter drei lauten Hurrah der Schiffe, die von ihnen ebenso herzlich erwiedert wurden, in die See. Die kleine Expedition bestand aus fünfundzwanzig Personen mit vier Booten; — Lieutenant Pullen befehligte die Schaluppe des Herald, von 30 Fuß Länge, die mit der größten Vorsorge ausgestattet, durchaus gedeckt und wie ein Schooner aufgeputzt war; sie

hieß der „Owen“, war mit Pumpen und Reserve-Rudern versehen und mit starken zweizölligen Brettern über der Wasserlinie gedeckt. Sodann zwei 27 Fuß lange Wallfischboote, hinten in Backbordlänge gedeckt, jedoch ohne Koffer und Kisten. Das Brod war in angestrichenen Beuteln und das eingemachte Fleisch zwischen Theertüchern aufgestauet. Die Kleider der Leute waren in Ranzen, die leicht herausgenommen werden konnten. Endlich die Schaluppe des Plover, ein halbgedecktes Boot mit Behältern für Provision u. s. w., die so angelegt waren, daß sie dem Drucke des Eises Widerstand boten. In den Booten befand sich auf siebzig Tage Fleisch für die gesammte Mannschaft und alle übrigen Provisionsartikel für gleiche Zeit, mit Ausnahme von Brod, das auch in Blechbüchsen verlöthet war. Daneben hatte der Owen Rationen für 8 Mann über den regelmäßigen Schiffsbedarf an Bord. Nachdem diese Vorräthe eingepackt waren, wurde noch in jeglichen Winkel gesteckt, was von Fleischbüchsen hineingehen wollte. Die beiden größern Boote führten jedes fünf Büchsen Pemmican (Preßfleisch), für den besondern Bedarf von Sir John Franklin's Gesellschaft bestimmt.

Die Schiffe lichteten zugleich mit den Booten und fuhren mit einem mäßigen Küstenwinde etwa drei Meilen längs des Landes hin. Am 26sten, um vier Uhr früh, zeigte sich Eis in großen Massen, die sich von der Küste nach den Seeroß-Inseln hinzogen. Um 6 Uhr mußten wir beiwinden, weil ein dicker Nebel eintrat. Dieser klärte sich um $11\frac{1}{2}$ Uhr auf. Der Plover war dicht bei uns, allein weder die Boote noch die Yacht waren in Sicht. Wir setzten beide mehr Segel bei und steuerten gerade nördlich. Um ein Uhr nach Mittag waren wir 71° 5′ N. Br., wo wir hochgepacktes Eis zu

Gesicht bekamen, das sich von N. W. bei W. nach N. O. erstreckte, so weit das Auge reichen konnte. Wir sondirten und fanden Schlamm bei vierzig Faden, das tiefste Wasser, das wir seit Lorenz-Insel gehabt hatten. Wir fuhren längs dem Eise fort bis acht Uhr Abends; dann trat ein dicker Nebel ein. Wir wandten uns zwei oder drei Meilen südwärts und legten uns fest, da der Wind N. N. O. war und direct auf das Eis trieb. Dreißig Meilen weit waren wir an dem Eise hingefahren. Die Massen bestanden aus schmutzig gefärbtem Eise und hatten nicht über 5 bis 6 Fuß Höhe, einige tief in den Massen gelegene Spitzen ausgenommen, welche durch das Auftreiben gegeneinander strömender Wellen gebildet zu sein schienen. Alle Paar Meilen setzte sich das Eis der Straße, durch welche der Plover segelte, in Bewegung.

Am 27. Juli, um $1^1/_2$ Uhr, klärte sich der Nebel auf. Die Eismasse war von N. N. W. zu N. N. O., in einer Entfernung von ungefähr sechs Meilen. Während des Vormittags setzten wir Segel bei und fuhren beständig zwischen schwimmendem Eise hindurch. Um zehn Uhr passirten wir breitere und mächtigere Eislagen. Commandeur Moore hielt die Gegend tief und weit genug, um magnetische Beobachtungen anzustellen. Er ließ den Plover zwischen den Eismassen durchsegeln und legte sich mit Eisankern leewärts ins Breite.

Capitain Kellett und Lieutenant Trolloge landeten an dem Eisberge. Breite, Zeit und Abweichung wurden gefunden, aber die anderen Beobachtungen mißglückten wegen seiner Beweglichkeit im Azimuth, und weil sein Zerbröckeln nicht zuließ, daß die Richtwage zum Stehen gebracht wurde. Wir hatten achtundzwanzig Faden Tiefe über Schlamm und keine

Strömung. Das Eis sahen wir mit einem frischen N. N. O. Winde langsam gegen Süden treiben. Wenige Wallrosse und ein einziger Eistaucher waren zu sehen. Die durchschnittliche Höhe dieses Eisblocks war fünf Fuß und seine Ausdehnung eine Meile. Wir bemerkten an demselben Kieselsteine und Schlamm, woraus Commandeur Moore vermuthete, daß er mit dem Lande in Berührung gewesen sei; indeß kann beides auch der Koth eines Wallrosses gewesen sein.

Um drei Uhr Nachmittags stieß der Plover vom Eise und beide Schiffe segelten mit einem N. O. Winde bis sechs Uhr in westlicher Richtung; dann geieten wir steil nordwärts auf, da wir in dieser Richtung kein Eis wahrnahmen, und behielten nur den Top als Wetterwacht. Es war eine schöne, klare Nacht; wir machten gegen 6 bis 7 Knoten; die Temperatur des Wassers war 40⁰, die Tiefe 21 Faden (zunehmend). Um Mitternacht erhielten wir die Breite an dem tiefsten Stande der Sonne (72⁰ 10′ 30″ N. Br., Höhe 1⁰ 56′ 30″). Um fünf Uhr Morgens war die Temperatur des Wassers auf 36⁰ gefallen und fast zu derselben Zeit wurde das Eis vom Mastkorbe gemeldet. Von dieser Zeit bis sieben Uhr früh, wo wir eine halbe Meile von den Eisbergen beilegten, machten wir 10.5, so daß ich die Entfernung, worin in dieser Gegend die Eismassen von dem Mastkorbe eines Schiffes gesehen werden können, auf elf Meilen schätze.

Die Masse bestand aus schmutzig gefärbtem Eise, das eine Außenseite ohne Bruch zeigte und fünf bis sechs Fuß Höhe hielt. Einige Gipfel und Spitzen zeigten sich in etlicher Entfernung nach innen. Obgleich der Wind auf die Eismasse gab, so befand sich doch durchaus kein loses oder Treibeis vor demselben. Unsere Sonden hatten allmälig bis zu 35

Faden Tiefe über weichem, blauen Schlamm gewonnen. Einige Vögel waren die einzigen lebenden Wesen, die wir bemerkten. Mit dem Kratzgarne fingen wir Muscheln und einige Bivalven, die in dieser See gemein sind. Wir blieben eine Stunde lang an dem Eise liegen *). Dies war unsre nördlichste Lage, 72° 51′ N. Br., 163° W. L. So weit sich vom Mastkorbe sehen ließ, zog sich das Eis in W. S. W. (nach dem Compaß). Commandeur Moore und der Eis-Obersteuermann bemerkten einen Wasserhimmel im Norden der Eisbank und einen starken Eisschimmer nach Südwesten. Es war unmöglich, jenes offene Wasser zu gewinnen, da das Eis ganz undurchdringlich war. Die Eisbank, deren Spur wir gegen 40 Wegstunden bis hierher gefolgt waren, bildete in westlicher und nördlicher Richtung eine Reihenfolge von Felbern, deren westliches gegen zehn bis zwölf Meilen, das nördliche zwanzig Meilen messen mochte.

Um neun Uhr Morgens setzten wir Segel und steuerten nach der Küste, etwas westwärts von der Linie, auf der wir gekommen waren. Um fünf Uhr trat völlige Windstille ein. Die See war spiegeleben und so durchsichtig, daß ein weißer Fleck bei achtzig Fuß Tiefe sichtbar war. Wir benutzten die Gelegenheit, um den Schaden zu untersuchen, den das Schiff

---

*) Die Temperatur der See bei dem Eise war:

Oberfläche	36°	Fahr.
5 Faden	33°	"
10 "	32°	"
15 "	29°	"
20 "	29°	"
25 "	29°	"
30 "	29°	"
35 "	29,5°	"

an der Küste von Awatscha=Bai genommen. Der Vorderfuß war unverletzt; der lose Kiel war ungefähr zehn Fuß gewichen, sonst ließ sich keine Beschädigung ersehen. Das Kupfer war gebrochen und überall ungemein dünn.

Am 30. Juli ankerten wir an der Küste bei acht Faden, dicht nördlich von Blossom's Klippen. Commandeur Moore kam an Bord und schlug vor, während der Herald die Wainwright=Bucht untersuche, wolle er so weit nördlich gehen, als das Eis gestatte, und sehen, ob er die größeren Boote nicht treffen könne, die wir in der Gegend von Refuge=Bucht vermutheten. In dieser Absicht lichteten beide Schiffe bei einem lebhaften aber conträren Nordostwinde. Der Herald bewegte sich langsam längs der Küste. Die Sonde sank oder stieg auf muddigem Grunde, je nachdem wir uns dem Lande näherten oder davon entfernten. Wir ankerten abermals am Eingange der Wainwright=Bucht, wo nichts von dem früher bemerkten Eise zu erblicken war. Wir waren nicht lange dagewesen, als wir Eskimos bemerkten, die ihre Baidars über die flache Landzunge zwischen der Bucht und der See zogen und vom Stapel ließen. Capitain Kellett wünschte so viel Eingeborene als nur immer möglich auf das Schiff zu ziehen, damit sie ihn weniger an der Küste belästigten. Er hielt daher die Boote zurück, bis zwei von jenen ans Schiff kamen. Sie naheten sich langsam und ließen häufig ihre Ruder ruhen, wobei der Steuermann jedesmal die Hand in einem Winkel von 45° über den Kopf erhob und sie beim Niederlassen über Brust und Magen bewegte. Unser Hochbootsmann antwortete mit denselben Bewegungen; sie erwarteten immer seine Antwort, ehe sie wieder zu rudern anfingen. Wir machten jedem ein Geschenk von Taback und Kleinigkeiten; die Schiffsmann=

schaft begann mit den Eingeborenen einen Handel um alles was dieselben bei sich hatten, als kleine Figuren und Geräthe aus Elfenbein, Bogen, Pfeile, etwas Pelz, Seehundshaut-Boote und Rennthierfleisch.

Capitain Kellet machte sich an die Untersuchung der Bucht. Kaum war er an Land, so verließen die Eingeborenen das Schiff und folgten ihm. Ihre gute Laune war außerordentlich. Beim Beginn der Arbeiten hieß Capitain Kellett allen Handel einstellen; er zog einen Halbkreis im Sande von Wasserrand zu Wasserrand und stellte die Bootnasen zwischen die Punkte desselben; die Eingeborenen schienen die Bedeutung dieser Linie zu begreifen; keiner von ihnen machte einen Versuch, dieselbe zu überschreiten. Sie setzten sich nieder und beobachteten lautloses Schweigen. Wenn ein Fremder dazu kam, so riefen sie ihm zu; er begriff, daß er nicht weiter gehen dürfe als bis an die Linie und setzte sich zu den Uebrigen. Später tanzten und sangen sie, spielten Ballschlagen mit den Matrosen (die kein Glück dabei hatten) und zeigten ihre Geschicklichkeit im Schießen nach einem ausgesteckten Ziele. Allein trotz alles guten Benehmens fand sich schließlich, daß sie die Taschen von zwei oder drei Personen des Schiffs geplündert hatten. Der Eine verlor ein Tuch, ein Andrer einen Handschuh und Commandeur Moore eine Büchse mit Percussionshütchen.

Der Plover fand sich bereits nach Mittag ein; Commandeur Moore ging ans Land, errichtete ein Zeichen und vergrub eine Flasche mit Instructionen für die Boote. Capitain Kellett hatte sich vor der Ankunft des Plover überzeugt, daß zehn Fuß die äußerste Tiefe zum Einlaufen war. Selbst nach Abnahme der Masten ging der Plover nicht hoch genug,

um in die Bucht zu gelangen. Wäre es mit einer theilweisen Löschung möglich gewesen, so würde es gewiß versucht sein, denn die Position war nach jeder Richtung hin eine günstige.

Am 1. August ging Commandeur Moore an der Bucht ans Land und stieß auf einige Baidars, die eben mit mehreren Rennthieren angekommen waren, welche sie in Viertel zerlegt hatten. Sie wollten den Ertrag ihrer Jagd zu anderen Vorräthen, die bereits angehäuft waren, in eine Kellergrube an der Sandspitze von Point Collie bringen, und schienen ungehalten, daß ihre Vorrathskammer entdeckt war. Der Keller war tief mit Baumstämmen ausgemauert und hatte ein Dach aus demselben Material, das sich etwa fünf Fuß über dem Boden erhob und eine Moosbedeckung trug. Für eine kleine Quantität Taback überließen sie uns 800 Pfund von dem Fleische. Da wir vom Commandeur Moore hörten, daß sie noch mehr ablassen wollten, begaben sich Lieutenant Cooper, Mr. Goodridge und ich auf den Handel. Als die Eingeborenen unser Boot in gerader Richtung auf sie zutreiben sahen, wurden sie unruhig, und lange bevor wir die Bucht erreichten, trat eine Frau an den Rand des Wassers und hielt eine Flasche empor, die Tags zuvor einer von unseren Leuten verloren hatte. Sie gab durch Zeichen zu verstehen, daß sie dieselbe beim Landen am Strande gefunden hätte. Die Flasche war in demselben Zustande, worin sie verloren war; der Kork war nicht berührt worden. Sie begriffen endlich, daß Stehlen ein Unrecht ist. Anfangs schienen sie unwirsch und mißvergnügt, daß sie ihr Fleisch mit Anderen theilen sollten. Einige Geschenke brachten sie wieder zu guter Laune. Sie verkauften uns vierzehn Viertel von jungen Thieren. Das Fleisch war ohne das geringste Fett und kaum geschlachtet,

wurde aber von fast allen Personen an Bord für angenehm und zart erklärt.

Am Nachmittage strömte eine lange westliche Brandung ein, die ein sehr leichter Wind vom Lande begleitete. Um sechs wendete sich derselbe südlich und nahm ein drohendes Ansehen an. Beide Schiffe lichteten sofort und verließen das Land unter dickem Nebel und mit fallendem Barometer.

Capitel VII.

Trennung der beiden Schiffe. — Der Herald entdeckt eine Sandbank und neue Inseln. — Cap Lisburne. — Hoffnungsvorgebirge. — Kotzebue-Sund. — Buckland-Fluß. — Elephantenspitze. — Abfahrt nach Mexiko.

Die gute Jahrszeit schien nun vorüber zu sein. Heftige Windstöße, Regen, Schneestürme und dichte Nebel folgten in ununterbrochener Folge, und erlaubten die Trennung der beiden Fahrzeuge. Nach überschläglicher Rechnung war der Herald am Vormittage des 12. August auf 70° 20′ N. B. und 171° 23′ W. L., bei 18 Faden Tiefe. Ein heftiger N. N. O. und später N. N. W. zwang uns die Topsegel dreifach zu reffen und das Focksegel einzuziehen. Kurz nach Mittag nahm die Tiefe bis 16 Faden ab, die Farbe des Wassers wurde heller und die Wogen brachen sich ringsherum. Unsere Sonden nahmen jeden Wurf um einen Faden ab; 1½ Uhr Mittags stießen wir bei elf Faden auf Kieselgrund, später bei neun Faden und hierauf bei zwölf Faden. Wir wandten uns rückwärts und kamen beim Angehen auf acht und einmal auf sieben Faden Tiefe; hierauf erhielten wir plötzlich vierzehn Faden und die Tiefe nahm allmälig zu.

Die Sonne brach durch und bestätigte unsre mittägliche Stellung. Der strenge Wind hielt bis Mitternacht an. Am folgenden Tage war das Wetter besser. Wir wendeten uns

nach der Untiefe zurück. Das Wasser nahm bis 13 Faden ab und bei 10 Faden glaubten wir Sturzwellen an der Leeseite zu bemerken. Um Mitternacht passirten wir über die Höhe der Bank bei 8 Faden Tiefe, 5 Meilen nordwestlich von unsrer frühern Position. Wir fuhren fort, östlich zu halten, bis wir das Südende der Bank erreichten. Wir fanden dasselbe bei 16 Faden Tiefe, 3 Meilen südlich von unsrer Position. Als wir nordwärts hielten, um das westliche Ende derselben zu bestimmen, zog uns eine sanfte Strömung von östlicher Richtung weiter als unsre Absicht war; wir bestimmten dasselbe jedoch innerhalb eines Radius von 5 Meilen. Das Wetter gestattete keine Ankerung und also auch keine nähere Prüfung dieser gefährlichen Stelle mit unsern Booten. Die See ging so heftig und hohl, daß sie beinahe das Schiff selbst in seichtes Wasser geworfen hätte. In der Nähe der Bank geht der Boden aus grobem Sande in feinen Sand über und an den seichtesten Stellen findet sich grober Kiesel und Steine. Wir fanden nirgend unter 7 Faden Tiefe, doch ist es möglich, daß Stellen existiren, wo ein Schiff auffahren kann.

Wir bekamen sehr strengen veränderlichen und Südwestwind mit Regen bis um Mitternacht des 14ten; dann sprang der Wind nach Westen um und brachte schönes Wetter. Wir fuhren fort nördlich und westlich zu halten, bis Mittag des 15ten, wo wir unter 71° 12′ N. B. und 170° 10′ W. L. Westhalbsüd bekamen und mehrere Stücke Treibholz sahen. Unsere Sonden nahmen bis 25 Faden auf Schlamme zu, als wir die Bank in westlicher Richtung verließen. Am 16ten war der Wind veränderlich an Strenge und seine Richtung S. S. W. zu S. O. Zu Mitternacht blies er frisch aus S. S. O.; nach W. S. W. steuernd, nahm die Tiefe des Wassers zu 10 Faden ab.

Am 17. August, Nachmittags 3 Uhr, fiel die Temperatur der See plötzlich von 40° auf 36°; der Wind wurde flau und außerordentlich kalt. Wir bargen Segel, weil wir annahmen, daß wir in der Nähe des Eises wären. Um 5 Uhr wendete sich der Wind mit scharfem Stoße und in Begleitung von heftigem Schnee nach N. W. Kurz nach acht klärten sich die Schneestürme einen Augenblick auf und wir sahen das Eis vom Top in 5 Meilen Entfernung von S. S. W. nach N. N. W. Das Wetter war so schlecht, daß wir nach Cap Lisburne richteten. Plötzlich klärte es sich auf und der Wind blies von der Nordwestspitze des Eises, das wir gesehen hatten.

Um 9 Uhr 40 Minuten scholl der bedeutsame Ruf „Land!" aus dem Mastkorbe. Wir fuhren längs des Eises auf unsre erste Entdeckung zu; es trat eine kleine Gruppe von Inseln in den Gesichtskreis unsres Mastbaums, die eine beträchtliche Strecke innerhalb des Saumes der Eisfelder lag. Die Eisberge waren hier nicht so dicht an einander, wie wir es an andern Stellen gefunden hatten; es zeigten sich Wasserstraßen, die fast sämmtlich auf die Gruppe führten; allein sie waren zu seicht um hineinzugehen, obgleich das Schiff sich einen Weg zu brechen vermochte. Diese kleinen Inseln waren von Zeit zu Zeit sehr deutlich zu erkennen und ihre Entfernung wurde nicht groß geschätzt. Indeß ferner als diese Gruppe (vom Deck) wurde noch ein ausgedehntes und hohes Land bemerkt, „welches", sagt Capitain Kellett, „ich eine Weile beobachtet hatte, mit ängstlicher Spannung, ob irgendwer es wahrnehme. Es herrschte eine helle, reine Atmosphäre, wie sie nur in diesem Klima vorkommt, mit Ausnahme in der Richtung jenes ausgedehnten Landes. Dort rollten Wolken

in dichten, gewaltigen Massen, deren zerreißender Schleier zuweilen hohe Gipfel zeigte, an denen man deutlich Säulen, Pfeiler und abgestumpfte Höhen unterscheiden konnte, wie sie bei den höheren Landspitzen dieses Meeres charakteristisch sind — bei Ostcap z. B. und Cap Lisburne. Mit Ausnahme der Nordost- und Nordwestenden konnte nichts von dem tieferen Lande unterschieden werden, allein was ich zuerst für eine kleine Inselgruppe innerhalb des Eisrandes gehalten hatte, war eine Spitze jenes großen Landes. Diese Insel oder dies Vorgebirge war von der Linie des Schiffes 25 Meilen entfernt; die höheren Theile des erblickten Landes schätzte ich nicht weniger als 60 Meilen entlegen. Als wir nach dem erst entdeckten Lande hin kreuzten, trat die Nordspitze des großen Landes für einen Augenblick im Osten so deutlich hervor, daß diejenigen, welche bis hierher Zweifel gehegt hatten, ausriefen: „Ja, Sir, das ist Land, sicher und gewiß!“

Von dem Augenblicke, da das Land gemeldet wurde, bis wir an dasselbe herankamen, legten wir 25 Meilen in gerader Richtung zurück. Zuerst konnten wir nicht bemerken, daß es mit den Eisfeldern zusammenhing. An der Nähe fanden wir aber, daß das Eis an seinen Küsten saß und sich von hier so weit ausdehnte, als das Auge nach O. S. O. reichen konnte. Das Wetter, welches den ganzen Tag über vortrefflich gewesen war, schlug jetzt plötzlich in dichte Wolken und Schneeschauer um; der Wind blies frisch aus Süden und die See war so tief, daß wir nicht ankern konnten, wie unsere Absicht gewesen. Capitain Kellett verließ das Schiff mit zwei Booten; in dem einen die Herren Maguire, Collinson und ich; die Herren Goodridge, Pakenham und der Capitain in dem andern. Das Schiff lag außerhalb der dicksten Parthieen des

losen Eises, durch welches die Boote sich einen mühseligen Weg suchen mußten, als sie ihren Weg zu der Südostseite nahmen, wo wir zu landen dachten. Wir erreichten die Insel und fanden sie von einer heftigen See umspült. Der Oberlieutenant landete indessen, indem er sein Boot rückwärts niederbog und es weit genug auftreiben ließ, um ohne Schwimmen mit einem Sprunge festen Fuß fassen zu können. Der Capitain folgte diesem Beispiele, hißte die Flagge auf und nahm im Namen Ihrer Britischen Majestät, der Königin Victoria, unter den üblichen Ceremonien Besitz von der Insel.

Nach den unglückseligen Irrthümern, welche in den Polargegenden begangen sind, ist es eine gewagte Sache geworden, eine Entdeckung von Land in hohen Breitegraden zu berichten. Allein in diesem Falle ist es keinem Zweifel unterworfen, daß wir ein unbekanntes Land entdeckt hatten, und daß die beobachteten höheren Gipfel eine Fortsetzung der Bergkette sind, welche von den Eingeborenen von Cap Jackan gesehen wurden, wie Capitain Wrangel in seinen Polarreisen erwähnt. Das Land ist nach einem von Cochrane mitgetheilten Glauben, welcher in Sibirien gehegt wird, von einem Volke bewohnt, welches uns bis jetzt noch ganz unbekannt ist.

Die hohen Gipfel, die wir sahen, wurden später Plover-Insel genannt — eine falsche Benennung oder besser eine Artigkeit gegen den Plover, da das Schiff nicht bei der Entdeckung der Gruppe anwesend war — während die Insel, welche wir in Besitz genommen, den Namen Herald-Insel bekam. Die letztere hat $4\frac{1}{2}$ Meilen Ausdehnung von Ost nach West und ungefähr $2\frac{1}{2}$ von Nord nach Süd; ihre Gestalt ist dreieckig, da das westliche Ende eine Spitze bildet. Sie liegt 71° 17′ 45″ N. B., 175° 24′ W. L., ist unge-

fähr 900′ hoch und besteht hauptsächlich aus Granit. Die Felsen erheben sich meistens senkrecht und machen die Insel beinahe unzugänglich. Zahllose schwarze und weiße Eistaucher finden hier einen sichern Ort für ihre Eier und Jungen. Menschliche Wesen oder Spuren derselben entdeckten wir nicht. Alle eingesammelten Pflanzen belaufen sich auf sieben Species, welche diesen Gegenden gemein sind: ein Löffelkraut (Cochlearia oblongifolia, DC.), ein Saxifrage (Saxifraga rivularis, Linn.), ein Wurmkraut (Artemisia borealis, Pall.), ein Gras (Poa angustata, R. Br.), zwei Moose (Polytrichum sexangulare, Hopp, und Bryum lacustre, Brid.) und eine Confervacea (Ulva crispa, Lightf.).

Wir kehrten um 7 Uhr Abends nach dem Schiffe zurück und da der Wind direct vom Eise blies, so setzten wir mit Bedauern alle Segel bei, die uns von dieser interessanten Nachbarschaft südöstlich führten. Am 20sten sahen wir Cap Lisburne in dichtem Nebel und machten flott, um helles Wetter abzuwarten. Am 21sten landeten wir an dem Vorgebirge. Wir fanden keine Spur von der Expedition der Boote und steuerten deshalb nach dem Hoffnungs-Vorgebirge; hier trafen wir die Nancy Dawson nebst zweien der Boote, welche nach dem Mackenzie-Flusse beordert waren. Sie brachten von Sir John Franklin keine Nachricht.

Als die Boote am 25. Juli den Plover verlassen, wurden sie einen oder zwei Tage im Eise festgehalten, ehe sie die Barrowspitze erreichten. Hier begegneten ihnen die Eingeborenen sehr freundlich und beeiferten sich, ihnen beizustehen. Am 23. Juli, Abends, erreichten sie Dease's-Bucht. Sie kamen am Nachmittag des 5ten glücklich weiter, versehen mit Vorräthen auf hundert Tage, zehn Kisten Pemmican

ungerechnet. Die kleine Expedition bestand aus zwei 27füßigen Wallfischbooten und einem Baidar, in allem mit 14 Personen Bemannung.

Die Nancy Dawson, welche die Boote bis zur Barrowspitze begleitet hatte, erduldete mancherlei Mißgeschick. Einmal wurde sie an die Küste geworfen; dann lief sie an der Küste östlich von der Barrowspitze auf, wo sie nur durch den Beistand der Eingeborenen wieder flott wurde, die sich an das Gangspill stellten und unverdrossen halfen. Ferner verlor sie das Bugankertau durch den Druck plötzlich herschießenden Eises, und entging kaum einer gefährlichen Quetschung. Herr Shedden errichtete ein Wahrzeichen bei Refuge-Bucht; er hatte auch einige Provision daselbst niederlegen wollen, allein die Eingeborenen befanden sich in zu großer Zahl anwesend, als daß es unbemerkt hätte geschehen können. Er fan[illegible] [illegible]in anderes kleines Zwischenwasser unter 71° 5′ N. B., [illegible] südlich von Refuge-Bucht; hier vergrub er aus seinen Vorräthen ein Faß Mehl und ein Faß eingemachtes Fleisch. An Refuge-Bucht ließ er Nachricht über die Lage dieser Lebensmittel. Gegen die Boote bewies Hr. Shedden die äußerste Zuvorkommenheit; er reichte ihnen, was sein Schiff vermochte, und begleitete sie mit bedeutender Gefahr. Leider war seine Mannschaft nicht von derselben Gesinnung; er hatte zu viele Leute für sein kleines Schiff.

Nach einigen heftigen Windstößen und sehr schlechtem Wetter, welche die Trennung von dem Schooner und den Booten verursachten, erreichte der Herald Kotzebue-Sund am 2. September; hier fanden wir den Plover, die Nancy Dawson und die Boote bereits unter Chloris-Halbinsel vor Anker.

Unser Wasservorrath wurde aus den Quellen der Chamisso-Insel gefüllt, darauf half unsere Mannschaft das Winterquartier des Plover bereiten. Der Hochbootsmann und einige andere Leute baueten mit den Zimmerleuten ein Haus.

Da Commandeur Moore den Winter in Kotzebue-Sund verbringen wollte, so wünschte er einige Häuptlinge zu besuchen, die an einem erheblichen Platze am Flusse leben sollten. Capitain Kellett beschloß ihn mit einer Achtung gebietenden Mannschaft zu begleiten. Am 9ten brachen wir mit dem Owen, dem bedeckten Boote des Plover, dem Kutter des Herald und zwei Gigs — deren Mannschaft und etlichen Officieren auf. Die erste Nacht bivouakirten wir an der Elephantenspitze, wo die ganze Schaar sich auf die fossilienhaltigen Eisklippen stürzte, ohne viel zu finden. Die zweite Nacht erreichten wir ein Eskimo-Lager von 22 Zelten und gegen 150 Leuten. Wir schlugen unsere Zelte dicht neben denen der Eingeborenen auf, legten unser Kupfergeräth, Kessel, Aexte, Sägen u. dgl. an der Küste aus und waren bisweilen von einem Drittel der Eingeborenen umringt, ohne daß uns etwas abhanden kam; sie nahmen es auch nicht übel, wenn wir sie bedeuteten, zurückzutreten. Sie brachten uns Holz und Wasser, gaben uns Fisch und Wildprett und boten uns Wallfischfett und Seehundsfleisch an.

Die Eingeborenen zeigten sich sehr erfreuet und erheiterten sich mit unserer Mannschaft an Springen und Laufen. Die Schießparthieen wurden immer von einigen derselben besucht. Sie waren erstaunt, als sie sahen, daß unsere jungen Officiere die Vögel rechts und links zu schießen vermochten. Bei der Abfahrt unsrer Boote bis weit in den Fluß hinauf wurden wir von ihren kleinen Kayaks begleitet, die vorauffuhren und

mit ihren Rudern sondirten. Wir hatten in jedem der größern Boote Piloten, die beständig bei uns blieben und sich was darauf zu Gute thaten, daß sie an der Küste in unsrer Nähe zu bleiben berechtigt waren.

Ihr Benehmen gegen uns war sehr verschieden von dem, welches Capitain Beechey erfuhr; dies mag vielleicht unserm Dolmetscher zuzuschreiben sein, der die Absicht unsers Besuchs erklären konnte. Auch mögen die russischen Ansiedlungen zur Umwandlung ihrer Sinnesart beigetragen haben. Wir fanden bei manchem Eskimo Hemden, Tuche von lebhaften Farben, Baumwollenzeuge, bedruckt mit Walrossen, Rennthieren und anderen Thieren, die sie zu fangen und in Elfenbein auszuschnitzen pflegen; ferner Messer und Kessel — alles von den russischen Niederlassungen eingeführt. Besonders wünschenswerth schien ihnen die Erlangung von Feuerwaffen, bei deren Losbrennen sie keine Furcht zeigten.

Der Buckland war, nach dem Schlamme und den Blättern, welche an den Ufern hingen, zu urtheilen, in manchen Jahreszeiten wenigstens 10 Fuß über dem Spiegel seines augenblicklichen Wasserstandes. Am 11. September gegen Mittag kamen wir, etwa 30 Meilen aufwärts, an eine Stelle, wo ein schroffer Felsen quer durch sein Bett lief; über denselben stürzte der Fluß mit einem Falle von ungefähr 18 Zoll. Hier mußten die größeren Boote anhalten, doch waren wir im Stande weiter zu fahren, indem wir die leichteren Boote löschten und hinübertrugen.

Capitain Kellett wünschte nach dem Schiffe zurückzukehren; Commandeur Moore und Oberlieutenant Maguire vom Herald unternahmen daher allein die weitere Verfolgung des Flusses. Sie kehrten am 19ten zurück. Es war ihnen gelungen, noch

ungefähr 30 Meilen weiter zu bringen. In dieser Entfernung trafen sie auf nur zwei Eingeborene. Sie passirten mehrere Stellen, wo sie die Boote löschen und überholen mußten. In geringer Entfernung vom Ufer fanden sie Fichtenbäume, die zu zweien und dreien zerstreut standen, und an einem Orte mehrere schöne Basaltsäulen.

Während wir in Kotzebue-Sund lagen, gab der Capitain allen entbehrlichen Officieren Erlaubniß, eine Spazierfahrt zu den Eisklippen der Eschscholtz-Bai zu machen. Die Begierde, das Phänomen zu sehen, und das Verlangen, auf ein oder zwei Tage die Eintönigkeit des Schiffslebens durch eine Veränderung oder irgend eine Zerstreuung zu unterbrechen, war so groß, daß die Genehmigung des Capitains kaum bekannt war, als sich eine Gesellschaft von 8 Officieren bildete und augenblicklich zwei Bootsmannschaften freiwillig zusammen waren. „Jede Vorsicht,“ erzählt Herr Edwin Jago, „und alle nöthigen Vorkehrungen waren getroffen, welche der gänzliche Mangel an jenen allbekannten und nützlichen Einrichtungen erfordert, die man Gasthöfe, Wirthshäuser und Herbergen nennt; auch war der Möglichkeit, von widrigen Winden zurückgehalten zu werden, auf 8 Tage vorgesehen. Um neun Uhr Morgens verließen wir das Schiff mit einem Winde, der uns eine rasche Ankunft verhieß. Die Bootfahrt gehörte nicht zu den unangenehmsten Theilen dieses Ausflugs, denn wir hielten die beiden Boote so dicht nebeneinander, daß wir plaudern konnten, und ich hätte schon wünschen mögen, daß die Entfernung von 6 oder 7 Meilen sich verdoppelt oder verdreifacht hätte.

„Ein Paar Stunden brachten uns nach der Eschscholtz-Spitze. Hier erhob sich die Sonne — deren Wärme man

in den Polarkreisen gern in der Mitte September hat — als wolle sie die Einsamkeit der Gegend verringern und uns eine geraume Zeit ihren Anblick von der See aus gestatten. Auch der Wind legte sich allmälig und das Wetter wurde so wunderschön heiter, daß es eine Lust war, sich zu erinnern, daß die schwarzaussehenden Klippen aus gewaltigen, festen Eismassen bestanden. Der unerfahrenste Zuschauer konnte sich jedoch nicht leicht über die unverkennbaren Zeichen der vorgerückteren Breitegrade täuschen, denn die Schneeflocken, die sich in den Bergschluchten zeigten, und die zahlreichen Züge wilder Vögel erinnerten zu deutlich an den strengen Charakter, den die Natur nach dem kurzen Zeitraume des schnell schwindenden Sommers annimmt.

„Um Mittag erreichten wir die Landzunge, welche von der Elephantenspitze hervorragt; auf derselben schlugen wir unsere Zelte auf. Wir hatten zuvor ausgemacht, um welche Zeit wir zum Essen zusammenkommen sollten; kaum waren wir gelandet, so überließen wir daher der Mannschaft die Aufstellung des Zeltes und die Besorgung von getrockneten Gräsern zur allgemeinen Bequemlichkeit; wir griffen nach unsern Flinten und brachen jeder nach der Richtung auf, die ihm beliebte, um zu sehen, ob unsere Vorräthe nicht mit einigen Schneehühnern bereichert werden könnten. Da mir nach einem langen Marsche nichts von diesem preiswürdigen Gegenstande aufstieß, so beschloß ich hinzugehen und eine vorläufige Ansicht der Eisklippen zu nehmen. Ich traf hier mehrere von unserer Gesellschaft, und nachdem ich meine Neugierde gestillt, ging ich allein die Thäler entlang. Mehrere Züge Schneehühner kamen in Sicht und zuweilen beinahe in Schußweite. Ich hätte gern einige erlegt und folgte ihnen daher

von Stelle zu Stelle; allein ohne Erfolg, denn in der ärgerlichsten Weise erhoben sie sich jedesmal, wenn ich sie eben sicher hatte und schon berechnete, wie viele auf einen Schuß fallen würden. Nachdem dieses erfolglose Spiel eine Weile gedauert hatte, dachte ich an die Rückkehr und wendete um. Ich bestieg einen Hügel und sah von demselben eine Landspitze mit einer vorspringenden Zunge daran. Ohne weiteres Bedenken nahm ich sie für die, wo wir angefahren waren, und verwunderte mich, daß ich noch Niemand anwesend sah.

„Es war noch einige Zeit vor der festgesetzten Stunde des Essens; da ich nicht warten mochte, so beschloß ich umzukehren und meine Jagd noch einmal aufzunehmen. Ich that es mit demselben Erfolge bis zu der verabredeten Zeit. Nun ging ich über den Hügel zurück und fand bei größerer Annäherung zu meiner Ueberraschung, daß die Landzunge nicht dieselbe war, an der wir gelandet. O weh, dachte ich, jetzt kommst du unvermeidlich zu spät. Um den kürzesten Weg zu nehmen, entschloß ich mich der Bucht zu folgen. Ein halbstündiges Ausschreiten brachte mich an den Ufersand; ich orientirte mich und hoffte bei scharfem Gange in einer halben Stunde eintreffen zu können. Allein bald entdeckte ich, daß seit meiner ersten Anwesenheit die Fluth so hoch gestiegen war, daß ich unmöglich auf diesem Wege fort konnte. Um keine unnütze Zeit zu verlieren, wandte ich mich wieder zu den Höhen; aber um sie zu erreichen, mußte ich einen Sumpf überschreiten. Ich machte mich ans Werk und gerieth bald bis an den Leib ins Wasser; da die Tiefe aber nicht zunahm, der Grund fest war und die Entfernung nur noch einige Yards betrug, so verfolgte ich meine Richtung. Allein obgleich es, wie gesagt, nur noch einige Yards waren, so kosteten dieselben

mehr Mühe als ich gedacht hatte; denn der Grund ging plötzlich in weichen Schlamm über, in dem ich bis an die Kniee zu stecken kam, so daß ich kaum wieder herauskommen konnte. Ich hatte keine Wahl: entweder erreichte ich den höheren Boden in wenigen Schritten, oder ich blieb in dem Schlamme festsitzen. Ich strengte daher meine letzten Kräfte an und erreichte glücklich ein sicheres Erdreich.

„Der rasche Eintritt dunkler Abendlichter ermahnte mich zur Eile, damit mich die Nacht nicht überfiele. Als ich mich etwas erholt, schritt ich zwischen Zwergbäumen, dicken Büschen und Gestrüpp den Abhang hinan. Dies war bald gethan, allein als ich die vor mir liegenden Hügel erreicht hatte, erwartete mich eine andere Widerwärtigkeit; ich mußte noch eine Thalschlucht durchschneiden. Die Müdigkeit nöthigte mich, ein wenig Halt zu machen; ich fühlte mich von Anstrengung ganz erschöpft. Ich schöpfte zu wiederholten Malen etwas Wasser aus den kalten Schneebächen, welche durch das Thal liefen und erfrischte mich damit so weit, daß ich leidlich weiter zu gehen vermochte.

„Der nächste Hügel gewährte mir abermals keine Aussicht, sondern es lag noch ein höherer Gipfel vor mir. Allein ich hatte jetzt den Vortheil, festen Grund unter den Füßen zu sehen; dies ermuthigte mich. In der Ueberzeugung, daß ich nicht weit von den Booten sein konnte, und da es bereits zu dunkeln begann, feuerte ich mein Gewehr mehrere Male ab, um meinen Gefährten meine Nähe zu erkennen zu geben und sie auf meine Spur zu leiten. Aber ich erhielt keine Antwort. Jetzt machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, eine schlechte Nacht zu verleben, wenn es mir nicht gelänge, die Aussicht des höchsten Gipfels zu gewinnen. Aber ich

erreichte ihn endlich und hurra! ich brauchte die Nacht nicht in dünner Kleidung, hungrig und durchnäßt in der Bergschlucht zu verbringen, ein Vergnügen, das ich mir schon zum Voraus mit den schrecklichsten Farben ausgemalt hatte — vor mir lag die Landzunge mit den beiden Booten und dem Zelte.

„Jetzt war ich auf dem rechten Wege, und wie dies gewöhnlich der Fall und vielleicht sehr weislich eingerichtet ist, wenn eine bedenkliche Lage einen glücklichen Ausgang genommen hat: statt zu bedenken, was ich im entgegengesetzten Falle die Nacht über hätte beginnen wollen, dachte ich an die Lücken, welche ich in die Mahlzeit reißen wollte und freuete mich des Gelächters, das meine Kameraden auf meine Kosten erheben würden. Sobald meine Ankunft bemerkt wurde, schickte man mir ein Boot an der Küste entgegen und nach wenigen Augenblicken trat ich in das Zelt, wo mich ein lauter Jubel begrüßte. Ich aber hatte seitwärts eine Flasche mit wohlbekanntem Inhalte ersehen, die ergriff ich und that einen herzhaften Trunk, denn ich war nicht vermögend, eine Antwort zu geben. Als man meine Abwesenheit bemerkt, hatte man ein Feuer angezündet, Leute ausgeschickt, um mich zu suchen, und vor allen Dingen das Essen aufgeschoben.

„Bald saßen wir in der Cabine des großen Deckboots und speiseten. Die meisten von uns hatten scharfen Hunger bekommen; nur einer machte eine Ausnahme, der arme Whiffin klagte über Seekrankheit. Er hatte schon vorher ein leises Unbehagen empfunden, das er der Beängstigung über meine Abwesenheit zuschrieb. Allein die Theilnahmlosigkeit, die er bei meiner Rückkehr spürte, flößte ihm ernstliche Besorgnisse ein. Als ich ihn jedoch genaue Anordnungen für sein Essen ertheilen hörte, das er unter dem Zelte, wo unser Nachtlager

angeordnet war, einnahm, erkannte ich leicht, daß er einen Anfall von Seekrankheit hatte. Die ungemein bestimmten Befehle, welche unser Freund gab, zeigten deutlich, daß sein Geist nicht von der Unordnung seines Magens gelitten hatte. Wir landeten gleich nach dem Essen, und da wir alle sehr ermüdet waren, so setzte der Schlaf unserer Heiterkeit rasch ein Ziel; eingehüllt in Pelze und Decken, lagen wir bald in seinen Armen.

„Der nächste Tag wurde einstimmig der Besichtigung der Eisklippen gewidmet. Gleich nach dem Frühstück begaben wir uns sämmtlich dahin. Es war ein angenehmer Morgen und ein herrliches Wetter, einige Schneeschauer abgerechnet, welche am Vormittage eintraten. Nur wenige Fossilien wurden aufgefunden, was freilich nicht zu verwundern war, da erst im vorigen Sommer eine Expedition unseres Schiffes hier einen Besuch abgestattet. Der reichliche, manches schätzbare Stück einschließende Fund, den dieselbe gemacht, war allein den dreiundzwanzig Jahren zu verdanken, welche seit dem vorletzten Besuche verstrichen waren. Doch kehrten wir nicht ganz mit leeren Händen heim; wir fanden mehrere schöne Backenzähne und manches andere Stück, so daß ein großer Sack ziemlich angefüllt ward.

„Der Tag wurde in mancherlei Weise verbracht; jeder strebte sich die Zeit möglichst zu Nutze zu machen, da bestimmt war, daß wir am andern Morgen nach dem Schiffe zurückkehren sollten. Die gestrige Heiterkeit und Laune herrschte wiederum bei Tisch und den meisten von uns war es gar nicht gelegen, daß die Rückkehr für den nächsten Tag festgestellt war; mancher äußerte sogar die Hoffnung, wir möchten widrigen Wind bekommen. Auf alle Fälle beschlossen wir, nichts zu versäumen; die Nacht gestattete ein Trink-

gelage in dem Zelte — Toaste, Gesänge, Erzählungen und Scherze aller Art hielten uns wach bis zum Morgen, worauf dem Schlafe sein unabweisbares Recht gezollt wurde.

„Nach einem tüchtigen Spaziergange schifften wir uns am andern Morgen ein und kämpften einige Stunden gegen heftigen Wind. Wir sahen die Unmöglichkeit ein, das Schiff zu gewinnen, und kehrten nach der alten Stätte zurück, wo sich das Zelt noch einmal für eine Nacht erhob. Alle waren froh darüber, denn unser Aufenthalt am Lande war nicht lang genug gewesen, um uns ein starkes Verlangen zur Rückkehr nach dem Schiffe einzuflößen. Noch eine heitere Nacht wurde gefeiert und früh am nächsten Morgen lichteten wir, um uns den Vortheil einer günstigen Fluth zu Nutze zu machen. Der Wind wurde jedoch zuletzt so streng, daß wir nur mit genauer Not, unter demselben bleiben konnten. Voll Theilnahme sahen wir die Anstrengungen der kleineren Boote, die mit uns Strich halten wollten, aber es nur bis auf eine Meile vom Herald vermochten. Dann schöpften sie Wasser bis zur Hälfte des Boots und sahen sich genöthigt, vor den Wind zu gehen und nach der Leeseite der Chamisso-Insel zu steuern, wo sie eine durchaus nicht angenehme Nacht verbrachten. Unser großes Boot war glücklicher; wir kamen um 2 oder 3 Uhr Nachmittags an Bord und bedauerten sehr, daß unsere Gefährten an der Wohlthat trockener Kleider und eines guten Mahles nicht Theil nehmen konnten. Erst am andern Morgen konnten sie das Schiff erreichen; obgleich diese letzte Nacht die Liebhaberei zu polarischen Picnics sehr abgekühlt hatte, so zweifle ich dennoch nicht, daß sie sich gern noch einmal wieder zu einem ähnlichen Vergnügen einschiffen würden.“

Am nächsten Tage wurden die erschöpften Vorräthe des Plover ergänzt. Er war nicht abgetakelt, auch hatte Commandeur Moore nicht die Absicht, es zu thun, bevor das Schiff nicht glücklich in der Bucht lag. Wegen eines Unwohlseins des Herrn Shedden, von der Yacht, wurde der Untersteuermann Parsons, vom Herald, beordert, die Yacht nach Mazatlan zu bringen.

Früh am Morgen des 29. September verließen wir Kotzebue-Sund mit einer frischen N. O. Brise. Die Niederungen waren bei unserer Abfahrt bereits mit Schnee bedeckt. Die Bäche flossen indessen noch, denn der ganze Septembermonat war in der That auffallend schön gewesen; meistens hatten strenge Winde aus östlicher Richtung geherrscht. Sobald wir den Sund verlassen, bekamen wir schlechtes Wetter. Am 2. October Morgens passirten wir die Behringsstraße unter heftigen Windstößen von N. N. W., und um Mitternacht des 11ten die Aleutianischen Inseln durch die Straßen von Amoukhta, 117° W. L. Diese Straßen sind 35 Meilen breit und frei von den Strömen, d[illegible] sich in den übrigen Straßen dieser Inselkette finden.

Am 13. October erfuhren wir unter 47° 30′ N. B. und 167° W. L. einen heftigen Stoßwind von nördlicher Richtung, mit einer ungewöhnlich stürmischen See, die an Bord brach und unsere Decks überschwemmte. Am 19ten hatten wir, 43° N. B. und 160° W. L., einen anderen Stoßwind aus S. S. O. Von hier bis zum 14. November, wo wir im Hafen von Mazatlan Anker warfen, war nichts bemerkenswerth als das Vorherrschen von S. O. Winden auf 41° N. B., die uns bis auf 100 Meilen an die Küste von San Franzisco warfen, bevor wir N. W. W. erhielten.

Zu Mazatlan fanden wir die Nancy Dawson, welche am vorigen Morgen eingetroffen war, und die britische „Amphitrite“.

Herr Shedden überlebte seine Ankunft in Mazatlan nicht lange. Von Haus aus schwächlich, hatte er sehr durch den plötzlichen Uebergang aus heißem in kaltes Klima, und von der mühseligen Reise gelitten, die er unternommen. Nachdem er sich in der Polargegend bereits so schlecht befunden, daß die Leitung der Nancy Dawson unserm Untersteuermann Parsons übertragen werden mußte, wurde sein Gesundheitszustand täglich schlechter, je weiter das Schiff sich der tropischen Gegend näherte, bis seine sterblichen Ueberreste am 17. November auf dem protestantischen Gottesacker von Mazatlan beigesetzt wurden. Die Officiere des Herald und der Amphitrite, so wie der britische Viceconsul und andere Residenten des Hafens erwiesen ihm die letzte Ehre.

Die Nancy Dawson verdient in der Geschichte der Seefahrt eine Erwähnung, weil sie die erste Yacht war, welche eine Reise um die Welt machte und bis Barrowspitze vordrang. Die edle Gesinnung, die Herrn Shedden zur Aufsuchung seines vermißten Landsmannes anspornte, wird von jedem fühlenden Herzen gewürdigt und künftigen Geschlechtern als ein Beispiel vorgehalten werden.

Capitel VIII.

Des Plovers Ueberwinterung in Kotzebue-Sund. — Herrn Pim's Reise nach Michaelowski.

Bevor wir den Herald auf seiner Untersuchung des Golfs von Californien begleiten, scheint es zweckmäßig, das Schicksal des Plover in dem langen polarischen Winter mitzutheilen. Das vortreffliche Tagebuch des Herrn Bedford Pim setzt mich dazu in den Stand. Derselbe gehörte bis zum 17. Juni 1849 dem Herald an und wurde bei der Vacanz, welche durch die Abreise der beiden Officiere nach dem Mackenzie-Flusse entstand, auf den Plover versetzt, bei dem er ein volles Jahr blieb.

„Die Abreise des Herald, schreibt derselbe, die Aussicht auf den langen Winter, die Einsamkeit und das traurige Ansehen der umliegenden Gegend steigerte in unserer Brust die Empfindungen, welche der plötzliche Verlust von Gefährten und Freunden immer verursacht. Auch die Eingeborenen, deren Leidenschaft zum Tauschhandel wir große Vorräthe von Fischen, Wild und Beeren verdankten, statteten uns am 9. October in ihren Baidars den letzten Besuch ab. Jetzt fühlten wir uns gänzlich von allem menschlichen Verkehre getrennt. Indeß allmälig gewöhnten wir uns an unsere Einsamkeit,

und suchten durch geistige und körperliche Bewegung die Zeit so angenehm als möglich zu machen.

„Das Wetter wurde kalt und ungestüm. Schneeschauer und Stürme wechselten in ununterbrochener Folge. Um Mittag des 17ten war die Temperatur der See 28° Fahr.; das Wasser begann Eis anzusetzen. Rasch bildete sich eine Eisdecke über die Bucht und nach dreißig Stunden hatte dieselbe bereits solche Stärke gewonnen, daß die Mannschaft ein schweres Boot eine längere Strecke weit über die Oberfläche tragen konnte. Eine Unterbrechung ließ jedoch nicht auf sich warten. Halb fünf Uhr Morgens des 20sten zerbrach eine Springfluth die ganze Eisdecke und nach zwei Stunden war keine Spur mehr davon zu sehen. Dieser Wechsel dauerte nicht lange. Am nächsten Morgen hatte sich eine neue Decke gebildet und am 23sten war dieselbe so stark, daß die Leute sich darauf begeben konnten, um das Schiff loszueisen. Am folgenden Tage fiel das Thermometer auf Null und der Einzug des Winters war gemacht.

„Diese Anzeichen machten die schleunige Einhausung des Schiffs erforderlich. Ein hölzernes Gerüst, mit Segeltuch und Deckleinen überzogen, diente als Dach. Einige Fenster öffneten dem Tageslicht, so weit von demselben noch die Rede sein konnte, den nöthigen Eingang. Drei Feuerstellen und ein Sylvester-Ofen, die von Zeit zu Zeit geheizt wurden, spendeten eine angenehme Wärme; kurz was die innere Einrichtung betraf, so hatten die Behörden des Seemagazins uns so vortrefflich mit Allem ausgestattet, daß wir uns eines hohen Grades von Gemächlichkeit erfreuten. Diejenigen, welche sich in den Ueppigkeiten einer civilisirten Gesellschaft befinden, lächeln hier vielleicht; allein in einer Gegend, wo selbst die

elende Hütte des Eskimo als eine Wohlthat erscheint und wo die Natur sich nur von ihrer frostigen, unfreundlichen Seite zeigt, wurden die Annehmlichkeiten, mit denen das Schiff ausgerüstet war, in ihrem vollen Werthe gewürdigt.

„Es war ein Glück, daß die Einhausung so rasch vorgenommen war, denn im October hatten wir ununterbrochen schlechtes Wetter bei niedriger Temperatur. Gegen Ende des Monats war das Eis 3 Fuß dick. Vor diesem Zeitpunkte war es jedoch durch den Wechsel von Ebbe und Fluth mehrfach aufgebrochen und zuweilen zu 20 Fuß Höhe getrieben; Anhöhen, Spitzen und Wälle waren gebildet, die einen malerischen Anblick gewährten und der beweglichen Phantasie leicht das Bild weitläufiger Ruinen vor die Seele riefen. Die Aurora borealis wurde mit dem Abnehmen der Temperatur häufiger und zeigte sich in immer größerem Glanze.

„Wir erwarteten, daß mit der Steigerung der Kälte Zeichen von thierischem Leben immer seltener werden würden. Dies war nicht ganz der Fall. Rennthiere zeigten sich in großer Menge und lockten die Jagdlust so sehr, daß einzelne Ausflüge unternommen wurden. Allein Unerfahrenheit und Uebereilung ließen uns kein einziges Thier erlegen, wohl aber wurden die Heerden so gestört, daß sie später nie mehr in unsere Nachbarschaft kamen. Schneehühner und Hasen waren häufig und die Jäger bereicherten oft unsere Tafel damit. Wölfe und Füchse belebten zuweilen die Scene; die ersteren kamen, vom Hunger getrieben, einige Male auf Schußweite und begannen ihr heiseres Geheul. Bären erschienen seltener; nur einer ließ sich während des ganzen Winters blicken.

„Obgleich November zu Ende ging, zeigte die Sonne doch noch ihre Kugel und ein Unterschied von 12° machte

sich unter dem Einflusse ihrer Strahlen bemerklich. Die Temperatur nahm fortwährend ab; der Wechsel war jedoch wenig fühlbar, da er bei schönem, ruhigem Wetter geschah; wir konnten uns immer in freier Luft Bewegung machen. Die Atmosphäre dagegen füllte sich um diese Zeit mit Eistheilchen, die sich rasch auf jedem Gegenstande, der ihr ausgesetzt war, ansammelten. Sie waren so klein, daß sie mit bloßem Auge nicht zu bemerken waren; allein sie zeigten sich deutlich, sobald eine geringe Wärme über sie erging. Die Folge davon war, daß das Bettzeug, statt an der Luft zu trocknen, unbemerkt von Feuchtigkeit durchdrungen war. Mehrere Erkältungen waren die Folge davon und gaben uns die Lehre, daß Gesundheitsmaßregeln der einen Gegend in einer anderen einen nachtheiligen Einfluß zu üben vermögen.

„Die Eingeborenen begannen zu Anfang dieses Monats ihre Besuche zu erneuern. Sie kamen aus erheblichen Entfernungen und um so häufiger, je weiter der Winter vorröckte. Sie erschienen jetzt als ganz andere Wesen. Ihre leichten, schmutzigen Sommerkleider waren gegen andere vertauscht, die dichter anschlossen und besser gemacht waren. Sie waren nicht länger das scheinbar furchtsame Volk, welches in den kleinen Baidars an die Seite unseres gewaltigen Schiffs heranruderte, sondern schienen das Bewußtsein zu tragen, daß sie sich in einem Elemente bewegten, für welches die Natur sie geschaffen. Ihr Schritt war fest, ihre Bewegungen gefällig, die Furcht vor dem weißen Manne war verschwunden und sie schienen mit uns auf dem Fuße völliger Gleichheit zu verkehren. So oft sie kamen, waren ihre Schlitten mit Wildprett, Fisch und Pelz beladen. Pelze brachten sie in großer Menge; weil dieselben mit Begierde gekauft

wurden, so vermutheten sie, daß wir Kaufleute wären. Selbst nachdem wir ihnen den Zweck unserer Ueberwinterung in Kotzebue-Sund auseinandergesetzt, hörten sie nicht auf, uns mit Zobel-, Hermelin-, Biber-, Fuchs- und anderen Pelzen von höherem und geringerem Werthe zu versehen. Die Fische waren vo' angenehmem Geschmack und nicht selten von bedeutender Größe. Eine Seebarbe, die wir für eine gemeine blaue Perle kauften, war dreiunddreißig Zoll lang und wog einundzwanzig Pfund.

„Einige Eingeborene kamen öfter an Bord; wir hörten von ihnen, daß sie häufig lange Reisen unternähmen. Wir schlossen daraus, daß sie Kenntniß der entfernteren Gegenden haben müßten und daß wir vielleicht einige schätzbare Winke zur Förderung des Zwecks unserer Reise erlangen könnten, wenn wir uns frei unter sie mischten. In Folge dessen wurde ein Ausflug nach dem Buckland-Flusse beschlossen. Der Commandeur Moore, Lieutenant Cooper und Herr Bourchier benutzten die Wiederkehr der Besucher und verließen das Schiff mit ihnen. Die beiden ersteren bestiegen Schlitten, der letztere ging zu Fuß. Wider Erwarten kehrte die Gesellschaft wenige Stunden nach dem Ausmarsche wieder zurück. Sie klagten über die zähe Sinnesart der Eingeborenen und ihre Abneigung ihnen förderlich zu sein. Der Dolmetscher aber gab eine andere Erklärung. Er hatte erfahren, daß die Eskimos über die harte Behandlung der Hunde und über die Benutzung des Schlittens zum Sitze für Personen unwillig gewesen wären. Bei späteren Ausflügen machten wir uns diese Mittheilung zu Nutzen und erfuhren eine bessere Bereitwilligkeit.

„Am 5. December begleiteten drei Officiere, die Herren

Bourchier, Stevenson und ich, eine Parthie Eingeborener zu ihren Yourts, oder unterirdischen Hütten, an der Hotham-Bucht, indem wir 36 Meilen in 48 Stunden zurücklegten. Zehn Tage blieben wir bei ihnen. Dieser Aufenthalt vermehrte unser Vertrauen so sehr, daß mehrere andere Reisen nach dem gastfreien Dorfe unternommen wurden. Von welcher Kürze diese Ausflüge auch waren, so gewährten sie doch den größten Nutzen, denn sie beugten dem Scorbut, diesem schrecklichen Feinde des Seemannes, vor und erhielten unsere Geister in fortwährender Thätigkeit, da es manche interessante Bemerkung über die Sitten, Gebräuche und die Sprache dieses außergewöhnlichen Volks zu erzählen gab.

„In einigen Fällen wurde das Vertrauen, das wir in die Eingeborenen setzten, mißbraucht. Ein Mann stahl eine Säge, ein anderer ein Bajonnet; andere waren frecher gewesen und hatten drei schwere Eisanker gestohlen. Dieser Diebstahl war von dem Spafarief-Stamme begangen; es wurden die Leute desselben schärfer ins Auge genommen und vom Schiffe gewiesen, als wir sie eines Tages auf der That ertappten. Ihr alter Häuptling wurde jedoch zurückgerufen; er stand einer großen Gegend vor, aus der wir unsere hauptsächlichsten Vorräthe bezogen; deshalb gebot die Klugheit ihn zu Freunde zu halten.

„Das Ende des Jahres nahete rasch und verkündete sich durch die geringe Dauer des Tageslichts. Am kürzesten Tage begann die Dämmerung gegen 10 Uhr Morgens und schon um 2 Uhr nach Mittag war sie zu Ende. Die Temperatur blieb im Abnehmen, jedoch nicht gleichmäßig, sondern an einem Tage hatten wir einige Grade über Null und am anderen eben so viel darunter. Am Nachmittage machte sich die Kälte

bitterlich fühlbar; das Thermometer stand auf 26° unter Null. Nichts desto weniger wurde dasselbe mit der üblichen Feierlichkeit begangen: die Schiffscompagnie speisete auf dem Deck; allein die kalte Luft wollte nicht beim Essen zusagen; wir waren froh, als Fisch, Wildprett und Plumpudding verzehrt waren und wir wieder hinunterschlüpfen konnten.

„Der Gesundheitszustand war im Allgemeinen vortrefflich; da der Capitain den Officieren erlaubt hatte, Ausflüge nach ihrem Gefallen zu machen, so vergingen die Monate Januar und Februar so gut als den Umständen nach gewünscht werden konnte. Die Ausflüge gingen nach Spafarief- und Hotham-Bucht. Im Januar waren sie am häufigsten, denn der Februar war so kalt, daß man nicht ohne dicke Verhüllung an die Luft gehen konnte und selbst so nicht genugsam gegen Frostbeulen geschützt war. Ja, am 12. Februar war die Kälte so stark, daß das Thermometer auf 43° unter Null fiel; Rum und Quecksilber gefroren fast augenblicklich, wenn sie an die Luft gesetzt wurden. Wir hofften daher sehr inständig auf milderes Wetter und begrüßten mit Freude die Zunahme des Tageslichts als den Vorboten einer freundlicheren Temperatur.

„Als der Herald 1848 Kotzebue-Sund besuchte, hörte er von den Eingeborenen, daß sich einige weiße Männer im Innern befänden. Diese Mittheilung, die aller zuverlässigen Angaben entbehrte, gab zu mancherlei Vermuthungen Anlaß, und war bereits vergessen, als der Plover im November 1849 eine andere erhielt, welche sagte, daß zwei Schiffe östlich von der Barrowspitze gesehen wären. Ich hatte immer die Ansicht gehegt, daß man vielleicht bessere Auskunft erlangen möchte, wenn man nach Michaelowski, einem russischen Fort, reise,

welches zwar südlich vom Kotzebue-Sunde liegt, allein den Vortheil hat, Verkehr mit mehreren Stämmen zu unterhalten. Die erhaltene Nachricht gab dieser Ansicht neuen Antrieb und bestimmte mich zu dem Erbieten, diese Reise zu unternehmen. Verschiedene Gründe, die nicht weiter hierher gehören, bewogen den Commandeur Moore, es damals abzulehnen.

„Am 10. März 1850 nun erhielt ich den Auftrag, meinen Plan auszuführen und den Dolmetscher Bosky mit mir zu nehmen. Am nächsten Morgen brach ich auf. Das Wetter war schön, die Temperatur stand 17° unter Null bei leichtem Südwestwinde. Die schlechten Wege und das schwere Gewicht der Schlitten, welche Vorräthe für funfzehn Tage, Waffen, Munition und andern Reisebedarf enthielten, gestatteten nur geringen Fortschritt. Wir gebrauchten fünf Tage bis wir ein Dorf in der Nähe der Quelle des Spafarief-Flusses erreichten. An diesem Platze, über den noch kein früherer Besucher gedrungen war, schied ich von einigen Officieren, die mich begleitet hatten. Sie nahmen nach des Capitains Befehle Schlitten und Hunde mit zurück. Jetzt begannen die eigentlichen Schwierigkeiten. Die Eingeborenen wollten nicht mit ihren Hunden reisen und ohne den Beistand des Häuptlings würde ich nicht weiter gekommen sein. Er lieh mir einen Schlitten und einen Hund und vermochte einige seiner Landesgenossen, noch vier Hunde herzugeben, so daß mit den beiden, die mir eigen gehörten, die erforderliche Zahl vollständig war. Nach manchen Weitläufigkeiten bequemte sich ein Mann, mir als Führer zu dienen; obgleich die Bezahlung seiner Forderung meine Mittel bedeutend verringerte, so verstand ich mich doch gern zu diesem Opfer. Er theilte mir mit, daß wir in zwei Tagen die Küste von Norton-Sund

erreichen und jeden Abend ein Dorf antreffen würden, in dem Speise und Wohnungen zu haben wäre.

„Am 18. März gingen wir von dem betretenen Pfade ab und schlugen eine südöstliche Richtung ein. Nach wenigen Meilen zeigte sich, daß die Hunde nicht taugten. Es war nothwendig, den einen laufen zu lassen, ein anderer war zu jung, ein dritter zu alt zum Ziehen; so machten wir geringen Fortschritt. Beim Einbrechen der Nacht wurde zwischen einigen Fichten Halt gemacht, ein Feuer angezündet und etwas Thee und Suppe bereitet. So ein Winterbivouak bietet einen seltsamen Anblick. Die Reisenden setzen sich um das Feuer und vollziehen verschiedene Beschäftigungen; der eine schmilzt Schnee, der andere trägt Brennholz zu, während der dritte den Schlitten auspackt, die Rennthierdecken zum Nachtlager ausbreitet oder die Vorräthe zum Kochen anrichtet. Die Hunde, welche an die umstehenden Bäume gebunden sind, zerren an den Strängen, um die hingeworfenen Bissen zu erfassen, und erheben hin und wieder ihr langes heiseres Geheul, das die Scene nur noch trauriger macht.

„Am folgenden Tage gewannen wir mit Mühe und Noth den Gipfel einiger hohen Berge und bivouakirten jenseit derselben spät in der Nacht in einem bewaldeten Thale. Der nächste Morgen stellte mit Gewißheit heraus, daß die Hunde den Schlitten nicht weiter ziehen konnten, da sie seit drei Tagen keine andere Nahrung gehabt hatten als die Ueberbleibsel unseres Mahls, die nicht zu groß waren, da sie sich auf eingemachtes Fleisch und Schiffszwieback beschränkten. Einen derselben mußte ich erschießen, weil er krank und lahm war; wenn wir ihn im Schnee liegen ließen, so wäre ein langsamer Tod sein Schicksal gewesen. Ich hoffte zu gleicher

Zeit, daß das Fleisch desselben von den anderen gefressen würde, allein obgleich sie vor Hunger umkamen, wollten sie es nicht anrühren. Unter diesen Umständen mußten wir den Schlitten stehen lassen. Wir schoben ihn unter einige Bäume und bedeckten ihn so hoch mit Zweigen und Schnee, daß er dem Auge verborgen war. Mit der Hoffnung, ihn durch den Beistand der Eingeborenen wieder zu bekommen, zogen wir mit unseren Waffen und Proviant für zwei Tage weiter. Unser Weg lief durch einen dicht bewaldeten Landstrich; der Schnee war daher weicher und es war gut, daß wir alle im Gebrauch der Schneeschuhe geübt waren, sonst würden die Drangsale des Marsches sich mehr als verdoppelt haben. Bald nach dem Dunkelwerden rannten die Hunde voraus und stießen ihr heiseres Geheul aus, sichere Zeichen, daß das Dorf in der Nähe war. Endlich erschien es; wir eilten hinein und fanden es leer. So hatten wir nach dreitägigen Mühen den Platz erreicht, um die Ueberzeugung zu gewinnen, wie wenig auf die Versicherungen eines Führers zu bauen ist. Wir hatten jetzt nur noch Mundvorrath für einen Tag; nur die Hälfte der Reise war zurückgelegt und es lagen noch 80 bis 90 Meilen vor uns.

„Nach einer schlechten Nacht brachen wir mit dem frühen Morgen auf, fest entschlossen, das nächste Dorf zu erreichen. Die Gegend blieb waldig, allein sie kam unseren Vorräthen nicht mit einem Stück Wild zu Hülfe. Gegen Abend gewannen wir von einer hohen Hügelkette die Ansicht der Küsten von Norton-Sund. Der Weg abwärts zog sich lange hin und es wurde zehn Uhr, bis die Hunde die Nähe menschlicher Wohnungen anzeigten. Wieder keine Antwort, wieder keine Eingeborene, die uns grüßend entgegenkamen; wir überzeugten

uns in Bälde, daß keine lebende Seele in den Hütten war. Wir hielten Haussuchung, aber nur etwas Thran und einige Lederstücke wurden gefunden, die, so kärgliche Speise sie boten, die Hunde vom Hungertode retteten. Unsere Lage war nicht beneidenswerth. In diesen Gegenden thut Nahrung doppelt Noth; gegen die Tagesmühe, die wir ausgestanden hatten, war unser knappes Mahl von den Ueberbleibseln unseres Vorraths gewaltig mager. Hunger und Müdigkeit wurden jedoch bald vergessen; ein großes Rennthierfell, das wir in einer Hütte fanden, bildete eine willkommene Decke und nach wenigen Augenblicken lagen wir in einem tiefen Schlafe, dem ersten, dessen wir uns seit dem Dorfe Spafarief erfreueten.

„Dieser Ort schien die Ultima Thule unseres Führers zu sein. Fürwahr, er wußte, daß hier in einer Entfernung ein Dorf lag, und er war im Stande, die Richtung auszufinden, weiter ging seine Wissenschaft nicht. Ich war jedoch froh, daß er bei uns blieb, denn seine Erfahrung im Reisen konnte uns von Nutzen sein. Als wir eben aufbrechen wollten, bemerkten wir, daß wir den Taschen-Compaß vergessen hatten; so waren wir genöthigt, uns auf die gefrorene See zu begeben und der besonderen Gunst des Glücks zu vertrauen. Ein bleiches Schneetuch lag vor uns ausgespannt so weit das Auge zu blicken vermochte, und Meile nach Meile wurde durchmessen, ohne das flache Land zu entdecken, welches Cap Denbigh mit dem Festlande zusammenhält. Es war bereits Mitternacht vorüber, ehe wir nur den Fuß auf festen Boden setzten. Wir rasteten einen Augenblick und setzten sogleich den Marsch fort, so daß wir beim Anbruche des Tageslichts über die flache Landspitze des gegenüber liegenden Strandes schritten. Jetzt konnten wir unsere müden Glieder nicht

weiter tragen; auf die Gefahr hin zu erfrieren, legten wir uns nieder.

„Als der Tag etwas vorgerückt war, erklärte der Führer, daß er ein Dorf sähe. Mit großer Anstrengung schleppten wir uns zu den Hütten, um wiederum kein Zeichen von Leben zu treffen. Schon gewann die Verzweiflung die Oberhand und stumpfte uns gegen unser Schicksal ab: da erschien ein Weib und flößte uns neues Leben ein. Bald waren wir in warme Pelze gehüllt und mit Fisch, Thran und Beeren — eine willkommene Kost für verhungernde Menschen — bewirthet. Die armen Hunde, welche sechs Tage gefastet hatten, wurden nicht vergessen. Sie erhielten eine Unmasse von Fisch, den ich für ein Taschenmesser einhandelte, das ich glücklicher Weise bei mir hatte. Jetzt aber erklärte Bosky, daß er nicht weiter zu gehen vermöge. Der Scorbut brach bei ihm in beunruhigender Weise aus; seine Beine waren in der letzten Nacht mit Frostbeulen überzogen und gewährten einen jämmerlichen Anblick. Ueberdies hatte er beim Aufbruche von dem letzten Dorfe einen schweren Fall gethan. Nichts desto weniger hatte er in den zweiundzwanzig Stunden unserer letzten Tagereise mit uns gleichen Schritt gehalten, und ich kann die ruhige Geduld, womit er seine Schmerzen ertrug, nicht genug bewundern.

„Spät Abends kehrten die Leute von einer Jagdparthie zurück und brachten eine gute Beute von Rennthieren mit. Wir konnten an dem Mahle derselben keinen Theil nehmen, theils weil wir zu schläfrig waren, theils weil die Fischsauce, d. h. der Thran des genossenen Gerichts, unserm Magen nicht bekam. Wir erhielten jetzt die Gewißheit, daß uns zwei kleine Tagereisen nach einem russischen Vorposten bringen

würden, wo wir nach Bosky's Versicherung auf die freundlichste Gewährung aller Bedürfnisse rechnen konnten. Am nächsten Morgen brachen wir auf, und da die Eingeborenen in derselben Richtung gingen, so erhielt Bosky einen Platz auf ihren Schlitten, eine Begünstigung, die ich zuweilen theilte. Nach sechs Stunden kamen wir an eine einsame Hütte, deren Bewohner uns gastfreundlich aufnahmen und mit getrocknetem Salm, ihrem lieben Thran und Beeren bewirtheten, was nicht abgewiesen wurde.

„Eine gute Nachtruhe stärkte uns sehr. Wir trennten uns von dem Führer, der mit einem andern Eingeborenen nach dem Schlitten zurückkehrte. Bosky und ich machten uns am andern Morgen zu Fuß nach dem russischen Vorposten auf, dessen Entfernung 25 Meilen betrug. Wir hofften denselben mit der Nacht zu erreichen, allein wir hatten unsere Kräfte überschätzt, und obgleich wir öfters Halt machten, so war mein Begleiter doch bald außer Stande weiter zu gehen. Wir fanden den Leichnam eines Rennthiers, das von Wölfen über die Klippen getrieben zu sein schien; wir beschlossen, daß Bosky bei demselben liegen bleiben sollte, bis ich den Vorposten gefunden und ihm Hülfe gesendet hätte. Da es Nacht war, so hielt ich mich dicht an der Küste, um das Haus nicht zu verfehlen. Ich passirte mehrere Heerden von Wölfen, deren Geheul meinen Schritt beschleunigte, da meine Einbildung mir einen derselben in voller Jagd auf mich zeigte. Glücklicherweise erfuhr ich keinen Anfall und fand endlich das Haus, das ich sicher nicht bemerkt hätte, wenn ich mich nicht dicht am Lande gehalten. Die Bewohner schliefen. Ich rief sie auf und bestrebte mich, meine Geschichte durch Zeichen zu verstehen zu geben; verzweifelte

aber daran, als es sich darum handelte, Bosky's Lage begreiflich zu machen: auf einmal erschien mein armer Kamerad selbst. Die Furcht vor den Wölfen hatte seine Kräfte wieder angespannt und ihn glücklich bis an Haus geleitet.

„Bosky's Versicherungen über die Gastfreundschaft der Bewohner bestätigten sich völlig. Gregora, der Herr des Blockhauses, setzte täglich seine besten Vorräthe auf den Tisch, deren Wohlthat sich an der zunehmenden Gesundheit Boskys augenscheinlich zeigten. Als neun Tage verflossen waren und der Schlitten nicht eintraf, beschloß ich nicht länger zu warten. Ich schickte einen andern Mann zur Herbeischaffung desselben aus, setzte Bosky in einen gemietheten Schlitten und reisete weiter. Am 6. April, dem 26. Tage seit dem Abgange vom Schiff, erreichten wir St. Michaels-Fort und wurden von dem Commandanten Andrea Gusef aufs freundlichste empfangen.

„Anfangs war der Dolmetscher ganz von Frost erstarrt; allein er erholte sich allmälig. Durch seine Vermittlung erfuhr ich, daß einige weiße Männer an dem Ufer des Flusses lebten, den die Indianer „Ekko“ nennen, und daß der russische Handel bereits dadurch gelitten hätte. Ich schloß daraus, daß die Leute von der Hudson-Bai-Compagnie abgesandt sein müßten, und suchte Gusef einzureden, daß sie wahrscheinlich die Auffindung Sir John Franklins bezweckten. Weitere Nachfragen machten jene Annahme jedoch schwankend. Erstens waren sie schlecht mit Proviant versehen und hatten ihre Percussionsflinten gegen Nahrungsmittel vertauscht. Da die Compagnie nur Gewehre mit Feuersteinen, von denen sie große Massen in Lager hat, vertauscht, und es nicht wahrscheinlich war, daß die Beamten derselben sich von ihren Privatwaffen hätten trennen sollen, so schien es, daß jene Leute mit

der Compagnie in keiner Verbindung ständen. Zweitens mußte meiner Rechnung nach der Ort, wo sie sein sollten, zwei- bis dreihundert Meilen innerhalb der russischen Grenzlinie und weit hinauf am Flusse liegen — es ließ sich nicht annehmen, daß ein Engländer dorthin bringen sollte, um Geschäfte zu machen. Endlich wurde gesagt, daß die Gesellschaft aus zwei Officieren und zehn Mann bestände, offenbar die Mannschaft von zwei kleinen Booten, die mir aus guten Gründen nicht vom Mackenzie-Flusse gekommen zu sein schienen. Ich schloß daher, daß die Leute einen Theil von Sir John Franklins Expedition ausmachen müßten und suchte jeden Umstand über sie zu erforschen.

„Da das baldige Aufbrechen des Eises in Norton-Sund erwartet wurde, so verlor ich keine Zeit, zu überlegen, was am besten zu thun wäre. Entblößt von allem Nothwendigen, würde es eine Tollheit gewesen sein, zur Aufsuchung jener Leute aufzubrechen. Ich zog daher vor, nach dem Schiffe zurückzukehren, um meine Nachrichten mitzutheilen und die nöthigen Mittel zu einer längeren Fahrt zu erlangen. Da Bosky sich zu unwohl befand, um diese Reise wieder anzutreten, so gewann ich einen Halbfarbigen, Namens Reckever, dessen Fähigkeiten so ziemlich dieselben waren, wie die meines bisherigen Begleiters. Gusef versah mich für den Rückweg mit den nothwendigen Gegenständen, deren Bedürfniß er aus eigener Erfahrung kannte.

„Bei Wiederaufnahme des Wegs vergaß ich nicht an meine Hunde zu denken; es gelang mir während des dreitägigen Aufenthalts in Gregora's Hause drei Centner zu bekommen, die bis zur Ankunft am Schiffe genügten. Am nächsten Morgen brachten die Eingeborenen den Schlitten, den wir

zurückgelassen hatten. Der Koffer war von den Wölfen stark gerüttelt, das Brod verzehrt, allein sonst nichts beschädigt. Am nachfolgenden Tage reisete ich ab; ich wählte den Weg den wir gekommen. Bei einer passenden Gelegenheit vertheilte ich einige Geschenke an meine Gastfreunde, was mir jeden möglichen Beistand verschaffte, den sie mir für die Heimkehr zu gewähren vermochten. Wir wünschten ihnen Lebewohl und begannen den Weg über die breite Bucht, die Scene unserer früherer Drangsale — indessen nicht ganz ohne Unfall. Der Tag war trübe und regnicht; der Besitz eines Compasses sicherte uns nicht von einer Abschweifung vom Wege gegen die See hin, wo die Wellen an den Rand des Eises schlugen. Gleich darauf sahen wir offenes Wasser, welches mit Treibholz besäet war. Mit größter Eile suchten wir diesem gefährlichen Orte zu entkommen und erreichten gegen Mitternacht den Schutz des festen Landes. Hätte sich ein Wind erhoben, so wären wir höchst wahrscheinlich auf den zersprengten Eisschollen in die See getrieben.

„Am nächsten Abende erreichten wir das verlassene Dorf; wir fanden eine Familie, die sich darin niedergelassen, und erhielten von ihr einige Fische und Schneehühner. Letztere besuchen in großer Menge die Büsche der Küste und werden leicht von den Eingeborenen gefangen. Es gelang uns so viele zu schießen, als unser Bedarf erforderte. Auf dem höheren Lande thauete es bereits so stark, daß Bäche von einigen Fuß Tiefe über die Oberfläche des Eises rannen. Unsere Reise wurde dadurch erschwert, denn alles wurde naß und es mußten häufige Umwege gemacht werden. Endlich gewannen wir Spafarief-Dorf am 25. April, und das Schiff am 29sten.

„In der Zwischenzeit hatten die Eingeborenen mehrere Mittheilungen über die weißen Männer gebracht, die genau genommen in den Hauptpunkten mit denen der Russen übereinstimmten. Ich hegte große Hoffnung, wieder nach Michaelowski zurückkehren zu dürfen, um genauere Auskunft über die angebliche Nähe einer Gesellschaft Weißer einzuziehen. Zu meinem Erstaunen erklärte Commandeur Moore, daß er den Gerüchten keinen Werth beimesse und folglich meinen Plan, ins Innere zu dringen, nicht billigen könne.

„Während meiner Abwesenheit war die Ausmessung der Eschscholz-Bai begonnen; nach einer Erholung von etlichen Tagen wurde ich beordert, an der Operation Theil zu nehmen. Mit dieser Verstärkung wurde die Arbeit fortgesetzt, machte jedoch geringen Fortschritt, weil die Winterzeit zu weit vorgerückt war, der Schnee sehr rasch schmolz und Wasser sich auf der Eisdecke des Meeres ansammelte, so daß die Schlittenfahrten mühsam und beschwerlich wurden. Da das Wasser täglich zunahm und alle Verbindung mit dem Schiffe abgebrochen hatte, so wurde im Einklang mit den Instructionen des Commandeurs beschlossen, über die Elephantenspitze zu gehen. Die Passage führte durch zwei Bäche, welche etliche Tage zuvor unbedeutend gewesen waren; jetzt aber hatten sie das Ansehen von Flüssen bekommen. Die Hunde mußten hinüberschwimmen, während wir bis an die Brust ins Wasser gingen, um die Schlitten oben zu erhalten und vor dem Andrange des Treibeises zu schützen. Auf diese Weise erreichten wir das jenseitige Ufer ohne Schaden; nur war unser ganzes Gepäck durchnäßt worden.

„Das Seeeis wurde erreicht; allein der Uebergang über die Bucht stellte sich schwieriger heraus als wir erwartet hatten.

Das Wasser ging an manchen Stellen bis an die Achseln und zwanzig Stunden — von 2 Uhr früh bis 10 Uhr Abends — wurden erfordert, um eine Strecke von $6^1/_2$ Meilen zurückzulegen. Mit Verlust eines Schlittens erreichten wir nach drei Tagen, durchnäßt, verklommen und hungrig, die Elephantenspitze. Alle waren so erschöpft, daß an kein Aufschlagen eines Zeltes gedacht wurde, sondern Jeder, ohne Erfrischung zu nehmen, sich in seine Decken einwickelte und augenblicklich einschlief. Die Unmöglichkeit, die Aufnahme der Küste fortzusetzen, lag auf der Hand; ich begab mich daher am folgenden Abende zu dem Capitain und kehrte mit größter Eile zurück, um die Vermessungspartie zurückzurufen.

„Das rasche Nahen des Sommers zeigte sich überall. Zu Anfang Juni war das Land mit Ausnahme der Thäler, wo große Schneemassen zusammengewehet waren, frei von Schnee. Ein lebhaftes Grün legte sich über die Landschaft; Gänse und Enten hatten sich seit der ersten Maiwoche blicken lassen und kamen jetzt täglich in großen Zügen. Der goldfarbige Regenpfeiffer, die Schnepfe und zahllose andere kleine Vögel belebten die Luft mit ihrem Gesange; und das geschäftige Summen der Moskitos und das Rauschen von Bächen verkündete, daß der Winter vorüber und der Sommer eingezogen sei.

„Sobald die Wasserstraßen sich erweitert hatten und dem Schiffe freien Spielraum zu gestatten schienen, wurden alle Segel beigesetzt und der Versuch gemacht, den Durchgang zu ermöglichen. Allein das Schiff hatte kaum einige Yards zurückgelegt, so blieb es stecken und saß in dieser Lage mehrere Tage.

„Am 18. Juni kamen mehrere Eingeborene über das

Eis; indem sie mit großer Geschicklichkeit von einer Scholle auf die andere sprangen. Sie brachten einige Felle zum Tausch und sagten, daß die Bucht zu verstopft sei, um in den nächsten vierzehn Tagen eine Bewegung des Schiffs zu gestatten. Es war ihnen geglückt, einige weiße Wallfische und Seehunde zu fangen, von denen wir Massen in offener See bemerkt hatten. Da das Eis noch offen blieb, so machten alle Officiere, mit Ausnahme des Capitains und Lieutenants, eine Jagdstreiferei an den Buckland-Fluß. Die Passage machte sich ohne größere Schwierigkeiten, als daß wir ab und an das Boot vor entgegenkommenden Eismassen behüten mußten. Am 1. Juli kehrte die Gesellschaft wohlbehalten mit einer reichen Beute von wildem Geflügel zurück.

„Mittlerweile hatte das Schiff mehrere heftige Stöße von Eisschollen erlitten, welche dagegen getrieben wurden; glücklicherweise war ihm kein erheblicher Schaden zugefügt. Eine Vorstellung von der Gewalt der Eisschollen kann man sich daraus machen, daß das Schiff, obgleich es an hundert Faden Kette bei nur drei Faden Wasser lag, an die Küste von Chloris-Halbinsel getrieben wurde. Wir wurden zwar täglich mehr frei gelegt, allein es währte bis zum 14. Juli, ehe das Schiff zu dem Ankerplatze von Chamisso-Insel gelangen konnte, und selbst hier mußte noch große Vorsicht angewandt werden, weil mächtige Eisschollen, die aus dem Sunde trieben, gegen die Flanken desselben schossen.

„Da der Sommer weit genug vorgerückt war, so sahen wir alle der Ankunft des Herald entgegen und schaueten beständig nach der Gegend aus, von welcher das Schiff kommen mußte.“

Hier müssen wir Herrn Pim und seine unternehmenden Gefährten verlassen, um die Erzählung der Reise des Herald bei der Ankunft in den Hafen von Mazatlan wieder aufzunehmen.

Capitel IX.

Mazatlan. — Vermessungen. — San Jose. — Guaymas. — Inseln und Häfen des Golfs von Californien.

Wie groß war unsere Bestürzung, als wir bei Erreichung von Mazatlan vernahmen, daß die Cholera daselbst wüthe! Nach einer so langen Reise trafen wir statt der nothwendigen Erholung und Zerstreuung Tod und Trauer an. Man konnte kaum durch eine Straße gehen, ohne vor den offenen Läden zwei oder drei Leichname zu erblicken, die mit Blumen, brennenden Kerzen und allen den Todesdecorationen, welche die dortige Landessitte heischt, umgeben waren. In den Häusern der Eingeborenen wurden unablässig Gebete an die Jungfrau und alle Heiligen geschickt, und in den Wohnungen der Fremden herrschte eine peinliche, gedrückte Stimmung, die den gewaltigen Schrecken an den Tag legte, der alle Classen ergriffen hatte. Wo ein Gespräch über welchen Gegenstand immer angefangen wurde, wendete es sich sogleich auf die Plage des Tages — die Vorbeugungsmaßregeln, die Nothwendigkeit, sich vegetabilischer Nahrung zu enthalten, und den schädlichen Einfluß der Nachtluft. Diese letzte Vorsicht schien denn auch mit mehr als gewöhnlicher Sorgsamkeit beobachtet zu werden. Kaum trat Dunkelheit ein, so wurden alle Straßen öde. Nur einige Wächter und die Leute, welche

auf die zur Reinigung der Luft angezündeten Feuer achteten, waren zu erblicken. An einzelnen Abenden wurde jedoch diese Stille jeden Augenblick unterbrochen. Fakeln und Laternen, ein Priester und das Bild eines besonders verehrten Heiligen auf den Schultern von Negern, zogen durch die Straßen und hinterher eine Volksmenge, besonders Weiber, welche Gebete murmelte und von Zeit zu Zeit niederknieete, um den priesterlichen Segen zu empfangen.

Das Theater war geschlossen, die Stiergefechte ausgesetzt, um der Verbreitung der Krankheit vorzubeugen, aber sonderbarer Widerspruch! Lust und Festlichkeit herrschte in manchem Privathause, um was zu begehen? — den Tod eines Kindes! In den meisten Ländern sind die Eltern trostlos, wenn ein Sprößling ihres Hauses stirbt; nicht so in Mexiko. Wenn ein Kind im Stande der Unschuld, d. h. vor der Mannbarkeit stirbt, so glaubt man, daß es direct zum Himmel fahre und Engel werde, ohne den Weg durch das schreckliche Fegefeuer nehmen zu müssen. Sein Tod wird daher mehr für eine besondere Gunst des Himmels als für ein herbes Schicksal angesehen, und diese Anschauung erzeugt den fast gänzlichen Mangel der heiligen Bande, mit denen die Natur so weise Kind und Eltern verknüpft hat. Ein solcher Todesfall wird in der frivolsten Weise gefeiert. Keine Thränen werden vergossen, keine Klagen ertönen, alles schwimmt in Freude und Festlichkeit. Der Fremde glaubt bei dem Anblick der ununterbrochenen Folge von Polkas, Walzern und Contratänzen, er befinde sich auf einem Hochzeitsfeste, und er ist, ohne es zu ahnen, Theilnehmer einer Begräbnißfeierlichkeit.

Ein Protestant kann sich kaum einen Begriff machen, bis wohin dieser Glaube führt. Ich war einmal in dem Hause

einer europäischen Familie, als eine Nachbarfrau eintrat, um zu melden, daß ihr jüngstes Kind dem Tode entgegengehe. „Meine theuerste Dame!“ sagte sie, „mein Angelito (Engelchen) liegt im Sterben und ich komme, Sie zu bitten, ob Sie mir nicht eine Schachtel zu seiner Beerdigung geben können.“ Die Dame entgegnete, sie wolle nachsehen und wenn möglich der Bitte willfahren. Darauf fuhr die unnatürliche Mutter fort: „Die Pathin ist gegangen, um den Pater mit Musik zu schicken, daß er die letzte Oelung vornehme; und sie hat auch versprochen, die Musikanten und das Feuerwerk zu bezahlen, wenn mein Angelito auf den Camposanto (Gottesacker) gebracht wird. Ich habe eilig zu thun, um alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen, damit nichts fehle, wenn es Unserer Lieben Frau gefällt, mein Angelito in den Himmel zu rufen.“ Das Kind starb Tages darauf und die ganze Nacht hindurch herrschten Tänze und Festlichkeiten in einem Hause, das mit Trauer erfüllt sein mußte.

Die Leichenfeierlichkeit selbst ist häufig eben so empörend. Der Leichnam des Kindes wird in den größten Pomp gekleidet und an einem Stabe aufrecht auf ein Gerüst gestellt. In dieser Stellung wird er auf den Schultern von Trägern durch die Straßen geführt und bei jedem Schritte hat man das widerwärtige Schauspiel, daß eine schwankende Bewegung des Kopfes erfolgt. Eine Bande Musikanten führen den Zug an; darauf folgen der Priester, die Leidtragenden — wenn man dieses Wort gebrauchen darf — und einige Männer, welche zur großen Erheiterung der Menge Raketen und Schwärmer werfen. In einigen Gegenden von Mexiko werden die Kinder sogar als Engel gekleidet, mit Gänse- oder Pelikanflügeln versehen, an ein Seil zwischen zwei Bäume gehängt

und in der Luft hin und her gewiegt, während die Freunde und Bekannten gleich einer Rotte Wilder im Kreise herumtanzen.

Wir blieben einige Tage im Hafen von Mazatlan, um unsere Gesundheit zu erholen, die von der langen Reise, dem häufigen Klimawechsel und den gesalzenen Speisen gelitten hatte. Einige Fälle von Scorbut hatten sich bei der Mannschaft gezeigt und selbst einige Officiere fühlten ein unangenehmes Schwellen der Füße und Beine, welches der Vorbote der Krankheit zu sein pflegt. Einige Tage länger auf der See würden die Krankenliste bedeutend vermehrt haben. Wir strebten sehr nach frischen Gemüsen; leider war Mazatlan augenblicklich ein schlechter Ort dafür; die Bewohner wollten aus Furcht vor der Cholera keine Gemüse kaufen, so daß die Landleute wegen Mangels an Absatz die Zufuhr derselben einstellten.

Die Mittheilungen, welche der Herald aus den Polargegenden gebracht hatte, konnten leicht eine Aenderung in den Plan der Admiralität bezüglich der Ausführung der Expedition Sir John Franklins bringen und die Mitwirkung unseres Schiffs ferner gefordert werden. Capitain Kellett beschloß daher die zur Auswechslung der Depeschen mit England erforderliche Zeit zur Vermessung eines Theils des Golfs von Californien zu verwenden. Die unfruchtbare Beschaffenheit dieser Gegend und die vorgerückte Jahreszeit flößten mir wenig Lust ein, das Schiff zu begleiten. Ich beschloß daher, eine Reise in das Innere von Mexiko zu unternehmen.

Cortez war der erste, welcher den Golf von Californien erforschte. Mehrere hierher geschickte Expeditionen hatten keinen Erfolg gehabt; er faßte daher den Entschluß, selbst einen

neuen Streifzug anzuführen. Hiervon wird der Golf von Californien zuweilen Cortez-See genannt. Diego Hurtado, Grijalva de Cordova, Vasquez de Coronados und Ferdinand de Alarchon entdeckten den Fluß Colorado und die Insel Cerros oder Cedros; allein Francisco de Ulloa war der bemerkenswertheste unter den Entdeckern. Dieser begann sein Tagewerk in jenem Streben begeisterter Frömmigkeit, gegen welches die bluttriefenden, unmenschlichen Handlungen der Spanier jener Zeit so schrecklich abstechen, daß wir zerknirscht ausrufen: Wehe dir, arme menschliche Natur! Wenn man weiß, daß diese Männer die Gefährten eines Cortez und Pizarro und jener Kriegerhorden waren, welche so gewaltige Veränderungen in diese Gegenden brachten; so schaudert einem, wenn man eine Stelle liest, wie die folgende: „Wir schifften uns in dem Hafen von Acapulco am 8. Juli des Jahres des Herrn 1539 ein, indem wir zu dem allmächtigen Gott fleheten, uns mit seiner heiligen Hand an die Orte zu führen, wo Er verehret sein und seinen heiligen Glauben ausgebreitet sehen will; und wir segelten von selbigem Hafen längs der Küste von Zacatula und Motosi, welche lieblich und reizend ist wegen der vielen Bäume, die dort wachsen, und wegen der Flüsse, die durch diese Gegenden fließen, wofür wir oft Gott, ihrem Schöpfer, danken.“ Allein wenn wir uns auch mit dem entschiedensten Unwillen von den Handlungen eines Cortez und anderer spanischer Krieger abwenden, so müssen wir doch der begeisterten Frömmigkeit der katholischen Missionäre Bewunderung zollen, die in Gegenden, wo menschliche Wesen auf der tiefsten Stufe der Verderbniß wohnten, alle Mißgeschicke der Armuth und des Elends ertrugen, um die Indianer zu bessern Sitten und zu reinerm Glauben zu bekehren. Obgleich ihr Wirken nur

geringe Spuren in der Welt hinterlassen; obgleich ihre Bestrebungen in das Wasser gepflügt, in den Sand gesäet zu sein scheinen, so bilden doch ihre ergebenen Tugenden immer eine leuchtende Seite in der blutgezeichneten Geschichte des spanischen Amerika. Der Name Californien ist für ewig verschmolzen mit der uneigennützigen Frömmigkeit der Franziskaner-Brüder. Lassen wir die Vorurtheile von Nationen, Sekten und Bildung beiseit, und bewundern wir, wo wir sie finden, uneigennützige Frömmigkeit, ergebene Ausdauer im Wohlthun, und Heldenmuth in Ertragung körperlicher Leiden, der selbst Veteranen, deren Handwerk der Krieg, zur Ehre gereichen würde.

„Der Herald", so erzählt Herr Trollope, „segelte am 3. December 1849 in Begleitung der Yacht Nancy Dawson *) ab. Nach einer langwierigen Fahrt von fünf Tagen — die Entfernung beträgt nur 180 Meilen — ankerte sie in der Bai von San Jose del Cabo, wie sie heißt, um sich von anderen Orten desselben Namens zu unterscheiden; San Jose scheint nämlich bei den Spaniern in großer Verehrung gestanden zu haben. Die Rhede von San Jose ist offen und unsicher, Wasser ist leicht zu haben, Wind und Wetter sind unbequem, und bei Fluthzeiten mit N. W. Winden ist die Brandung an der Küste so stark, daß es nicht möglich ist anzulegen.

„Der Fluß San Jose giebt dem Thale ein Ansehen von Fruchtbarkeit, welches in Californien ungewöhnlich ist. Das Dorf ist unzusammenhängend und schlecht gebauet; es verdankt seine Entstehung dem letzten Kriege mit den Vereinigten

*) Die Nancy Dawson verließ, unter Commando von J. Hill, San Jose del Cabo am 9. December 1849 und kam im Juni 1850 in England an.

Staaten; hat aber nicht den Anschein, daß es sehr zunehme, obgleich die Erzeugnisse der Gegend in einem durchgehends so unfruchtbaren Landstriche wie Californien ihm Bedeutung verleihen müßten. Die Nachbarschaft besteht aus Kratern, kegelförmigen Bergen und Hochland, welche die deutlichen Spuren vulkanischer Thätigkeit an sich tragen. Pferde sind in Menge vorhanden; Stiere sahen wir besser als an irgend einem andern Theile der Küste.

„Die Behörden von San Jose waren in Furcht vor der Cholera, und weil sie besorgten, daß wir angesteckt sein möchten, da wir von Mazatlan kamen, wollten sie uns in Quarantaine halten; allein ein unverschämter Yankee kam ans Ufer gerannt und sagte, daß er vom Gouverneur beauftragt sei uns Lebensmittel u. s. w. anzubieten. Wir traten in Unterhandlung und vereitelten so durch einen Handschlag, wenn es so zu nennen, die Gesundheitsprobe. Später ergab sich, daß der Mensch durchaus keine Vollmacht hatte, und in jeder Hinsicht ein schlechter Charakter war. Wir vernahmen, daß er zu hundert Streichen auf einen Theil des Körpers verurtheilt wurde, die ihm für eine Weile das Reiten verleiden mußten.

„Nach Aufnahme der Bai, von der wenigstens erwähnt werden muß, daß sie eine ausgesetzte, wilde Rhede ist, setzten wir unser Fahrt fort und arbeiteten uns gegen die N. W. Winde an, welche an der californischen oder Westseite des Golfs herrschen. Diese Küste ist mit Inseln besäet und zeigt die ungewöhnlichste Formation. Schlösser, Thürme, scharfe Spitzen, Pyramiden, gewaltige Fortificationslinien zeigen sich hier in der g[illegible]zen Großartigkeit der Naturgebilde. Auf dem Rückwege nahm[illegible] wir eine Untersuchung der Golfseite vor,

die zu Cap San Lucas führt, nahmen aber den Vortheil wahr, in Guaymas einzusprechen, einem Hafen, den wir am Weihnachtstage erreichten.

„Guaymas ist wegen seiner Erdbildung bemerkenswerth, es ist ein Krater, der auf eine Halbinsel mündet, an deren Nordseite die Stadt liegt. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren zwei Bergspitzen, welche bei den Spaniern Tetas de Cabra (Geißwarzen) heißen; sie stehen an der Nordwestseite der Stadt und man thut gut, sich beim Anfahren nach ihnen zu richten, da die herrschenden Winde und Strömungen hier der Gewinnung des Hafens günstig sind. Cap Haro, eine steile, hohe Landspitze, die sich gleich einem Thurme erhebt, zeigt sich vier Meilen südlich vor dem Eingange des Hafens, und mehr dem linken Ufer zu liegt die Pajaros-Insel, schroff und steil wie die anstoßende Küste, die einen Schutzdamm vor der Mündung des Hafens bildet und einen sichern Ankerplatz zwischen dem Festlande und der Insel abgiebt. Der Hafen erscheint wie ein Gebirgssee, mit Inseln auf seiner Fläche, und die schlecht und weitläufig gebaute Stadt in der Ferne.

„Guaymas ist ein ziemlich erheblicher Handelsplatz. Seit 1833 hat es beträchtlich zugenommen, nimmt aber bereits wieder ab, trotzdem es eine Niederlage für englische und französische Güter bildet. Die nächste Stadt ist Petic, oder Hermosilla, welche von den Herren Billings und Hutchinson besucht wurde. Die umliegende Gegend ist überaus unfruchtbar. In den Thälern sind einige Bäume, hin und wieder ist eine Berghöhe mit Buschwald bedeckt, allein im Allgemeinen scheint das Land die Mühe der Menschen nicht zu vergelten; denn Dürre ist der mächtige Feind, welchen der Landbau hier zu bekämpfen hat. Von einem Astronomen wird es die

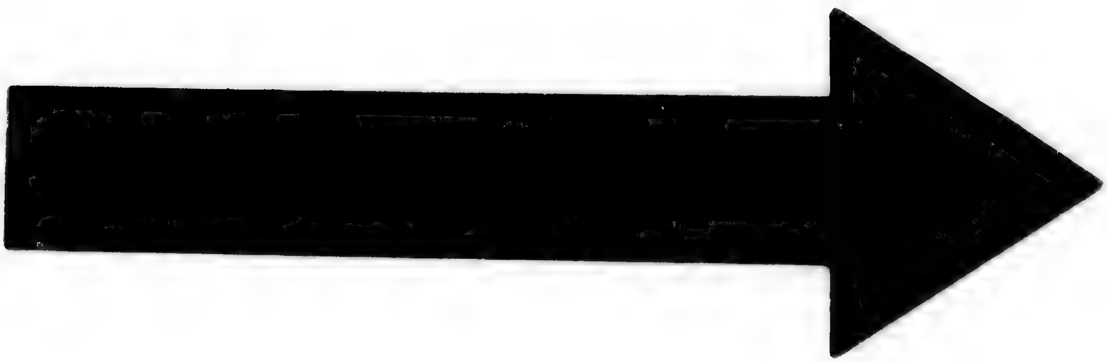
schönste Gegend der Welt genannt, aber von einem Landbauer die schlechteste. Der Cactus ist das hervorragendste Gewächs unter allen Pflanzen und Gesträuchen; er gedeihet in übermäßiger Ueppigkeit; ich möchte seine außergewöhnliche Beschaffenheit, die nur eine Masse succulenter Stoffe ist, ein mildthätiges Geschenk nennen, welches die Natur diesem dürren Erdreiche verlieh. Wo nur ein Bach vorhanden ist, entfaltet das Land große Fruchtbarkeit. In Guaymas ist kein Gebäude, welches der Erwähnung werth wäre; die Häuser sind schlecht gebaut und liegen unregelmäßig und zerstreut auseinander. Die halb zerfallene Stadt zählt zwischen 2—3000 Einwohner. Als natürlicher Hafen ist dagegen Guaymas einzig in seiner Art; das Land scheint vom Continente mit der Absicht, einen Hafen zu bilden, vorzuspringen. Wenn schon die Tiefe derselben für größere Schiffe nicht zureicht, da der Eingang nicht mehr als 15 Fuß Tiefe hält, so ist das doch nur ein kleiner Fehler, da sich zwischen Pajaros-Insel und dem Festlande eine völlig sichere Rhede ausbreitet.

„Unser Aufenthalt war sehr vergnügt. Die Einwohner zeigten sich sehr zuvorkommend und unser junges Volk — d. h. Alte und Junge miteinander — konnten ihrer Tanzlust reichliche Gewähr schenken. Tertullias, Bälle und Petit-Soupers waren an der Ordnung des Tages. Wir gaben einen großen Ball an der Küste, auf der Punta de Arena, wo ein geräumiges Zelt nebst Speisesaal aufgeschlagen wurde. Der Tanz währte von neun Uhr Abends bis vier Uhr früh. Die Schönheit der Mädchen kann ich zwar nicht rühmen; aber sie waren jung, guter Laune und liebten den Tanz über alle Maßen: sie schienen nie müde werden zu wollen. Unsere jüngern Leute verloren ihr Herz auf vierundzwanzig Stunden

und die leidenschaftlichsten und beständigsten wohl auch für achtundvierzig.

„Wir blieben hier einen Monat lang, um unser Schiff auszubessern und malen zu lassen. Am 1. Februar fuhren wir ab, besuchten San Marco und die Bai von Mulegi, nahmen die Santa Ineza-Inseln auf, ferner die Bai unter der mit Recht so geheißenen Landspitze Pulpito, und Point Mangles, das an der Küste wegen seiner vortrefflich bewaldeten Thäler berühmt ist. Von Point Mangles fuhren wir nach den Coronados-Inseln, maßen die Bai von Lloretto, Carmen, die Danzanti-Inseln und Puerto Escondido. Am Sonntag, 24. Februar, erhielt eine Abtheilung, bestehend aus den Herren Hull, Anderson und meiner Person, mit dem großen Boote und dem Owen, Urlaub, während das Schiff an das jenseitige Ufer ging und die flache und gefährliche Insel Lobos untersuchte. Als dies geschehen, holte er uns von Salmas-Bai, Carmen-Insel, am Sonnabend, 2. März, ab. Unter-Californien bietet, trotz seiner Unfruchtbarkeit, durch seine eigenthümliche Bildung, ein großes Interesse. Wenn die Schatten des Abends sich niedergesenkt haben oder vor dem Anbruche des Tages, bieten die kahlen Gipfel und die von Cactus gekrönten Felsen ein Schauspiel, dessen großartige Schönheit ihres Gleichen sucht. Die Burgen des Mittelalters treten vor unsere Seele, wenn man diese seltsam geformten Gestade erblickt; obgleich man sie besucht, obschon man weiß, daß sie nur das Werk der Natur, so kann man sich dennoch der Täuschung nicht entschlagen, daß sie ein Gebilde der Menschenhand seien.

„Am 14. Februar kam ein kleiner Schooner in die Bai und landete seine Mannschaft, um Salz einzuholen. Diese



Leute waren genöthigt, Wasser und sonstigen Lebensbedarf mit sich zu führen, denn nichts ist in der Umgegend der Salzseen zu finden, von denen die Salinas-Bai den Namen führt. Auch auf San Jose-Insel sind solche Seen, jedoch nicht so groß. Sie haben ein seltsames Aussehen, weiß, wie vom Wasser getriebener Schnee. Wir fuhren mit unseren Messungen fort. Der Owen, mit Mr. Hull, ermittelte die Lage von Santa Cruz, die Südspitze der Insel Caralbo, während das Schiff die steile, wie eine Stadt aussehende Insel Farallon de San Ignacio an dem jenseitigen Ufer untersuchte und hierauf nach Ballena-Bai an der Insel Espiritu Santo zurückkehrte. Nachdem wir dieselbe untersucht, landeten wir an einer felsigen Stelle eine Meile nördlich von Ceralbo-Insel, fuhren von hier nach der Bai San Jose del Cabo und kehrten am 22. März nach Mazatlan zurück, wo wir das königlich britische Schiff „Inconstant“ fanden.“

Capitel X.

Reise ins Innere des nordwestlichen Mexiko. — Alt-Mazatlan. — San Sebastian. — Sierra Madre. — Copala. — Santa Lucia. — Durango. — Santa Teresa. — Rückkehr nach Mazatlan.

Von allen Staaten der Republik Mexiko sind Sinaloa, Durango und Chihuahua am unbekanntesten. Sie sind theils aus Furcht vor den wilden Indianern, theils aus Mangel der erforderlichen Mittel von den meisten Reisenden vermieden; und diejenigen, welche eine allgemeine Beschreibung des Landes gegeben, haben jene Gegend oberflächlich behandelt oder sich begnügt, die Hindernisse aufzuzählen, welche sie von dem Besuche dieses interessanten Theils der Conföderation abhielten. Für die Botanik und die Naturwissenschaft überhaupt sind die nordwestlichen Staaten ein unaufschlossenes Feld. Wenige Naturforscher sind hineingedrungen und die Mittheilungen von Liebhabern boten der Wissenschaft in der Regel etwas Neues.

Diese Aussichten ermunterten mich; ich verlor keine Zeit bei den Vorbereitungen zur Reise und verließ den Hafen von Mazatlan am 23. November mit zwei Mozos und eben so vielen Maulthieren für das Gepäck. Die Lagunen und Manglesümpfe, welche die Stadt umgeben, der abscheuliche Geruch und die ungesunden Dünste, die sie über die Gegend breiten, machten die ersten vier Stunden meiner Reise unan-

genehm. In dieser Entfernung hob sich die Straße sanft in die Höhe und eine reinere Luft machte sich geltend, ohne daß die Gegend erheblich besser geworden wäre. Es war in der heißen Jahreszeit; die meisten Pflanzen waren ohne Blätter, die Gräser waren sämmtlich versengt, und wenn sich auch hier und da einige immergrüne Feigenbäume, Acacien und baumartige Cactus oder einige weiße Blüthen von Palo blanco (Ipomoea arborescens, Don) sehen ließen, so waren sie doch zu vereinzelt, um der Landschaft Leben oder freundliches Aussehen zu ertheilen.

Gegen Mittag erreichte ich den Fluß Mazatlan, passirte denselben ohne Schwierigkeit, und betrat die alte Stadt desselben Namens, die zum Unterschiede El Presidio de Mazatlan genannt wird *). Früher in blühendem Zustande, ist sie seit dem Aufschwunge des Hafens und der Uebersiedelung der reicheren Einwohner zu demselben, eine völlige Ruine geworden. Man trifft manches prächtige Gebäude im maurischen Styl, mit langen Colonnaden, Schwibbögen, steinernen Pilaren und schönen offenen Gärten; aber jedes Jahr legt sie mehr in Trümmer. Selbst die Kirche wurde so schlecht unterhalten, daß nur noch die Mauern davon standen. Die Glocken waren schon längst hinter dem Dache her gefallen und hingen jetzt an einem Gerüste, wo sie abendlich geläutet wurden, um die Bewohner an die Stunde der Vesper zu mahnen.

Eine Herberge, oder Mesòn, verhieß den Reisenden und ihren Thieren Bequemlichkeit. Mein Führer mochte vielleicht schon eine Erfahrung gemacht haben, die mir für die Rück-

*) Der Name kommt von den Aztec-Wörtern mazatl, Hirsch, und tlan, Gegend, und bedeutet „Hirschgegend“, eine Benennung, die sie verdient, da das Hochwild daselbst sehr zahlreich vorhanden ist.

kehr aufbehalten blieb; er vermied dieselbe und führte mich zu dem Hause seines Compadre (Pathen). Dieser war ein Schulmeister, den wir antrafen, als er eben seine Zöglinge entließ. Er empfing uns mit großer Höflichkeit und stellte uns sein Haus zur Verfügung. Die Thiere bekamen hinreichend Sacate (Maisstroh), wir selbst nahmen etwas getrocknetes Rindfleisch (Tasajo), Eier und Platanen zu uns. Dann setzten wir unsere Reise fort und kamen gegen Dunkelwerden zu der Stadt San Sebastian, oder La Villia, wie sie zuweilen genannt wird.

Ich hatte den Ort bereits 1848 in Begleitung meines Reisegefährten Robert Pakenham, besucht; so erschien ich auf einmal in dem Hause eines alten Bekannten, Don Alejandro Bueso. Er und seine Familie hießen mich herzlich willkommen, umarmten mich nach mexikanischer Sitte und drückten mir wiederholt die Hand. Ich hatte lange zu thun bis ich die Fragen beantwortet, welche der Gastherr, seine Gemahlin und die Töchter an mich richteten. Als dem endlich Genüge geschehen, begannen sie ihre kleinen Schicksale auszukramen, die in der süßen castilischen Sprache und mit der Offenheit, welche die Spanier auszeichnet, vorgetragen, nicht anders als mich fesseln konnten. Nach dem Abendessen hatte ich eine lange Unterredung mit Don Alejandro, in deren Verlaufe er mir mittheilte, daß er in Verbindung mit einem deutschen Kaufmanne von Mazatlan den Bau einer der Kupferminen von Malpica unternommen habe. Die Wärme, mit der er davon sprach, ließ mich erkennen, daß eine Saite berührt war, die immer den höchsten Anklang in der Brust der spanischen Amerikaner findet: denn Bergbau und schleuniger Reichthum sind bei ihnen gleiche Begriffe.

San Sebastian liegt gegen 1000 Fuß über der See; sein Klima ist daher gesunder als das von Mazatlan. Es hat drei Kirchen und 300 Privatgebäude. Die Zahl der Bewohner beläuft sich ziemlich auf 1000, die einigen erheblichen Anbau von Mais und Maguei (Agave) treiben und aus letztern Aguardiente de Maguei, ein äußerst berauschendes Getränk, bereiten. Das Fällen von Campescheholz (Haematoxylon Campechianum, Linn.), oder Brasil, wie es die Mexikaner nennen, ist eine andre Erwerbsquelle. Das Holz, namentlich von den Stämmen der Bäume, welches doppelt so theuer als von den Zweigen bezahlt wird, geht in großen Massen nach Mazatlan und bildet, Geld (besonders Dollars) ausgenommen, den einzigen Ausfuhrartikel. Der Campescheholz-Baum ist von mittlerer Größe und hat tiefe, natürliche Furchen, welche ein Lieblingsaufenthalt der Schlangen sind. Wie sehr diese Reptilien sich darin verbergen, kann man daraus erkennen, daß sie oft erst entdeckt werden, nachdem das Holz geschnitten, auf dem Rücken von Maulthieren an die Küste geführt, auf- und abgeladen, und an Bord der Schiffe gebracht worden, die es fremden Ländern zuführen sollen.

Anfänglich war die Straße von San Sebastian sehr eintönig; sie lief durch Maguei-Pflanzungen, die sich durch ein steifes, unförmiges Aussehen bemerklich machten. Gegen Nachmittag kam ich in eine mannigfaltigere Landschaft, an den Fuß der Anden, an Sierra Madre, wie sie hier genannt werden. Die erdrückende Atmosphäre verschwand bei jedem Schritte mehr, die Luft wurde kühler und für europäische Constitution angenehmer, und obgleich die ungemeine Trockenheit noch anhielt, zeigten sich einige Schößlinge von Eichen und Fichten. Am Abende des 26. November erreichte ich

das Dorf Copala, und am folgenden Tage das Dorf Santa Lucia.

Täglich begegneten mir Züge von Auswanderern, welche zu Land von den Vereinigten Staaten kamen und über Mazatlan nach Californien wollten. Sie waren meistens ihrer zwanzig bis dreißig beisammen. Einige von ihnen waren anständige Leute, allein die größere Zahl schien der Abhub der Gesellschaft zu sein; sie bestahlen die Mexikaner, wo sich nur eine Gelegenheit bot, nahmen Mais weg, tödteten Geflügel und verweigerten die Bezahlung von verabreichten Gegenständen. An manchen Orten hatten sich die Eingeborenen genöthigt gesehen, ihre Vorräthe und Lebensmittel zu verstecken, und es kostete lange Ueberredung, bis sie mir die begehrten Artikel zukommen ließen. Da in Mazatlan eine ansehnliche Summe für die Ueberfahrt nach Californien bezahlt werden mußte und die Finanzen mancher Auswanderer eben nicht in blühenden Zuständen sein mochten, so hatte eine beträchtliche Zahl derselben vor der Einschiffung Theil an den Guerillas gegen die Comanchen und Apachen genommen, wofür sie eine gute Bezahlung von der mexikanischen Regierung erhielten.

Von allen Orten, die ich in Mexiko gesehen, gefiel mir keiner so wie Santa Lucia. In einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meere, das ganze Jahr hindurch mit einem gemäßigten Klima gesegnet, liegt es in einem romantischen Thale, welches von Bergen eingeschlossen wird, die eine Aussicht auf den Stillen Ocean gewähren. Die Wohnungen der Indianer liegen vereinzelt auf dem wellenförmigen Grunde inmitten der prachtvollen Vegetation, in der sich die reizenden Formen der Tropen lieblich mit der Flora der gemäßigten Zone

verschmelzen. Die Acacie steht neben der Eiche, der Fichte und stolzen Umbelliferae; Compositae sind gemischt mit Alstroemeriae, Copheae, Lobeliae und Lophospermum, aus denen Kolibri Nektar saugen. Fast jede Hecke ist mit der glänzenden Schlingpflanze Ipomoea Schiedeana, Ham. überdeckt, deren Blumen so groß (4—5″ im Durchmesser) und so dicht neben einander sind, daß die ganze Pflanze ein blauer Streifen zu sein scheint; deshalb heißt sie in der Volkssprache Manto de la Virgen, Muttergottesmantel. Eine andre hiesige Pflanze von großer Schönheit, die Noche buena oder Catalina der Mexikaner (Poincettia pulcherrima), ist gegenwärtig in Europa häufig. Ein Extract der Deckblätter giebt mit Kalkwasser vermischt eine vortreffliche Scharlachfarbe.

Von Santa Lucia ging ich nach Ocotes — einem Orte, dessen Name von Ocote herkommt, einer Fichte, von welcher Pech gewonnen wird — und erreichte am 1. December den Rancho Guadelupe, welcher etwa 6000 Fuß über dem Meere liegt. Eichen und zapfentragende Bäume machen den größten Theil der Vegetation aus. Während des Aufsteigens zum Gipfel der Sierra war die Temperatur allmälig gefallen, ohne indeß den Gefrierpunkt zu erreichen. Bei weiterem Fortschreiten nahm alles einen winterlichen Charakter an und ich überzeugte mich, daß meine beste Ernbte vorüber sei. Bei 8000 Fuß verschwand die immergrüne Eiche und die Fichte blieb der einzige Baum. Von Kräutern blieben nur noch braune Blätter; die kleinen Bäche, welche in niedrigerer Erhebung die Waldpartien belebten, waren ein bis zwei Zoll dick mit Eis bedeckt. Die Nächte brachten eine bittere Kälte; umsonst versuchte ich einige Stunden zu schlafen; es war selbst dicht am Feuer unmöglich.

Die Ansiedlungen in der Sierra Madre sind gering an Zahl und vermöge der Trägheit der Bewohner schlecht mit den Bequemlichkeiten des Lebens versehen. Mais, Bohnen und Chili (Capsicum sp.) ist alles, was der Reisende bekommen kann. Von Mais werden kleine Kuchen gebacken, Tortillas oder Gordas de maiz mit Namen, auf deren Bereitung die Frauen beinahe ganze Tage verbringen. In der That nimmt die Zubereitung so viel Zeit weg, daß in Städten und auf größeren Besitzungen die reicheren Leute eine Tortillera halten, eine Person, welche nichts thut als solche Kuchen machen. Bohnen dürfen das Nationalgericht von Mexiko genannt werden; sie beschließen jede Mahlzeit bei Arm und Reich und ohne dieselben würde dem Mexikaner etwas an einem guten Mahle fehlen, wie dem Hawaiianer ohne seinen Poi und dem Indianer ohne sein Allerlei. Es wird jedoch nur eine einzige Art gegessen; dieselbe ist braun und heißt bei den Aztecs Yetl, bei den neueren Mexikanern Frijol, bei den Botanikern Phaseolus Hernandezii. Das Essen von Tortillas und Bohnen, mit Chili gewürzt, war schon vor der Eroberung von Mexiko gebräuchlich und ist wahrscheinlich uralt. — Wenn man sich der Westküste nähert, werden Lebensmittel häufiger; nur gerade bei Mazatlan, wo immer nach frischem Gemüse starke Nachfrage Seitens der Schiffe, welche daselbst einsprechen, gehalten wird und stets ein beachtenswerther Preis dafür zu erlangen wäre, sind die Leute zu träge, um Feldbau zu treiben. Nur etwas Bataten, Bananen, Kohl und Tomaten sind zu haben. Verdolaga (Portulaca oleracea) wächst wild in der Gegend und wird grün auf den Tisch gebracht. Etwas mehr Früchte und Gemüse

erzeugt San Blas, doch steht es weit hinter Panama oder Guayaquil zurück.

Ich setzte meine Reise über große Ebenen fort und berührte Cayotes, El Salto, Llano Grande, Navios, Los Miembres und Rio Chico, sämmtlich elende Hütten. Der Weg über diese Hochebenen ist im Winter nicht ohne Gefahr. Der immer azurblaue Himmel bezieht sich unversehens mit Wolken, Schnee beginnt zu fallen, und der Reisende sieht sich auf der Straße abgeschnitten. Liegt eine Hütte in der Nähe, so mag er sich retten, wo nicht — und es ist nur zu oft der Fall, da zwanzig bis dreißig Meilen zwischen den menschlichen Wohnungen liegen — so ist er mit seinen Thieren den größten Beschwerden preisgegeben. Es möchte noch angehen, wenn dies die einzige Noth wäre; aber fast auf jeder Meile sieht der Wanderer einen oder mehrere Steinhaufen, auf deren Spitze hölzerne Kreuze stehen: es sind Denksteine, deren jeglicher den Platz bezeichnet, wo Menschen von Räubern erschlagen worden. An einigen Stellen sind sie so zahlreich, daß der Platz einem Begräbnißplatze gleicht. In anderen Gegenden freuen sich die Leute, sich auf einsamer Straße zu begegnen — „Similis simili gaudet“; aber hier spähet einer den andern geradezu aus, sie berechnen ihre Stärke, sie bereiten sich gegen einen Angriff vor. Schweigend kommen sie näher, messen einander mit argwöhnischen Augen, bis beide den üblichen Gruß äußern und jeder nach seiner Richtung abzieht. Es ist ein trauriges Leben, wenn man jeden seiner Nebenmenschen mit Mißtrauen beobachten muß und keinen Schritt ohne den Schutz der Waffen vornehmen darf.

Bei meiner Ankunft in Durango luden mich mehrere fremde Residenten ein, bei ihnen zu bleiben. An Herrn

Washington Kerr, einen amerikanischen Kaufmann, hatte ich einen Empfehlungsbrief des britischen Viceconsuls Talbot zu Mazatlan. Er war der Erste gewesen, der mich einlud, so nahm ich meinen Aufenthalt in seinem Hause. Ich kann die mir von ihm wie von anderen Fremden erwiesene Gastfreundlichkeit nicht zu viel rühmen. Sie behandelten mich mit der größten Aufmerksamkeit und immer werde ich mich mit dem Gefühle der Dankbarkeit ihrer liebevollen Theilnahme erinnern. Während meines kurzen Aufenthalts machte ich die Bekanntschaft dreier Personen, die mir von mehr als gewöhnlichem Interesse waren. Die erste war eine Nichte Bolivar's, eine vollendete Dame, welche fünf europäische Sprachen mit der größten Geläufigkeit sprach, und gegenwärtig an einen deutschen Kaufmann, Herrn Lehmann, verheirathet ist. Der zweite war ein Abkömmling Montezuma's, des Kaisers von Mexiko, der deshalb von den Einwohnern El Emperador genannt zu werden pflegte, und einen Posten an der Münze bekleidete. Ich glaubte in seinem Gesichte eine gewisse Aehnlichkeit mit den Zügen zu entdecken, welche das Antlitz seines großen Ahnen ausgezeichnet haben sollen. Zum dritten nenne ich Don F. Ramirez, den Historiker, welcher Prescott's vortreffliche „Geschichte der Eroberung von Mexiko" ins Spanische übersetzt und dieselbe mit einem Bande Anmerkungen und Zusätze bereichert hat. Ramirez besitzt eine tiefe Kenntniß der Aztec-Zeichenschriften und denkt eine Darstellung der Urgeschichte der Anahuac-Stämme, ihres Ursprungs, ihrer Wanderungen und der endlichen Niederlassung auf den Ebenen von Mexiko herauszugeben. Er hat eine sehr bedeutende Büchersammlung, die jedes Buch enthält, das den entferntesten Bezug auf sein Lieblingsstudium hat, von dem umfang-

reichen Werke des Lord Kingsborough bis zum kleinsten Pamphlet.

Die Stadt Durango liegt in einer weiten Ebene etwa 6000 Fuß über dem Meeresspiegel, und ist in regelmäßigen Vierecken erbauet. Sie wird zuweilen Ciudad de los Alacranes genannt, weil sie besonders in den Sommermonaten von Skorpionen heimgesucht wird, die für sehr giftig gehalten werden und den Tod vieler Leute verursacht haben sollen. Dieselben sind so überhäuft, daß die Regierung sich genöthigt gesehen hat, einen Preis auf ihre Vertilgung zu setzen. Ob wirklich ein einzelner Biß zu Durango lebensgefährlich ist, habe ich nicht mit Zuverlässigkeit ermitteln können; allein mich versicherte ein Herr, dem ich Glauben beimessen darf, daß er einen Knaben von mehreren Bissen habe sterben sehen. Der Knabe hatte Skorpionen in eine Flasche gesammelt und dieselbe unter sein Gewand, auf der Brust verborgen. Er mischte sich darauf ins Spiel mit anderen Knaben, fiel und zerbrach die Flasche. Die Skorpionen fielen sogleich über die nackte Brust her und spritzten ihr Gift ein. Der arme Knabe verschied am folgenden Tage.

Die Häuser haben etwas vom maurischen Styl, schöne Colonnaden, Bögen und Hofräume. Die letzteren sind meistens mit Apfelsinen- und Granatbäumen bepflanzt und dienen gelegentlich auch zu Ballräumen, in welchem Falle sie überzogen und mit Teppichen belegt werden. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die Kirchen und Klöster die schönsten. Es ist auch ein Theater vorhanden, das sich jedoch in schlechtem Zustande befindet, und eine Plaza de Toros, wo fast jeden Sonntag Nachmittag Stiergefechte gehalten werden. Die Hauptpromenade ist die Alameda, ein mit Pappeln, Wei-

den, Eschen und Rosen bepflanzter und mit zahlreichen Steinbänken versehener Platz; derselbe wird in schönster Ordnung gehalten und Nachmittags, namentlich Sonntags, hält es alle Welt, Reich und Arm, für eine Nothwendigkeit, hierher zu gehen, sei es zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen.

Das Klima ist wie in dem größten Theile des mexikanischen Hochlandes, trocken, aber angenehm. Uebermäßige Hitze oder Kälte kennt man nicht. Gegen Ende Februar hören die Nachtfröste auf und der Frühling beginnt. Pappeln und Weiden treiben grün, Pfirsiche und Aprikosen entfalten ihre Blüthen. Aber die Wärme ist nicht vermögend, die gesammte Natur zu erwecken, obgleich sie während der Monate April und Mai stark zunimmt. Die Felder bleiben dürr, bis Ausgangs Mai oder Anfangs Juni belebende Regen eintreten, die bis in die erste Septemberwoche dauern. Nach wenigen Tagen ist alles lebendig geworden und die Vegetation schreitet mit außerordentlicher Raschheit fort. Der Winter ist nicht streng; im October beginnen die Nachtfröste; Schnee fällt selten und bleibt nie lange liegen.

Die Umgegend von Durango ist dürr und dünn bewaldet; sie weis't nur sieben Species einheimischer Bäume auf, nämlich: eine Weide, eine Acacie, eine Prosopis, einen Crataegus, Taxodium distichum, Casimiroa edulis und Yucca aloifolia. Diese bilden mit etlichen Sträuchern Acanthaceae, Compositae, Scrophularineae und Cacteae und den überall herrschenden Agaven den Hauptbestandtheil der Flora. Die runden Cacteae, von den Eingeborenen Visnagas geheißen, werden stark zur Bereitung eines Backwerks benutzt, das in den Straßen der Stadt unter dem Namen Dulce de visnagas feil geboten wird. Ungefähr eine Meile nörd-

lich von der Stadt liegt der Cerro de Mercado, ein eisenhaltiger Berg, den Opuntias bedecken.

Die Gärtnerei steht in der Stadt Durango auf niedriger Stufe. Von Kunst kann durchaus keine Rede sein. Die ganze Pflege, welche man auf Früchte und Gemüse verwendet, besteht darin, daß der Boden etwas aufgelockert, bepflanzt und bewässet wird. Obgleich unter solchen Umständen viele der europäischen Nutzpflanzen nicht gedeihen, so wachsen jedoch andere sehr üppig.

Die verschiedenen Kohlarten erreichen einen hohen Grad von Vollkommenheit. Der braune, weiße, rothe und Savoyer Kohl sind ausgezeichnet, alle werden aber übertroffen von dem Blumenkohl. Köpfe des letzteren von zwei Fuß im Durchmesser, von denen ein einziger eine Eselsladung ausmacht, sind keineswegs ungewöhnlich. Die Mexikaner ziehen ihn nicht aus Samen, sondern pflanzen ihn durch Stecklinge fort, welche von den wieder austreibenden Strünken gewonnen werden und zwei Jahre gebrauchen, um auszuwachsen. Der aus europäischen Samen gezogene Blumenkohl erreicht nie diese Größe, daher die Ausbildung weniger klimatischen Verhältnissen, als der Fortpflanzungsmethode zugeschrieben werden muß. Kohlrabi, Lattich, Rüben, Steckrüben, Gurken und Melonen werden mit Erfolg angebaut. Erbsen kann man das ganze Jahr hindurch haben. Vom Spargel ißt man nur das aufgeschossene grüne Kraut, die noch weißen Sprößlinge führen den Namen Asparago de los estranjeros (Spargel der Fremden), da dies Gemüse in solchem Zustande zu essen durch Europäer bekannt wurde. Kartoffeln kommen vortrefflich fort.

Von Schalenobst hat man Aepfel, Birnen und Quitten.

Die Aepfel, obgleich sie reichlich tragen, entbehren des Wohlgeschmackes, welcher sie im nördlichen Europa auszeichnet. Birnen sind ziemlich gut, auch läßt sich dieses von der Quitte sagen, einer Frucht, die sehr viel zu „Dulce“ benutzt wird. Unter dem Kernobst sind es vorzugsweise die Pfirsiche, von denen man viele Spielarten zieht und durch ein üppiges Gedeihen derselben belohnt wird. Pflaumen und Zwetschen sind ebenfalls häufig. Kirschen hat man bis jetzt noch nicht eingeführt; eben so verhält es sich mit der echten Kastanie, welcher das Klima gewiß zusagen würde. Erdbeeren wachsen vortrefflich und tragen reichlich Früchte. Ueber das Gedeihen der Himbeeren, welche erst kürzlich eingeführt sind, läßt sich noch nicht entscheiden.

Von einer Stadt, in welcher der Anbau von Nutzpflanzen noch auf so niedriger Stufe steht, ist es kaum zu erwarten, daß die ästhetische Gärtnerei sich einer höheren Ausbildung zu erfreuen habe. Es ist keineswegs zu verkennen, daß die Einwohner Durango's Gefallen an Blumen finden, wenngleich ihnen der feinere Geschmack für dieselben abgesprochen werden muß. Die Höfe der Häuser sind mit Apfelsinen, Chirimoya und Granatbäumen bepflanzt, in den Gallerien erblickt man Töpfe, in denen Rosen, chinesische Chrysanthemen, Levkojen, Pelargonien und Agapanthen gezogen werden. Doch hierauf scheint sich die ästhetische Gärtnerei zu beschränken. Eigentliche Blumen- und Lustgärten im europäischen Sinne des Wortes kennt man nicht. Außerhalb der Stadt befinden sich einige Alleen aus Pappeln, Weiden und Eschen, in denen Rosengebüsche und Sitze für die Spaziergänger angebracht sind. Einige der ansässigen Fremden besitzen niedliche Blumenanlagen, doch selbst diese Schöpfungen erheben sich nicht über

den Rang der Hausgärten. Besondere Erwähnung verdient der Garten des Dr. Kegel, der am westlichen Ende der Stadt gelegen und deshalb wichtig ist, weil aus demselben eine Menge von Nutzpflanzen, welche dieser eifrige Gartenfreund aus Europa kommen ließ, verbreitet worden sind. Eine Anzahl von Früchten und Gemüsen, die jetzt die Tafel der Mexikaner schmücken, wurden durch Dr. Kegel eingeführt; auch war er der Erste, welcher in diesem Theile der mexikanischen Republik ein Orchideenhaus erbaute.

Die vorzüglichsten einheimischen Früchte sind: der Tejocote, oder Texocotl (Crataegus Mexicana, DC.) und der Zapote blanco (Casimiroa edulis, Ll. et Lex.), eine Aurantiacea. Letzterer ist ein Baum, der einen merkwürdigen Trieb hat, sich den verschiedenen klimatischen Verhältnissen anzubequemen. Er wächst von der Küste bis zu einer Erhebung von 7000 Fuß und bringt überall die reichlichste Menge köstlicher Früchte hervor. Er war den Azteces wohl bekannt; sie nannten ihn Iztactzapotl und auch Cochitzapotl. Der erstere Name besteht aus den Wörtern iztac, weiß, und tzapotl, Sapote. Tzapotl, wovon die spanische Benennung Zapote (Sapote) gemacht ist, bedeutet eine saftige Frucht mit großen harten Samenkernen, wie z. B. die von Lucuma, Anona, Achras u. s. w., ein Wort, wofür unsere botanische Kunstsprache bis jetzt noch keinen völlig bezeichnenden Ausdruck hat. Der andere Name, Cochitzapotl, kommt von Cochi, schläfrig machen, und tzapotl, Sapote, weil die genossene Frucht einschläfert*).

*) Hernandes, in seiner Historia Plantarum, Lib. II. Cap. 142 (Ausgabe Madrid 1790) giebt einen trefflichen Bericht über diesen Baum, seine ökonomische und medicinische Brauchbarkeit.

Mein Plan war ursprünglich Chihuahua zu besuchen. Die hauptsächlichste Veranlassung, die mich zur Abänderung desselben bestimmte, war die Jahreszeit. Ich hatte den verheerenden Einfluß des Winters auf die Pflanzen in den Hochlanden gesehen und mußte mich deshalb so viel als möglich von weiterm Vordringen nach Norden enthalten. Ein anderer Grund war die große Gefahr, welche Jedermann läuft, der sich nach Chihuahua begiebt. Die Fluth der Civilisation dringt von Norden und Osten hart heran und treibt die Indianer alle in die Spitze, welche die Staaten Chihuahua, Sonora und Durango bilden. Die Mexikaner, zum Widerstande zu schwach, sind beständig im Weichen. Auf diese Weise sind in den letzten wenigen Jahren die oben genannten Staaten entvölkert und ruinirt. Die Wilden verschonen Niemand; jeder weiße Mann, der in ihre Hände fällt, stirbt eines grausamen Todes. So groß ist der Schrecken, den sie einflößen, und so verwegen ihr Muth, daß sie in die Straßen Durango's — eines Orts von 22,000 Einwohnern — nach allen Seiten hin raubend und mordend eindrangen. Die mexikanische Regierung verkennt die Gefahr nicht. Sie hat mehrere Guerillasbanden gebildet, welche aus Nordamerikanern und anderen Ausländern bestehen; diese greifen die Cumanchen an und erhalten für jeden eingebrachten Kopf 200 Doll. Allein die Indianer sind so zahlreich, daß diese schreckliche Maßregel bis jetzt wenig Erfolg gehabt hat.

Ich wählte nun eine südwestliche Richtung, die Straße von Tepic. Am 2. Januar 1850 verließ ich Durango. Am 5ten erreichte ich Mesquital, ein ansehnliches Dorf, dessen Name die Beschäftigung der Bewohner, Bereitung des Mesquitalgetränks aus den Agaven, anzeigt. Beim Weitergehen

überschritt ich den Fluß Mesquital, dessen Ufer von den riesigen Bäumen des Taxodium distichum beschattet waren. Dieser Baum — spanisch Sabino, in Aztec Ahoehoetl — wächst beständig in der Nähe von Buchen, gleich dem Cedro de la Sierra (Chamaecyparis thurifera, Endl.). Oft erfüllte es mich mit Freude, wenn nach langem, vergeblichen Suchen nach Wasser die Wipfel einiger Sabinos sich zeigten: ich fand jedesmal was ich begehrte. Bis Mesquital waren viele große Landgüter; jenseit desselben öffnete sich eine traurige Gegend. Weder Häuser, noch Menschen: die Straßen gebirgig und kaum zu erkennen; denn nur wenige Indianer ziehen über dieselbe, da die Hauptverbindung zwischen Durango und Tepic über Guadalajara führt. Ich sammelte aber eine gute Menge Pflanzen, denn die Vegetation hatte nicht so sehr vom Frost gelitten, wie in dem Theile von Sierra Madre, durch welchen ich auf dem Herwege von Mazatlan gekommen war.

Am 12. Januar kam ich zu dem Dorfe Santa Teresa, zwei Tagereisen von Tepic. Dieses Dorf ist von Eichen- und Fichtenwäldern umgeben und wird von den Coras bewohnt, einem Indianerstamme, den die Jesuiten im vorigen Jahrhundert zum Christenthume bekehrt haben. Es gab nur drei Personen im Orte, die Spanisch sprachen, alle übrigen redeten ihre eigene Sprache. Die Bewohner schienen wackere Leute zu sein, die ich fast beleidigte, weil ich im Zelte schlief und nicht zu ihren Häusern kam. Sie versuchten mehrere Male mir zu verstehen zu geben, daß sie nicht wie die Apachen wären und keine Gemeinschaft mit den Comanchen hätten.

Ich blieb fünf Tage in Santa Teresa, ging bis auf eine Tagereise von Tepic und kehrte dann nach Durango zurück,

um eine andere Richtung zu nehmen, die mich nach einem Orte führte, der Guajolote hieß. Die Indianer von Guajolote und der Cora-Stamm überhaupt kochen und essen die Blumen von Yucca aloifolia und verschiedenen Agaven. Welch wunderbares Gewächs ist doch die Agave! Kein Theilchen von ihr, das nicht auf die eine oder andere Weise benutzt würde. Im Ecuador fand ich die schwammige Substanz des Blüthenstiels als Zunder benutzt, und die grünen Blätter in allen Schulen als Papier. Bei den Aztecs bestand eine Strafe darin, daß die dornigen Spitzen der Blätter in die Haut gedrückt wurden, wie man aus ihren bildlichen Schriften ersieht.

In Durango machte ich die Bekanntschaft des berühmten Pianisten und Componisten Herz, der eine Künstlerreise durch Mexiko gemacht hatte und sich auf dem Wege nach Californien befand. Er war in jeder Stadt, die er berührt, mit Auszeichnung empfangen — ein Fürst hätte keine größere Ehre erfahren können. Er hatte eine „Marcha nacional“ für die Mexikaner componirt, welche so volksthümlich wurde, daß die Regierung ihn ersuchte, auch eine Nationalhymne zu componiren. Er nahm die Aufforderung an, aber es währte lange, ehe er taugliche Worte bekommen konnte. Eine Fluth von Gedichten war eingesandt, ohne daß eines den Componisten begeistern konnte. Endlich schrieb ein junger Engländer, welcher in Mexiko lebte, die gewünschten Zeilen, die schnell in Musik gesetzt waren.

Da Herr Herz hörte, daß ich nach Mazatlan gehen würde, bat er um die Erlaubniß mich zu begleiten. Ich war sehr erfreuet, diese Begleitung zu erhalten, denn die Straße nach der Westküste machten die Comanchen unsicher, welche

erst kürzlich mehrere Rancheros getödtet hatten. Wir verließen Durango am 13. Februar. Verschiedene Plätze, durch die der Weg führte, waren entweder von den wilden Indianern niedergebrannt oder verlassen. Dem Himmel Dank, wir stießen auf keine Wilde. Am 22. Februar langten wir wohlbehalten in Mazatlan an, wo wir gastfreundlich von dem Hause Lomer, Melcher u. Comp. aufgenommen wurden.

Capitel XI.

Abreise von Mazatlan. — Dritte Reise in die Polargegend. — Honolulu. — Aleutianische Inseln. — Kotzebue-Sund. — Cap Lisburne. — Ankunft des „Investigator“. — Norton-Sund. — Grantley-Hafen. — Die „Entreprise“. — Der Herald kehrt nach den Sandwich-Inseln zurück.

Der Herald verließ Mazatlan am 4. April 1850, bekam am 20sten desselben Monats die Insel Clarion in Sicht und warf am 16. Mai Anker im inneren Hafen von Honolulu, Oahu. Er blieb funfzehn Tage in dem Hafen, um Vorkehrungen für die dritte Reise nach dem Nordpol zu machen und die Ankunft der britischen Schiffe „Entreprise“ und „Investigator“ abzuwarten, welche nach ihrer Rückkehr von der Ostseite des polarischen Amerika, von England unter dem Commando des Capitains Collinson und Commandeurs M'Clure abgeschickt waren, um die Nachforschungen nach Sir John Franklin's Expediton an der Westseite festzusetzen. Da aber am 24. Mai die nöthigen Zurüstungen beendet und die erwarteten Schiffe nicht eingetroffen waren, so verließ der Herald die Sandwich-Inseln und machte eine vortreffliche Passage nach den Aleutianischen Inseln, wo wir für manche Tage einen frischen N. N. O.-Wind und vielen Regen antrafen.

Die Küste von Kamtschatka (23. Juni) fanden wir mit Schnee bedeckt; allen Anzeichen nach war hier ein strenger

Winter gewesen. Wir passirten östlich die Behringsinsel, begünstigt von einem südlichen Winde mit hellem Wetter, der uns bis 10. Juli nach St. Lorenz-Insel brachte. In der Bai von Anadyr sprachen wir einen Wallfischjäger, „die Amerika“ von New-Bedford, und hörten, daß gegen 200 Segel in dieser See und jenseit der Behringsstraße wären. Wir ließen St. Lorenz westlich, fanden Winde von N. W. zu N. N. O. und passirten, eine seltene Begegnung, die Behringsstraße bei mildem und herrlich klarem Wetter. Wir konnten auf einen Blick Asien, Amerika und die Diomedia-Inseln erblicken, die sämmtlich frei von Schnee waren, die nie thauenden tiefen Stellen der Thäler ausgenommen. Wir hielten dicht unter dem Ostcap, wo wir die Küste vollkommen frei vom Eise fanden. Einige Baidars sprachen uns an; sie wußten, daß der Plover in Kotzebue-Sund überwintert hatte und nannten Commandeur Moore's Namen, den sie kennen gelernt, als derselbe 1848 auf asiatischer Seite überwinterte.

Bei der Einfahrt in Kotzebue-Sund bemerkten wir an Cap Krusenstern eine ausgedehnte Eismasse und fanden den Sund selbst ganz mit gewaltigen Schollen angefüllt. Hierdurch wurde unsere Fahrt so erschwert, daß wir gegen Mitternacht umkehren mußten, da wir kein offenes Wasser fanden. Die große Eismasse schien von der Küste auszulaufen. Da wir Chamisso-Insel in Sicht hatten und uns innerhalb 12 Meilen von der Rhede befanden, so feuerten wir eine Kanone ab, in der Hoffnung, daß der Plover es vernähme. Am nächsten Morgen sendete Capitain Kellett, dicht am Eisrande weg und in einer Entfernung von 25 Meilen von Chamisso-Insel, einen Kutter mit dem Oberlieutenant R. Maguire ab,

daß er versuche, den Plover zu sprechen. Der Kutter passirte eine Strecke von fünf Meilen zwischen Eisschollen, die es ihm zuweilen unmöglich machten, seinen Weg zu erkennen, und kam dann in offene See bei Chamisso-Insel, wo der Plover bereit lag abzusegeln, sobald es das Eis erlaubte.

Glücklicher Weise blieb das Wetter schön. Wenn es nebelig geworden und der Wind südwestlich gewesen wäre, so hätten wir uns zurückziehen müssen und wären wahrscheinlich selbst in schwierige Lage gerathen. Wir hatten nimmer an die Möglichkeit geglaubt, so spät im Sommer noch Eis im Sunde anzutreffen. Es war indessen windstill, so genossen wir das Schauspiel, die großen Eisfelder aufbrechen und ihrem mächtigen Gegner erliegen zu sehen: die Temperatur des Wassers war 50° und die der Luft 60° Fahr. Späterhin erhob sich ein frischer N. W.-Wind, mit dem der Herald sich in die Einfahrt des Sundes machte (16. Juli, 6 Uhr früh). Da kein Eis in Sicht war, so fuhren wir gegen Chamisso-Insel, um unser Boot aufzunehmen, und so nahe als das Eis erlaubte, Anker zu werfen. Zu unserm Erstaunen war die ungeheure Eismasse, die uns vor dreißig Stunden den Weg ganz und gar versperrte, völlig verschwunden und die ganze ersehbare Küste rein von Schnee.

Wir fanden den Plover bereits außen; er hatte am Abende der Ankunft unseres Bootes gelichtet und folgte uns auf die Rhede von Chamisso-Insel. Mit Freude hörten wir, daß Officiere und Mannschaft bei guter Gesundheit waren, obgleich der Winter ernstliche Befürchtungen erregt hatte, weil sich Symptome von Scorbut geäußert. Beim Aufbrechen des Eises hatte der Plover manche Gefahr bestanden und einmal war die Besorgniß ernstlichen Mißgeschicks so groß gewesen,

daß Vorräthe ans Land geschafft wurden. Die Officiere waren häufig ins Innere beordert und hatten unsere geographische Kenntniß der Gegend bereichert.

Capitain Kellett empfing vom Commandeur Moore zwei Mittheilungen: nämlich die Eskimo-Nachrichten über den Aufenthalt einer Anzahl weißer Männer im Norden (in der Nähe von Barrowspitze, wie vermuthet wurde), die er von Eingeborenen von Hotham-Bucht erhalten hatte; und ein Gesuch um die Erlaubniß, den Grund dieser Gerüchte zu erforschen. Der Plover wurde mit den Vorräthen, deren er benöthigt war, versehen und unverzüglich von Capitain Kellett zu diesem Ende abgesandt, da derselbe befürchtete, es möge Commandeur Pullen mit seinen Leuten sein, welche den Winter an der Küste zubringen müssen; denn die Eingeborenen berichteten, daß die erwähnte Gesellschaft sich nach Süden wenden wollte, da sie sich nach dem Wege dahin erkundigt habe.

Am 21. Juli verließ der Herald Kotzebue-Sund und wandte sich nördlich; am 24sten wurden zwei Boote nach Cap Lisburne gesandt, um ein Wahrzeichen zu errichten und Informationen für Capitain Collinson einzugraben. Dieses Vorgebirge und das Hoffnungsvorgebirge waren als die Punkte angenommen, wo man sich treffen wollte. Hierauf steuerten wir mit N. O.-Wind nach Norden und sahen hochgepacktes Eis am Mittage des 26sten unter 70° 18′ N. B. und 167° 48′ W. L., 50 Meilen südlicher als wir es 1849 angetroffen. Oestlich fahrend sahen wir es von neuem am 29sten unter 71° 19′ N. B. und 162° 57′ W. L., und zum dritten Male 20 Meilen von Wainwright-Bucht. Nachdem wir die Lage des Eises festgestellt, wandten wir uns

nach Cap Lisburne, um auf Capitain Collinson's Expedition zu treffen, wobei wir auf unserer südlichen Fahrt die drei Verbindungspunkte des Plover passirten, ohne denselben zu sehen. Am 31. Juli begegneten wir (Cap Lisburne 50 Meilen südwärts und 12 Meilen östlich) dem britischen Schiffe „Investigator". Derselbe hatte eine überraschende Ueberfahrt gemacht; in 26 Tagen war er von Oahu gekommen; er hatte diese Insel am 4. Juli verlassen, die Sandwichs-Inseln am 5ten überschritten, die Aleutianische Gruppe durch die Straße von Amoutka am 20sten passirt, die Behringsstraße am 27sten, sah den Plover am 29sten und den Herald am 31sten. Er steuerte in gerader Linie und hatte auf der ganzen Fahrt günstigen Wind.

Vom Commandeur M'Clure erfuhren wir, daß Pullen am Mackenzie-Flusse angekommen und mit einer neuen Expedition beauftragt war. Dem Commandeur M'Clure fehlten drei Mann an seiner Mannschaft; wir füllten die Lücke mit Freiwilligen von unserm Schiff aus, das lauter gesunde, ordentliche Leute besaß. Capitain Kellett wollte dem „Investigator" von unseren Vorräthen geben; allein derselbe war vollständig versehen. Da frische Gemüse an Bord waren und das letzte Rind einige Tage zuvor geschlachtet worden, so zeigten die Leute Gesundheit und frischen Muth. „Ich ging auf das Schiff", sagte Capitain Kellett, „und wurde sehr von der Bequemlichkeit und Sauberkeit desselben erfreuet; jedes Ding stand an seinem Platze. Commandeur M'Clure sprach nicht viel von den Eigenschaften eines guten Seglers, sondern rühmte vor allem die Fähigkeit seines Schiffs, im Eise zu fahren. Er schied von mir um Mitternacht bei einem strengen N. O. Winde; er konnte unter jedem Winde laufen,

und war am 5ten unter 70° 44′ N. B. und 159° 52′ W. L. bei dem Plover in Sicht, mit einem strengen S. W. Winde nordwärts steuernd. Die beiden Schiffe konnten nur durch Nummern-Austausch verkehren.“

Wir fuhren fort, bei Cap Lisburne zu kreuzen, in der Hoffnung, täglich die „Entreprise“ zu sehen. Am 13. August legte sich der Plover in Sicht. Commandeur Moore waren die Beine so geschwollen, daß er nur mit Mühe an Bord des Herald kriechen konnte.

Daß er sich nicht sogleich bestimmen ließ, eine andere Boot-Expedition nach dem Mackenzie-Flusse zu senden, um den oben erwähnten Mittheilungen nachzuforschen, hatte darin seinen Grund, daß Capitain Kellett der Ansicht war, jene Berichte der Eingeborenen wären, durch den Wunsch aller Personen, Nachrichten zu erhalten, übertrieben worden; die Eingeborenen wären gewahr geworden, daß den Fremden daran liege möglichst ausführliche Mittheilungen über diesen Gegenstand zu erhalten. Die Eskimos sind schlau und die Annahme lag nicht fern, daß ihre Gewinnsucht sich jener Andeutungen bemächtigte, um Geschichten zu erfinden. Erst nachdem der Commandeur Moore dem Häuptling vom Hotham-Bucht-Stamme den Zweck der Ueberwinterung des Plovers in dem Eismeere mitgetheilt hatte, lief die Mehrzahl der Mittheilungen ein; nur eine einzige, auf die ihrer Zeit wenig Gewicht gelegt wurde, war vorher empfangen. Jedes amerikanische Schiff, welches die Straßen passirte, wurde mit Berichten über die vermißte Expedition überhäuft, so daß die ganze, damals den Schiffen zugängige Küstenstrecke über und über von Eskimo-Berichten lebte.

Bei Wainwright-Bucht erkundigte sich Commandeur

Moore nach den vermißten Schiffen. Man wußte nichts davon. Aber die Eingeborenen folgten ihm längs der Küste und hatten bei Barrowspitze die Geschichte fertig. Nach der Beschreibung, die eine Frau in Kotzebue-Sund gab, mußte der Kopak, wovon die Eskimos sprechen, entweder das Hoffnungs-Vorgebirge, oder Wainwright-Bucht, oder Barrowspitze sein. Alle diese Punkte wurden im laufenden Sommer untersucht. Die Eingeborenen von Barrowspitze sagten dem Commandeur Moore, daß sie weder Schiffe noch Spuren gesehen, wohl aber die Geschichte von Eingeborenen vernommen hätten, welche vom Kopak kämen und mit denen sie Tauschhandel an einem Platze trieben, der zehn Schläfe oder Tagreisen (jede 20 bis 30 Meilen) von Barrowspitze entlegen sei. Hieraus nahm Commandeur Moore ab, daß der Kopak etwas westlich vom Mackenzie liegen müsse; da aber alle diese Mittheilungen sich auf den Herbst 1848 bezogen, so hätte Commandeur Pullen 1849 auf Spuren treffen müssen.

Die Admiralität hatte verordnet, wenn kein paßlicher Ort südlich von Wainwright-Bucht — wo in diesem Jahre nur acht Fuß Wasser gefunden wurde — anzutreffen sei, so sollte der Plover in dem Kotzebue-Sund stationirt werden. Allein Commandeur Moore erklärte, daß er daselbst „nicht ohne gewisse Aussicht auf Vernichtung überwintern könne.“ Capitain Kellett beorderte den Plover darauf nach Grantley-Hafen, dem einzigen Platze südlich von der Straße, wo derselbe als ein Depot von Nutzen sein konnte.

Nach der Abfertigung des Plover, 15. August, fuhren wir fort, bei Cap Lisburne zu kreuzen, wo neue Mittheilungen für Capitain Collinson eingegraben wurden. Die Eingeborenen hatten die erstere Niederlage weggenommen, allein

wir wußten, daß sie bei der Ankunft eines andern Schiffes die Papiere vorzeigen würden. Sie sind nämlich jetzt dem Werthe des Papieres auf die Spur gekommen und suchen sehr in Besitz desselben zu gelangen, gleichviel ob es beschrieben ist oder nicht.

Am 25sten landeten wir beim Hoffnungs-Vorgebirge und fanden die Flasche unberührt, welche der Plover bei seiner Fahrt gen Norden hier eingegraben hatte. Wir errichteten ein deutlicheres Wahrzeichen und vergruben eine Flasche mit ferneren Instructionen. Da wir fest überzeugt waren, daß die „Entreprise“ passirt sei, so setzten wir bei flauem nördlichen Winde Segel für die Behringsstraße bei, um nach Michaelowski, Norton-Sund, zu gehen und den Berichten weiter nachzuforschen, welche Pim im verwichenen Winter von dort mitgebracht hatte.

Am 27. August sprachen wir, 30 Meilen vom Ostcap, mit dem amerikanischen Wallfischfahrer „Margaret Scott“, von New-Bedfort; derselbe hatte volle Ladung und steuerte südwärts. Wir sandten unsern Schiffswundarzt W. Billings an Bord, um die Kranken desselben zu besuchen. Wir passirten die Behringsstraße bei mäßigem Winde, wurden am nächsten Abende, 10 Meilen von Sledge-Insel, von Windstille befallen, und erreichten Egg-Insel (Michaelowski) am Morgen des 31sten. Da es windstill war, so verließ der Capitain, von den Herren Woodward, Pim und mir begleitet, das Schiff in einem Kutter.

Bei unserer Ankunft an der Redoute vernahmen wir zu unserm großen Leidwesen, daß der Befehlshaber und der nächste Obere nach ihm, von denen Pim seine Nachrichten bekommen, nach Sitka versetzt wären, und alle Papiere und

Briefe mitgenommen hätten. Der gegenwärtige Befehlshaber war mit der Gegend unbekannt. Auf unsere Frage, was er von den Nachrichten wisse, die sein Vorgänger mitgetheilt hätte, versetzte er, daß er ganz unbekannt damit sei; er wisse nichts davon, daß sich weiße Männer im Lande befänden; keiner von ihren Leuten sei im vorigen Jahre getödtet; kurz, Gusef, sein Vorgänger, habe ihn ohne jede desfallsige Mittheilung gelassen. Wir fragten unsern alten Dolmetscher, welcher Pim's Vermittler gewesen war; er entgegnete, Gusef habe gleich nach Pim's Abreise einen Brief vom Derabin erhalten, ob aber etwas Besonderes darin gestanden, könne er nicht sagen. Als wir nach der doppelläufigen Flinte fragten, die von Indianern eingetauscht sein sollte, erwiderte er, er kenne einen Indianer, welcher eine solche nebst etlichen Kleidern gesehen habe.

Bei unserm ersten Besuche dieses Platzes, 1848, hatte uns derselbe Dolmetscher ein Gerücht mitgetheilt, daß sechs weiße Männer im Innern wären. Bei den Eskimos von Kotzebue-Sund ging in demselben Jahre ein gleiches Gerücht. Wir konnten dies nicht anders erklären, als daß es von den Russen veranlaßt sei, welche glauben mußten, daß Jemand in der Nähe Pelze aufkaufe, weil die ihnen jährlich zugeführte Quantität in den beiden letzten Jahren um mehr als die Hälfte verringert war. Pim konnte sie nicht überzeugen, daß der Plover keinen Handel triebe. Unsere Ankunft klärte sie jedoch darüber auf. Es ist möglich, daß der Plover den Handel des Forts beeinträchtigte, da die Eingeborenen ihre Bedürfnisse für Fisch und Fleisch eintauschen konnten, und diese Gegenstände leichter als Pelze zu erlangen waren; außerdem ersparte ihnen die Nähe des Plover eine

weite Reise. Wir theilten dem Befehlshaber Pim's Bericht mit; er entgegnete, daß er kein Wort davon wisse, wohl aber von dem Generalgouverneur zu Sitka die Anweisung erhalten habe, allen Officieren und sonstigen Personen, welche nach den vermißten Schiffen suchen würden, allen Beistand zu leisten, selbst auf jede Weise danach zu kundschaften und denselben betreffenden Falls Unterstützung zu gewähren. Wir hatten Berichte über die Nordpol-Expedition ins Deutsche übersetzt und einen Preis für jede zuverlässige Nachricht ausgelobt, in der Hoffnung, eine Uebersetzung ins Russische durch Kataff zu bewerkstelligen. Derselbe war nicht mehr hier; doch sollte ein Mann in Derabin sein, der dazu im Stande wäre. Capitain Kellett gab hierauf dem Befehlshaber einen Brief vom Baron Brunow an den Gouverneur der russischen Colonien. Dieses Document beseitigte jeden Zweifel. Der Befehlshaber erklärte, daß er gleich nach Eintritt des Frostes nach Derabin gehen werde, und wenn es möglich sei, irgend eine begründete Nachricht zu erhalten, so wolle er eine Expedition zur Erforschung derselben aussenden; auch versprach er, dem Plover im Frühlinge Mittheilungen zu geben.

Die Redoute Michaelowski versorgt jährlich zwei Forts und einen oder zwei Fischerposten am Sunde mit Gütern. Das entfernteste und nördlichste Fort ist Derabin; es liegt an dem Hauptzuflusse des Ko-ikh-pak, welcher sich in geringer Entfernung westlich von der Michaelowski-Redoute in den Norton-Sund ergießt. Ein Boot verläßt Michaelowski im Frühlinge mit Gütern; es gebraucht 35 Tage, um das Fort zu erreichen, und 15 zur Rückkehr. Im Winter kann man es in sechs Tagen von der Fischerstation Gregora erreichen. Das andre Fort heißt Kalmakosskoi; es liegt südöstlich von Michaelowski,

fünf Tagereisen weit an einem andern Flusse, der sich westlich von der Redoute in die See ergießt. Diese sind die einzigen Plätze, welche Michaelowski versorgt; man weiß nichts von einem andern Posten an dem Yucan, noch von einer Niederlassung an oder in der Nähe des Kotzebue-Sundes.

Von Bosky, unserm frühern Dolmetscher, so wie von dem Dolmetscher des Plover, die beide zu Derabin gewesen waren, erfuhren wir, daß der Lek-kho das wirkliche Hauptgewässer des Ko-ikh-pak sei, und nicht, wie früher angenommen wurde, ein Fluß an der andern Seite der Berge, welcher in dies Polarmeer fällt. Es ist jedoch schwer, von solchen Dolmetschern genaue Auskunft zu erlangen; sie begreifen weder die vorgelegten Fragen, noch sind ihre Antworten genau.

Wir verließen Michaelowski an demselben Abende und erreichten am 5. September Port Clarence, wo wir die Entreprise und den Plover fanden. Der letztere lag bereits im Grantley-Hafen und bereitete ein Haus zur Aufnahme der Vorräthe; die Entreprise war bei einem Versuche, in Grantley-Hafen einzulaufen, an der Küste aufgerannt. Trotz unsres Beistandes konnte sie weder am Abende noch am nächsten Morgen flott werden. Sie löschte vor Eintritt der Abendfluth mehr als hundert Tonnen; worauf sie ohne Schaden emporkam. Weitere Löschungen wurden durch die schleunige Hülfe des Untersteuermanns Skead überflüssig gemacht, der einen kleinen Anker in den Außenhafen legte, dessen Arme und Schaft eine vortreffliche Leitung für das Tau bildeten.

Die Entreprise war am 14. August bei Cap Lisburne gewesen. Eine Landung war bewerkstelligt, allein weder die Wahrzeichen des Herald und Plover, noch sonst eine Spur unserer Schiffe bemerkt worden. Dies würde unerklärlich

gewesen sein, wenn nicht der Herald an jenem Tage bei der Besprechung mit dem Plover dreißig Meilen vom Lande ab getrieben wäre. So gering dieser Umstand scheinen mag, so war er doch von der größten Erheblichkeit, da die Folge desselben, wenn nicht ein gänzliches Fehlschlagen der diesjährigen Expedition, doch wenigstens ein ernstliches Hinderniß ferneren Vordringens der Entreprise gewesen war. Zu ihrer Rechtfertigung muß beigebracht werden, daß sie seit der Trennung von dem Investigator in der Mazatlan-Straße kein Schiff der Nordpol-Expedition angetroffen hatte und sogar seit der Abfahrt von Oahu ganz in Unwissenheit über ihre Operationen war. Dessen ungeachtet setzte sie, in der Hoffnung, das eine oder andere Schiff anzutreffen, ohne Unterbrechung ihren Lauf nach Norden fort, drang durch das Eis, umschiffte die Barrowspitze und kam bis 73° 25′ N. B., 152° 40′ W. L., 32 Meilen höher als der Herald 1849 gekommen war. Hier wuchs ihre Verlegenheit. Ungeheure Eismassen hemmten das weitere Vordringen. Die Sonde gab bei 130 Faden keinen Grund; dies ermuthigte sie und ließ sie hoffen, den Durchgang zu bewerkstelligen; allein die Ungewißheit über den Aufenthalt des Investigator, Plover und Herald und der sich daraus ergebende Mangel aller Hülfsmittel, bewogen Capitain Collinson, gen Süden zu wenden. Nicht ohne Schwierigkeit zog sich das Schiff aus dem Eise zurück und empfing am Hoffnungsvorgebirge von den Eingeborenen einen Papierstreifen, welcher die Mittheilung enthielt, daß der Plover und Herald zu Port Clarence anzutreffen seien. Eine Fahrt von wenigen Tagen brachte die Entreprise hierher; wo indeß nur erst ein Schiff, der Plover, angelangt war. Da sie Grantley-Hafen, das innere Bassin von Port Clarence, für die Ueberwinterung

geeignet hielt, so machte sie einen Versuch einzulaufen, kam aber einer Bank zu nahe und erfuhr das Mißgeschick aufzusitzen.

Als die Entreprise wieder in Stand gesetzt war, segelte sie am Morgen des 14. September ab; die Strenge des Nordwindes hinderte sie die Behringsstraße zu passiren. Sie warf deshalb unter dem Cap York am Abend des 16ten Anker. Am 17ten legte sich der Wind und am 18ten segelte sie mit günstigem Winde durch.

Alle Hände waren jetzt beschäftigt, ein Vorrathshaus zu errichten und Vorräthe zu landen. Die Officiere und Leute, welche die Aerzte für untauglich erklärten, den lang hindauernden Dienst des Plover auszuhalten, wurden ausgeschieden; die Mehrzahl derselben hatte im verwichenen Winter Anzeichen von Scorbut geäußert. Die Mannschaft wurde auf 40 Personen (mit Zurechnung des Dolmetschers) mit Freiwilligen vom besten Schlage und den Gesundesten von unserm Schiffe vermehrt, da Commandeure Moore keine geringere Mannschaft für nöthig erachtete. Die Eingeborenen von Grantley-Hafen sind nämlich zahlreich, nicht so ehrlich und rücksichtsloser in ihrem Wesen als die von Kotzebue-Sund. Wir erhielten Besuch von einer großen Anzahl derselben; bei diesen Gelegenheiten fielen mancherlei Diebstähle vor. Ihre Hauptniederlassung heißt Kavyiak, zwei Tagereisen von dem Platze, wo der Plover überwinterte; dieselbe soll einen großen Raum am Ufer des Flusses Kanyekt, der in Grantley-Hafen fällt, einnehmen.

Am 21. September war das Haus des Plover fertig, die Vorräthe gelandet und gelagert und das Schiff selbst abgetakelt. Wir wollten abfahren, allein eine Windstille nöthigte uns vor Anker zu bleiben. Am 22sten machten wir

einen abermaligen Versuch und verließen endlich am Morgen des 23sten Port Clarence mit einer zunehmenden Brise von Norden, die uns nöthigte das große Marssegel ganz einzureffen, und uns zwang 50 Meilen nördlich von der Ostspitze der Lorenz-Insel beizuwinden. Am folgenden Mittage passirten wir die Ostspitze jener Insel mit leichtem nördlichen Winde, der in der Nacht nach Osten umsprang. Am Morgen blies ein heftiger Windstoß, der uns nöthigte, entweder beizuwinden oder schießen zu lassen. Wir wählten das letztere.

Am folgenden Morgen (26sten) hatte der Wind nachgelassen; wir setzten aber mehr Segel bei, als Charles Konnody, Baccalaureus, aus den Tauen stürzte und, wie wir vermutheten, die Ketten beim Fallen berührte; das Schiff machte in diesem Augenblicke acht Knoten. Die Rettungsboje wurde sogleich losgelassen, die Segel eingezogen, und das Schiff holte den Wind bei; aber umsonst, weder Mann noch Boje war zu sehen. Ein Boot in die See zu lassen, hätte die Mannschaft preis gegeben. Neben der Trauer, die immer den Verlust eines Menschenlebens über das ganze Schiff verbreitet, war es für uns höchst schmerzlich, da in einem Zeitraume von beinahe sechs Jahren dies der erste Fall so unheilvoller Art war, der uns betraf.

Am 28sten passirten wir die Aleutianische Inselkette durch die Straße von Amoukta und am 16. October erreichten wir die Rhede von Honolulu, Oahu. So beschlossen wir unsre dritte und letzte Reise nach dem Polarmeere. Wir hatten keine Mühe gescheut, um die unglücklichen Seefahrer aufzufinden, brachten aber nur das niederdrückende Bewußtsein mit, daß wir trotz aller Anstrengungen und Entbehrungen den Hauptzweck unserer Sendung verfehlt hatten.

Capitel XII.

Geschichtliche Uebersicht der fünfjährigen Nachforschungen nach Sir John Franklin, vom 1. Januar 1848 bis 1. Januar 1853, nach den Daten geordnet, an welchen die Expeditionen die britische Küste verließen.

Der Leser würde sich nicht befriedigt fühlen, wenn ich die Erzählung einer Rettungs-Expedition nach dem nördlichen Eismeere abbräche, ohne eine Uebersicht alles dessen zu geben, was für die Auffindung des ritterlichen Franklin und seiner wackern Gefährten geschehen ist. Die Frage ist jetzt so schwierig geworden und die darauf bezüglichen Materialien sind so zerstreut in Reisebeschreibungen, Pamphleten, Zeitschriften und „blue books", daß ein Schriftsteller dem Publikum einen Dienst erweist durch eine kurze Aufzählung der Versuche, die vermißten Reisenden aufzufinden, und der Erfolge, welche diese verdienstlichen Anstrengungen gehabt haben. Die großen Schwierigkeiten einer solchen Arbeit bewogen mich jedoch, dieselbe einer fähigeren Feder zu überlassen; ich wendete mich deshalb an meinen Freund August Petermann, der meinen Wünschen durch die nachfolgende Skizze entsprach, welche — die Erwähnung kann nicht schaden — erst zum Druck befördert wurde, nachdem sie verschiedenen arktischen Autoritäten vorgelegt und Seitens derselben von den etwa eingeschlichenen Ungenauigkeiten gereinigt war.

Die Königlich Britischen Schiffe Erebus und Terror, unter dem Commando von Sir John Franklin, mit einer Besatzung

von 138 Mann, segelten am 26. Mai 1845 von der Themse ab, um noch einen Versuch zu machen, ob eine nordwestliche Durchfahrt zu entdecken wäre. Ihre letzten Depeschen waren von den Wallfisch-Inseln, datirt 12. Juli 1845, und die Schiffe selbst sprachen zuletzt mit dem Wallfischjäger „Prince of Wales“ bei Melville-Bai am 26sten desselben Monats. Als der dritte Winter verstrichen war, ohne daß eine Nachricht von Sir John Franklin England erreichte, begannen sich Befürchtungen zu regen und man sprach von den Schiffen als von einer „Verlorenen Expedition“. Im folgenden Jahre wurde für nöthig gehalten, Expeditionen zur Aufsuchung der vermißten Schiffe auszusenden, und am 1. Januar 1848 verließ das erste dazu beorderte Schiff England. Fünf Jahre sind seitdem vergangen, — Expeditionen über Expeditionen wurden unablässig im Dienste der Menschenpflicht von England entsendet — die britische Regierung sparte keine Kosten, Privatpersonen von England und Amerika leisteten reichliche Beihülfe — die ganze Welt nahm einen lebhaften Antheil an dem Schicksale der 138 Männer, die sich mit kühnem Muthe auf die Lösung eines der größten geographischen Probleme begeben hatten: aber keine Kunde ist gewonnen, kein Leitfaden in das Geheimniß gefunden, und die einzige mittelbare Kunde von ihrem Schicksale besteht in den Spuren, welche zu Beechey-Insel gefunden wurden und die Winterquartiere des Jahres 1845—46 anzeigten.

Erste Abtheilung der Aufsuchungs-Expeditionen.

Die erste von der Regierung ausgesendete Aufsuchungs-Expedition war bewundernswürdig entworfen. Wohl erwä-

gend, daß Franklins Weg in der Richtung vom Lancaster-Sunde nach der Behringsstraße lag, beschloß die Admiralität drei Expeditionen; die eine ging durch die Behringsstraße, den Schiffen entgegen, die andere durch den Lancaster-Sund, der wahrscheinlichen Straße der Schiffe folgend, und eine dritte am Mackenzie-Flusse hinunter, um die arktischen Küsten von Nordamerika aufzusuchen, falls Sir John Franklin genöthigt gewesen sein sollte, ans Land zu gehen. Es ließ sich eine begründete Hoffnung hegen, daß eine dieser Expeditionen Erfolg haben und auf die Verlorenen stoßen würde.

1) Die Behringsstraßen-Expedition, 1848 und 1849 *). — Diese bestand aus dem Herald und Plover, zwei Inspectionsschiffen. Das letztere, vom Commandeur Moore befehligt, segelte von der Themse am 1. Januar 1848, um sich mit dem erstgenannten, unter Capitain Kellett stehenden Schiffe zu vereinigen; allein, da es ein schlechter Segler war, so erreichte es die Sandwichs-Inseln nicht vor Ende August 1848, zu spät im Sommer um eine Nachsuchung in der Behringsstraße anzustellen. Es überwinterte in der Bai von Anadyr, von wo es am 30. Juni des nächsten Jahres abfuhr und am 14. Juli, nach der Durchfahrt durch die Behringsstraße, bei Chamisso-Insel im Kotzebue-Sunde, dem Verankerungsplatze, vor Anker ging. Am nächsten Tage erschien der Herald und die Yacht Nancy Dawson, unter dem Befehle von Robert Shedden, der in China von dem Zwecke der Expedition gehört und den edlen Entschluß gefaßt hatte,

*) Die Expeditionen sind nach der Folge ihres Abganges von der Britischen Küste aufgezählt.

an der Aufsuchung seines gefährdeten Landsmanns zu helfen. Am 18. Juli verließen die drei Fahrzeuge Kotzebue-Sund, hielten sich bis zum 70° N. B. ziemlich an der Küste und steuerten dann nordwestlich. Am 29. Juli wurde ihrem Vorschreiten durch eine undurchbringliche Eismasse Einhalt gethan, die sie zwang, wieder gen Süden zu wenden. Die höchste Breite, die sie gewannen, war 72° 51′ unter 163° 48′ W. L. Der Herald versuchte zum andern Male in mehr westlicher Richtung nordwärts zu bringen, allein er wurde eben so gehindert, kehrte nach Cap Lisburne (20. August) zurück und erreichte den Kotzebue-Sund am 31sten. Der Plover überwinterte, während der Herald nach der mexikanischen Küste zurückkehrte und am 14. November 1849 Mazatlan fast zu gleicher Zeit mit der Nancy Dawson eintraf, deren ritterlicher Befehlshaber an dem Orte starb.

Ungeachtet diese Expedition die Küste genau untersuchte und häufigen Verkehr mit den Eingeborenen pflog, so gelang es ihr doch nicht, eine Spur oder Nachricht von den vermißten Schiffen zu bekommen. Die geographischen Entdeckungen dürfen dagegen zu den wichtigsten gezählt werden, welche durch die verschiedenen Aufsuchungs-Expeditionen gewonnen sind; denn die Südspitze des oft von den Russen berührten Polarlandes wurde entdeckt und auf der Karte festgestellt. Es war am 17. August, unter 71° 20′ N. B. und 175° 20′ W. L., als Capitain Kellett an eine beinahe ganz unzugängliche Granitinsel gelangte, die später den Namen Herald bekam und sich gegen 900 Fuß über den Spiegel des Meeres erhebt. Jenseit dieser Insel, im Westen und Norden, zeigte sich ein ausgedehntes Hochland, „über dem die Wolken in dichtgedrängten Massen zogen, von Zeit zu Zeit aus

ihrem zerrissenen Schleier sehr hohe Gipfel zeigend, die deutlich als Säulen und Pfeiler zu erkennen waren." Die Lage dieses Landes entspricht ziemlich dem von Admiral Wrangel, vom Cap Yakan aus, beschriebenen und es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß es damit zusammenhänge. Wahrscheinlich ist es dasselbe, welches 1762 Andreyew erreicht haben soll, das Tikigen genannt und von einem Volksstamme Namens Kraïhaï bewohnt wurde.

Der Plover sandte von Wainwright-Bucht (70° 20′ N. B.) am 25. Juli 1849 eine Expedition aus, die aus vier Booten bestand und vom Lieutenant Pullen geleitet wurde. Die Aufgabe derselben war, die arktische Küste von Nordamerika zu verfolgen bis zum Flusse Mackenzie. Da sich dem Fortkommen mit vier Booten beträchtliche Schwierigkeiten in den Weg stellten, so kehrten die beiden größern nach der Behringsstraße zurück, während die beiden kleinern die Reise fortsetzten. Nach einer gefährlichen Fahrt von 32 Tagen erreichten letztere die Mündung des Flusses ohne Spur oder Kunde der verlorenen Expedition erlangt zu haben. Die Bemannung ging den Mackenzie hinauf; ein Theil überwinterte im Fort Simpson, der andere am Großen Bärensee. Im folgenden Jahre ging Lieutenant Pullen zur Küste zurück und verfolgte dieselbe von der Mündung des Mackenzie östlich bis zum Cap Bathurst (vom 22. Juli bis 10. August 1850). Er beabsichtigte nach Banks-Land zu dringen; da er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, so kehrte er nach dem Mackenzie zu den vorigen Winterquartieren zurück und begab sich im folgenden Jahre über York-Factory nach England.

Dieser Theil der Expedition machte keine geographische Entdeckungen, sammelte aber eine ansehnliche Menge von

Beobachtungen über das Land und die Bewohner. Lieutenant Hooper namentlich sammelte Wörter der Eskimosprache zwischen Barrowspitze und Cap Bathurst.

2) Land-Expedition unter Sir John Richardson und Dr. Rae, 1848 und 1849. — Diese Abtheilung verließ England am 25. März 1848 mit dem New-Yorker Postdampfschiff, und ging von Montreal in vier Booten nach Cumberland-House und von der Methy-Portage den Mackenzie hinab; sie erreichte die See am 4. August. Die Küste wurde östlich bis zum Cap Krusenstern untersucht, ohne eine Spur oder Nachricht der verlorenen Expedition zu bieten. Bei diesem Vorgebirge zeigte sich der Winter in seiner Kraft und nöthigte die Gesellschaft so rasch als möglich überland in die Winterquartiere am Großen Bärensee zu eilen. Am 2. September machten sie sich dahin auf, und nach Ablauf des Winters kehrte Sir John Richardson nach England zurück, während Dr. Rae im Sommer 1849 aufs neue nach Cap Krusenstern ging, um von demselben nach Wallaston-Land zu dringen und Banks-Land zu erreichen. Alle Versuche hierzu wurden vereitelt; das Eis sperrte den Booten den Weg und nöthigte ihn zur Aufgabe seines Vorhabens.

Von dieser Expedition wurden keine Spuren entdeckt, wohl aber sammelte Sir John Richardson eine werthvolle Menge von Beobachtungen über die physische Beschaffenheit Nordamerikas, besonders der von ihm besuchten Striche, welche in seiner Reisebeschreibung veröffentlicht sind.

3) Die Barrowstraßen-Expedition unter Sir James Roß und Capitain Bird, 1848 und 1849. — Diese Expedition bestand aus der Entreprise und dem Investigator; sie verließ England am 12. Juni 1848 und erreichte

die Barrowspitze spät im August. Die großen Eismassen erlaubten den Schiffen nicht, über Leopold-Insel hinauszubringen. Am 11. September bezogen sie den Leopoldhafen zur Ueberwinterung. Im Frühlinge 1849 wurden Schlittenpartien eingerichtet, deren wichtigste Sir James Roß leitete; derselbe verfolgte die Nordküste von Nord-Somerset und die Westküste bis 72° 38′ N. B. Von Anstrengung erschöpft, kehrte er am 23. Juni zu den Schiffen zurück und faßte den Entschluß, den Wellington-Canal zu untersuchen. Allein es war nicht möglich, die Schiffe vor dem 28. August aus dem Winterhafen zu ziehen, und später wurden seine Absichten durch zu große Eismassen vereitelt. Er konnte sich Glück wünschen, nach schweren Gefahren im Eise den Heimweg zu gewinnen. Am 29. September 1849 erreichte die Expedition wohlbehalten die Orkney-Inseln.

Von Sir John Franklin wurde weder Spur noch Nachricht gefunden; ein verhältnißmäßig kleiner Küstenraum der Westseite von Nord-Somerset war der ganze geographische Gewinn der Reise.

4) Hülfsreise der Barrowstraßen-Expedition, Nordstern, 1849. — Dieses Schiff segelte unter dem Befehle von J. Saunders, am 26. Mai 1849 aus der Themse mit Vorräthen für die vermißte Expedition und mit Aufträgen und Lebensmitteln für das Schiff des Sir James Roß.

Der Nordstern sollte zu diesem Ende geradeswegs nach Lancaster-Sund gehen und nach Erledigung seines Auftrags den großen Sund an der Spitze der Baffins-Bai erforschen. Er kam langsam voran und erreichte nur Melville-Bai, im Norden der Baffins-Bai, am 29. Juli, den Ort, wo die Schiffe aus der genannten Bai in den Lancaster-Sund überzugehen pflegen.

Der Nordstern aber gerieth zwischen Eisfelder und trieb hülflos umher. Am 29. September, nach 62tägiger Fahrt im Eise, ohne den Lancaster-Sund oder die Spitze der Baffins-Bai erreichen zu können, bezog er seine Winterquartiere in Wolstenholme-Sund, etwas nördlich von Melville-Bai, und vermochte erst am 1. August 1850 wieder loszukommen. Er erreichte den Lancaster-Sund und sah und sprach die meisten hergesandten Schiffe der Regierungs- und Privat-Expeditionen; er setzte Provisionen an Navy-board-Bucht, beim Eingange des Lancaster-Sundes ab, ohne eines der Schiffe davon zu benachrichtigen *), kehrte am 9. September heim, und erreichte am 28sten desselben Monats Spithead.

Von allen Expeditionen war keine so unglücklich als die des Nordstern, er vermochte weder seinen Auftrag zu erfüllen, noch die geographische Kenntniß der Polargegenden um irgend etwas Erhebliches zu vermehren.

Die erste Abtheilung der Aufsuchungs-Expeditionen blieb trotz des wohl angelegten Planes weit von dem gesteckten Ziele. Das wesentlichste Ergebniß war der negative Beweis, daß die vermißten Schiffe weder in der Nähe der Behrings- oder der Barrowstraße, oder an einer andern Stelle der amerikanischen Küste von der Behringsstraße bis zum Kupferminen-Flusse gewesen sein konnten. In der That, wenn man erwägt, daß zwischen den von Sir J. Roß durchsuchten Strecken von Nord-Somerset und den mehr südwestlichen Küsten des amerikanischen Continents, welche Richardson und Rae durchforschten, ein Landstrich von 450 Meilen Ausdehnung gelegen ist, so läßt

*) Sir Edward Belcher's Geschwader suchte danach, ohne dieselben zu finden.

sich nicht wohl annehmen, daß Franklin unter einem niedrigern Grade als Parry=Gruppe eingeschlossen sein könnte, ohne den Weg zu dem einen oder andern der von den Aufsuchungs=Expeditionen berührten Punkte zu finden. Es läßt sich wohl mit Gewißheit behaupten, daß Franklin in keiner geringern Entfernung als 300 Meilen oder 5 Breitegrade von dem amerikanischen Continente anzutreffen sein wird.

Zweite Abtheilung der Aufsuchungs=Expeditionen.

Diese Expedition wurde 1850 abgesandt und war auf den Grundzügen desselben Planes, aber in weit größerem Maßstabe angelegt. Nicht weniger als sechs verschiedene Expeditionen, aus vierzehn Schiffen bestehend, wurden nach dem Eismeere gesandt und alle diese wurden bis auf drei der Behringsstraße zugewiesene Schiffe auf Lancaster=Sund und Barrow=straße geworfen. Drei Expeditionen wurden von der Regierung und zwei aus Privatmitteln ausgerüstet.

1) Die Behringsstraßen=Expedition unter den Capitainen Collinson, M'Clure, Moore und Kellett, 1850, 1851 u. s. w. — Diese Expedition bestand aus dem Herald und Plover, denen die Entreprise und der Investigator, in der vorigen Expedition unter Sir James Clark Roß thätig, zugesellt wurden. Die letzteren beiden Schiffe verließen Plymouth am 20. Januar 1850. Die Entreprise drang eine Strecke nördlich und östlich von der Behringsstraße vor, wurde vom Eise aufgehalten und mußte zurückkehren und den Winter in Hongkong verbringen. Sie fuhr zum zweiten Male im Mai 1851 aus; den letzten Nachrichten zufolge verließ sie Port Clarence in der Behringsstraße am 10. Juli 1851, um ihre Forschungen nordöstlich zu erstrecken.

Der Investigator begab sich nach der Barrowspitze, auf deren Westseite ihn der Plover am 4. August 1850 sah. Er steuerte nordwärts mit strengem S. W. Winde und hatte eine geraume Strecke offener See vor sich. Capitain M'Clure's Absicht war, östlich bis zum Cap Bathurst zu gehen und daselbst zu überwintern. Von dort aus wollte er im nächsten Sommer nordöstlich gegen Banks-Land zu dringen suchen, und meldete daher in einem Briefe vom 20. Juli 1850: „Es mag nicht beunruhigen, wenn der Investigator vor 1854 nichts von sich hören läßt."

Der Herald, unter Capitain Kellett, segelte von der Westküste von Mexiko im April 1850 nach der Behringsstraße, drang noch einmal gegen Norden, allein mit geringerem Erfolg als im vorigen Jahre, und sagte im Herbste den Polargegenden Lebewohl. Er erreichte Spithead im Juni 1851.

Der Plover, unter Moore, wurde vom Herald neu ausgerüstet und als Reserve- oder Proviantschiff für Entreprise und Investigator zu Port Clarence in der Behringsstraße aufgestellt, wo er bis zum Herbste 1853 stehen bleiben sollte. 1851 erhielt er eine neue Zufuhr von Mundvorräthen, Kleidern und Feuerung, die bis December 1853 reichten, so wie außerordentliche Vorräthe und Winterkleider für 60 Mann auf sechs Monate. Die Zufuhren lud der Dädalus, unter Capitain Wellesley, zu Valparaiso. Commandeur R. Maguire verließ England am 2. Februar 1852, um Commandeur Moore am Plover abzulösen und fernere Vorräthe aufzunehmen. Bis 7. September 1852 war weder Kunde noch Spur von Sir John Franklin nach Port Clarence gemeldet, eben so wenig Mittheilungen über die Erfolge der Entreprise und des Investigator unter Collinson und M'Clure. Vier Jahre

voll Mühe und Versuche in dieser Richtung sind bis jetzt ohne Erfolg gewesen. In den Jahren 1850 und 1851 wurden in diesen Gegenden keine geographische Entdeckungen gemacht.

Die Barrowstraßen-Expeditionen.

2) Capitain Penny's Expedition, 1850 und 1851. — Von den fünf Expeditionen der Barrowstraße verließ diese zuerst die britische Küste. Die Schwierigkeiten der Schifffahrt in der Baffins-Bai und besonders in dem nördlichen Theile von Melville-Bai bis Lancaster-Sund waren durch die früheren Expeditionen bewiesen. Um diesmal die Expeditionen so wirksam und vollständig als möglich zu machen, beschloß die Admiralität, der Macht der Marine die Erfahrung eines Wallfisch-jäger-Capitains zuzugesellen. Sie gewann also den Capitain Penny — welcher große Erfahrung in dem Eismeere während einer 12jährigen Ausübung des Wallfischfanges gesammelt hatte — und stellte als Beigabe der großen Expedition unter Capitain Austin zwei Schiffe unter seinen Befehl. Diese Fahrzeuge „Lady Franklin“ und „Sophie“ geheißen, verließen Aberdeen am 13. April 1850; das Commando der Sophie war Herrn Stewart übertragen. Vor Einfahrt in den Lancaster-Sund wollte man den Jones-Sund durchsuchen, allein die Anhäufung des Eises verhinderte dies. Capitain Penny richtete seinen Lauf nach Wellington-Canal, dessen Mündung er am 24. August erreichte. Da er von den Spuren hörte, die Capitain Ommanney auf Cap Riley und Beechey-Insel am 23. August gefunden, landete er an der Ostseite von Wellington-Canal, um diesen Strich genauer als bisher geschehen zu durchsuchen. Am 27. August wurden unzweifelhafte Spuren von Sir John Franklin auf Beechey-Insel entdeckt

und es wurde mit Sicherheit erwiesen, daß hier seine Ueberwinterung von 1845—46 stattgefunden. Allein wie sehr man nach allen Seiten hin suchte, ein geschriebenes Document ließ sich nicht entdecken. Nach Capitain Penny's Meinung trugen die Spuren Anzeichen eines schleunigen Aufbruchs Seitens John Franklins, der — nach derselben Meinung — beim plötzlichen Aufgange des Eises den Wellington-Canal hinauffuhr. Capitain Penny wollte dieser Richtung gleichfalls folgen, allein sein Versuch scheiterte an altem Landeise, welches ihm den Weg sperrte. Am 9. September richtete er seinen Lauf westlich, allein das Eis wurde zu dicht und er sah sich genöthigt, am 12. September, sein Winterquartier in der Assistance-Bai zu nehmen, die in der Nähe der südwestlichen Spitze des Wellington-Canals liegt. Nach Ablauf des Winters begannen Capitain Penny's Schlittenauszüge nach dem Norden (13. April 1851). Da wo sich der Wellington-Canal nach Westen biegt, an dem Punkte, wo mehrere Inseln ihn unterbrechen und er den Namen „Königin Victoria-Canal“ annimmt, wurde Capitain Penny an weiterem Vordringen durch offenes Wasser gehemmt, welches sich 25 Meilen weit gen Westen zog, mit zertrümmertem Eise bedeckt war und gen Norden einen Wasserhimmel trug. Das Ausgehen der Vorräthe nöthigte die verschiedenen Abtheilungen sich wieder nach Süden zu wenden, nachdem sie eine Strecke von 2000 Meilen zurückgelegt hatten. Es gelang dem Capitain Penny nicht, ein Dampfschiff von Capitain Austins Geschwader anzutreffen, um die entdeckte offene See jenseit des Wellington-Canals zu verfolgen. Er wandte sich daher am 12. August zur Heimkehr und traf in der Mitte September 1851 in England ein.

Mag man Capitain Penny's Reise nach den Entdeckungen,

welche die vermißten Schiffe angehen, wie nach dem geographischen Gewinn beurtheilen, oder die verhältnißmäßig geringen Kosten derselben und die Kürze ihrer Dauer (nur 18 Monate) in Erwägung ziehen: dieselbe ist die wichtigste und erfolgreichste aller unternommenen Aufsuchungs-Expeditionen. Diese Ansicht müssen die Behörden getheilt haben, da sie später beschlossen, ihre ganze Kraft auf die Verfolgung der Entdeckungen des Capitains Penny zu werfen — ein Entschluß, der leider erst nach Verlauf eines Jahres gefaßt wurde. Penny's Entdeckungen bilden bis jetzt den einzigen Anhalt, der uns mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt, welchen Weg Sir John Franklin von der Barrowstraße aus genommen haben muß. In geographischer Hinsicht beweist diese Reise das Dasein einer See von beträchtlicher Ausdehnung und Tiefe jenseit des Wellington-Canals und in nächstem Zusammenhange mit der labyrinthischen Region, welche bis hierher allen Versuchen zur Auffindung der sogenannten „Nordwestlichen Durchfahrt" Trotz geboten hat. Die Entdeckungen zeigen ferner, daß die See entweder in das sibirische oder in das amerikanische nördliche Eismeer führt — wahrscheinlich in letzteres, da einige Stücke Treibholz von amerikanischem Ursprunge gefunden sein sollen.

3) Capitain Austin's Expedition, 1850—51. — Diese Expedition bestand aus den Schiffen Resolute und Assistance und den Schraubendampfschiffen Pioneer und Intrepid, unter dem Befehle von Capitain Austin und Ommaney und Lieutenant Osborn und Cator. Sie war hinsichtlich der Ausrüstung die vollständigste und stärkste, welche die britischen Küsten nach dem Eismeere gesendet. Ein Transportschiff ging bis zu den Wallfisch-Inseln vorauf; das Geschwader selbst

fuhr im Anfang Mai 1850 ab. Am 15. August trennten sich die Schiffe bei Cap Dudley-Digges, da der Plan dahin ging, daß der Resolute und Pioneer die Südküste von Lancaster-Sund, der Intrepid und die Assistance die Nordküste desselben durchsuchen sollten. Capitain Ommanney erreichte mit dem Intrepid das Cap Riley und die Beechey-Insel am 23. August und hatte das Glück, an beiden Stellen Spuren der vermißten Schiffe zu finden. Capitain Austin kam mit dem Resolute erst am 28sten an diese Plätze, wo er den Capitain Penny bei der Prüfung der Ueberreste von Sir John Franklin's Winterquartier Gesellschaft leistete. Da es ihm nicht gelang, den Wellington-Canal hinaufzufahren, so wandte er sich gen Westen. Allein trotz aller Mühe machte er nur geringen Fortschritt und sah sich genöthigt, seine Versuche aufzugeben. Er nahm am 13. September Winterquartiere auf Griffith-Insel, etwas westlich von Assistance-Bai — wo auch Capitain Penny überwinterte. Einige Streifzüge ins Innere wurden bis 2. October abgesendet, mußten aber bald umkehren. Der Winter verging bei guter Gesundheit und frischem Muthe; gegen den Frühling wurden Schlittenstreifereien in größerem Maßstabe unternommen. Dieselben wurden sämmtlich in westlicher Richtung ausgeführt, um die Gegend um die Winterquartiere in einem Halbkreise von Norden durch Westen gen Süden zu erforschen. Die Mehrzahl brach am 15. April 1851 auf; sie bestand aus 14 Schlitten mit 104 Officieren und Leuten. Die verschiedenen Abtheilungen kehrten zwischen dem 27. April und 4. Juli zurück; sie hatten sehr wenige Unglücksfälle erlitten, obgleich sie von 6 bis 80 Tage ausgeblieben und von 44 bis 760 Meilen zurückgelegt hatten. Die größte Strecke in gerader Richtung

legte Lieutenant M'Clintock zurück, welcher eine der Westspitzen von Melville-Insel erreichte, die von den Winterquartieren 350 Meilen entfernt lag; er gebrauchte zum Hin- und Rückwege 80 Tage. Da keiner der Schlittenzüge eine Spur von Sir John Franklin gefunden, so schloß Capitain Austin, daß die vermißten Schiffe sich nicht südlich oder westlich vom Wellington-Canal befinden könnten. Sobald Capitain Austin aus den Winterquartieren erlöset war, verließ er (12. August) die Barrowstraße, passirte die Mündung des Wellington-Canals und steuerte nach dem Lancaster-Sund, um den Jones-Sund zu durchforschen. Er drang eine kurze Strecke in denselben vor, stieß aber auf Eis, das ihm den Weg sperrte. Es wurden hier keine Spuren bemerkt; die Expedition entschloß sich daher, die Baffins-Bai zu verlassen, passirte Cap Farewell am 16ten und erreichte Aberdeen am 26sten desselben Monats.

Diese Expedition fand die ersten Spuren der vermißten Schiffe. Die geographischen Entdeckungen waren nur gering, wenn man die Größe und Hülfsmittel der Expedition und die Ausdehnung der Schlittenstreifzüge über das Eis in Erwähnung zieht, da ein beträchtlicher Theil der Küstenlinie, welche die letzteren erforschten, bereits 32 Jahre zuvor von Sir Edward Parry entdeckt war.

4) Expedition unter Sir John Roß 1850 und 1851. — Während die drei vorstehenden Expeditionen von der Regierung ausgerüstet wurden, statteten Privatmittel die drei nachfolgenden aus. Der arktische Veteran, Sir John Roß, bot freiwillig seine Dienste zur Nachforschung nach Franklin an. Da jedoch die Gegend, wohin er sich begeben wollte, bereits für die Expedition unter Capitain Austin

bestimmt war, so lehnte die Admiralität sein Anerbieten ab. Als er jedoch auf seinem Vorhaben bestand, so setzte ihn die Hudson-Bai-Compagie und das Publikum in Stand, seinen Plan auszuführen. Demnach verließ Sir John Roß, begleitet vom Commandeur Phillips, die Westküste von Schottland am 23. Mai 1850 in dem Felix, den die Mary als Vorrathsschiff begleitete. Er kam am 27. August nach Beechey-Insel und besichtigte die von Capitain Penny's Expedition entdeckten Winterquartiere. Der Felix konnte vor 9. September den Wellington-Canal nicht gewinnen und überwinterte in Assistance-Bai am 12ten zugleich mit Capitain Penny. Commandeur Phillips machte während des Sommers 1851 einen Streifzug auf Cornwallis-Land, eine durch die vorgerückte Jahreszeit sehr mühselige Unternehmung. Am 12. August wurde Sir John Roß aus den Winterquartieren erlöset; da er aber keine Aussicht fand im Wellington-Canale hinaufzubringen, so trat er die Heimreise an, passirte Godhafen am 30. August und erreichte die Westküste von Schottland am 25. September 1851.

Diese Expedition blieb ohne Erfolg für die vermißten Schiffe und geographische Entdeckungen. Nur eine schreckliche Nachricht wurde beunruhigend in die Oeffentlichkeit geworfen, die ein Eskimo, Adam Beck, welcher den Schiffen als Dolmetscher diente, aufgebracht hatte. Als Sir John Roß an Cap York, im Norden der Baffins-Bai, war, traf er fünf arme harmlose Tröpfe von Eskimos, welche eine Mittheilung gaben, die dahin ausgelegt wurde: „daß zwei Schiffe im Wolsterholme-Sund im Feuer aufgegangen und die Mannschaft von den Eskimos erschlagen sei.“ Zufällig war die ganze Stärke des Aufsuchungsgeschwaders in der Nähe dieser

Gegend gewesen, so daß sich ein Urtheil darüber fällen ließ. Man fand das Gerücht ohne jeglichen Grund und die unterrichtetsten Personen erklärten „jene Nachricht so verkehrt und dem gesunden Menschenverstande widerstrebend, daß man sich nicht erwehren könne darüber zu lächeln, wie schmerzlich auch die Gefühle seien, welche von dem Gedanken an einen so schrecklichen Tod eingeflößt würden.“ Ueberdies hat Capitain Inglefield auf seiner Reise nach der Baffins-Bai die Sache durch einen Besuch und die genaueste Prüfung des Platzes erledigt, wo die Ermordung stattgefunden haben sollte.

5) Vereinigte Staaten-Expedition, 1850 und 1851. — Im Frühjahre 1849 erließ Lady Franklin einen ergreifenden Aufruf an die amerikanische Nation. Großmüthig erwiderte denselben der hochherzige Bürger Henry Grinnell von Newyork, der so weit ging, daß er zwei Schiffe auf seine Kosten ausrüstete und nach dem Eismeere sandte. Diese beiden Schiffe, Advance und Rescue, verließen Newyork am 25. Mai 1850 unter dem Commando des Lieutenants De Haven, dem die Weisung ertheilt war, zuerst nach dem Wellington-Canal und Cap Walker zu fahren. Sie erreichten Beechey-Insel zur Zeit als Capitain Penny Franklin's Winterquartiere entdeckt hatte. Ihre Bewegungen waren denen de. übrigen Expeditionen ziemlich gleich. Nach vergeblichen Bemühungen, im Wellington-Canale hinaufzudringen, nahmen sie ihre Straße in der Richtung nach Cap Walker. Am 10. September trafen die amerikanischen Schiffe mit dem gesammten Aufsuchungsgeschwader etwa 8 Meilen südlich von Griffith's-Insel zusammen. Dies war der äußerste Punkt westlich, den die ersteren erreichten. Während die englischen Schiffe Winterquartiere nahmen, entschloß sich der amerika-

nische Befehlshaber zur Heimkehr, ungeachtet er mit Lebensmitteln für drei Jahre versehen war. Sein Schiff gerieth jedoch dem Wellington-Canale gegenüber zwischen Eisberge und wurde hülflos den ganzen Winter durch Lancaster-Sund und längs der Baffins-Bai bis jenseit des Cap Walsingham getrieben, wo es nach vielen Drohnissen, Mühen und Gefahren endlich am 10. Juni 1851 frei wurde. Der Befehlshaber war dadurch nicht in Schrecken gesetzt, sondern beschloß nach Norden zurückzukehren. Allein er vermochte nicht über Mellville-Bai vorzubringen und kehrte nach Newyork zurück, wo er am 30. September 1851 eintraf.

In einer Hinsicht ist diese Fahrt die auffallendste von allen Aufsuchungs-Expeditionen, nämlich wegen des Umhertreibens des Schiffs zwischen dem Eise von der Mitte September 1850 bis Mitte Juni 1851, ein bis dahin unerhörtes Ereigniß. So groß waren die Gefahren, daß die Leute ihre Ranzen und Schlitten bereit hielten, um sich selbst auf das Eis zu retten, falls die Schiffe zerdrückt werden sollten. Allein obgleich die Fahrzeuge nicht weniger als neun Monate, den schlechtesten Theil des Jahres hindurch, aufs engste vom Eise eingeschlossen und eine Strecke von 1000 Meilen umhergetrieben wurden, und obgleich ihr Hintertheil über 6 Fuß in die Höhe getrieben wurde: so entkamen sie dennoch mit geringem Schaden und die Expedition kehrte ohne den Verlust eines Mannes wider heim; doch war die ganze Mannschaft vom Scorbut heimgesucht. Das Beispiel dieser beiden Schiffe, von denen das eine nur 144, das andere 91 Tonnen hielt, reicht hin, uns die Hoffnung einzuflößen, daß Franklin — wenn nicht besondere Unfälle obwalteten — so leicht nicht im Eise verunglückt sein kann.

6) Capitain Forsyth's Reise, 1850. — Dies war die fünfte Expedition in dieselbe Gegend, welche die vier vorhergehenden eingeschlagen hatten. Es war die Meinung aufgestellt, daß Regent-Bucht genau untersucht werden müsse, obgleich dieselbe so nahe an Baffins-Bai liegt, daß Wallfischjäger zuweilen auf beträchtliche Strecken südlich in dieselbe hineingehen. Demgemäß verließ „Prinz Albert", ein Klipper von etwa 90 Tonnen, unter Capitain Forsyth am 5. Juni 1850 England zu diesem besonderen Zwecke; die Kosten seiner Ausrüstung betrugen an 4000 Pfd. St., wovon Lady Franklin den größeren Theil und eine öffentliche Unterzeichnung den Rest beigesteuert hatte. Capitain Forsyth ging längs der Westseite von Regent-Bucht bis zum Fury-Point, wo das Eis ihn zurückwies. Bevor er aber heimsteuerte, segelte er bis zum Wellington-Canale, wo er die anderen Expeditionen antraf. Er kam nach etwa viermonatlicher Abwesenheit am 22. October 1850 in Aberdeen an.

Capitain Forsyth brachte zuerst die Nachricht von der Auffindung der Spuren an Beechey-Insel nach England, und erregte damit die größte Aufmerksamkeit.

Dritte Abtheilung der Aufsuchungs-Expeditionen.

Diese Abtheilung begreift Expeditionen, welche in den Jahren 1851 und 1852 abgeschickt wurden. Obgleich sie ebenfalls ihr Streben auf die amerikanische Seite richteten, so beschränkten sie sich doch nicht auf einen und denselben Raum, wie die Mehrzahl der früheren. Ihr Hauptergebniß ist, so weit wir dasselbe bis jetzt kennen, eine völlige Bestätigung der Meinung, daß Sir John Franklin eine ansehnliche Strecke über die bekannten Polargegenden Amerikas hinaus

gedrungen sein muß, der Behringsstraße und den sibirischen Küsten zu.

1) Dr. Rae's Reise nach Wollaston- und Victoria-Land, 1851. — Die Versuche des Dr. Rae, Wollaston-Land in einem Boote zu erreichen, waren im Sommer 1848 und 1849 nicht geglückt. Er beschloß eine Reise über das Eis mit Schlitten im Frühlinge 1851; verließ Fort Confidence, am Gr. Bären-See, am 26. April in Begleitung von vier Mann, mit drei Schlitten, welche von Hunden, und einem kleinen Schlitten, welcher von den Leuten gezogen wurde. Er erreichte die Küste in der Nähe der Mündung des Kupferminen-Flusses am 2. Mai, ging in drei Tagen über das Eis zu der südlichsten Spitze von Wollaston-Land und verfolgte die Küste östlich bis zu 110° W. L., und nordwestlich bis 117° 17′ W. L.; am 4. Juni traf er wieder an seinem Ausgangspunkte ein. Am 5ten zog er aufs neue aus, diesmal aber in Booten, um Victoria-Land auszukundschaften. Er hielt sich längs der Nordküste des amerikanischen Continents bis zum Cap Alexander und setzte von hier am 27. Juni nach Victoria-Land über. Er verfolgte die Küste östlich und darauf nördlich, drang am 13. August bis 70° 14′ N. B., seinem vorgerücktesten Punkte, und kehrte am 29. August zu dem Kupferminen-Flusse zurück.

Obgleich keine Spuren von Sir John Franklin gefunden wurden, so ist doch diese Expedition in geographischer Beziehung von Wichtigkeit, da ein beträchtlicher neuer Küstenstrich entdeckt wurde, welcher Wollaston- und Victoria-Land verbindet; dadurch wird wahrscheinlich, daß die beiden Länder von Banks-Land und Prinz Wales-Land durch eine Straße

getrennt sind, auf welcher das Treibholz an die Ostseite von Victoria-Land geführt wird.

2) Kennedy's Reise, 1851 und 1852. — Am 22. Mai 1851 wurde der „Prinz Albert" von neuem zur Fortsetzung der Nachforschungen in Prinz-Regent-Bucht ausgesendet, diesmal unter dem Befehle von Kennedy, den der Lieutenant Bellot, von der französischen Marine, begleitete. Im ersten Jahre ging Kennedy nur bis zur Batty-Bai, an der Westseite von Prinz-Regent-Bucht, wo er überwinterte. Kennedy und seine Gefährten machten Streifzüge nach Fury-Beach, im Süden, früh im Januar 1852, einzig und allein beim Mondenlicht. Am 29. März brachen sie auf, um die Südspitze der Regent-Bucht zu durchsuchen. Bei Brandfond-Bai entdeckten sie aber einen Canal, der sich westlich, durch Nord-Somerset, wendete; sie folgten demselben, setzten nach Prinz Wales-Land über und setzten ihren Lauf in westlicher und später in nördlicher Richtung bis zur Ommanney-Bai fort, wo sie sich nach Cap Walker wendeten. Mangel an Proviant nöthigte sie hier zur Rückkehr nach Port Leopold, den sie am 5. Mai erreichten. Am folgenden Tage ging Kennedy in dem „Prinz Albert" nach Beechey-Insel, wo er Mittheilungen vom „Nordstern", einem Schiffe von Sir E. Belcher's Geschwader, erhielt und sich auf den Heimweg machte. Er traf am 7. October 1852 zu Aberdeen ein.

Auf dieser Reise wurden keine Spuren von Franklin gefunden. Ein kleiner neuer Küstenstrich wurde entdeckt und die Gewißheit gewonnen, daß North-Somerset eine Insel ist, die von Boothia-Felix durch eine schmale Straße getrennt wird, welcher der Name Bellot-Straße beigelegt wurde.

3) Capitain Inglefield's Reise, 1852. — Am

6. Juli 1852 segelte Capitain Inglefield von der Themse mit dem Schraubendampfer Isabel, um die Spitze der Baffins-Bai und die westliche Küste derselben bis Labrador zu durchsuchen. Er erreichte Wolstenholme-Sund, Grönland, am 23. August, forschte emsig nach und gewann die Gewißheit, daß Adam Beck's Erzählung kein Glauben beizumessen sei. Vom 25. August bis 1. September durchsuchte er die nördlichsten Theile der Baffins-Bai, vom Wallfisch-Sund bis Jones-Sund, ohne die geringste Spur der vermißten Schiffe zu finden. Er gab fernere Nachsuchungen in dieser Gegend auf und steuerte nach Beechey-Insel, wo er von Sir Edward Belcher's Expedition Mittheilungen erhielt. Hierauf durchforschte er die westlichen Küsten von Baffins-Bai von $72^1/_2{}^0$ bis 71^0, bis ihn am 14. October die vorgerückte Jahreszeit zum Verzicht auf fernere Untersuchungen nöthigte. Er wendete sein Schiff zur Heimkehr und erreichte Peterhead am 10. November, genau vier Monate nach dem Tage seiner Abfahrt.

Diese Expedition ist die letzte von allen, welche ihre Aufgabe beendet haben. Sie war gleich der übrigen Mehrzahl ohne Erfolg in Feststellung des Schicksals der vermißten Schiffe oder der Entdeckung von Spuren derselben. In geographischer Hinsicht ist dieselbe sehr interessant. Sie hat unter anderen Ergebnissen herausgestellt, daß jenseit und im Zusammenhange mit der Spitze des Baffins-Bai, die bislang als der Endpunkt galt, eine große See befindlich sei, in welche der Wallfisch-Sund und der Smith-Sund den Haupteingang bilden. Doch lassen verschiedene Gründe annehmen, daß dieselbe weder mit dem großen Polarmeere, gemeiniglich Polar-Bassin genannt, noch mit dem jenseit des Wellington-Canals

befindlichen Meere zusammenhänge. Capitain Inglefield erreichte sodann 78° 35′ N. B., die größte Höhe, welche auf amerikanischer Seite in den arktischen Regionen erreicht wurde. Diese Höhe ist jedoch auf der entgegengesetzten Seite zu allen Zeiten erreichbar; hier kam Sir Edward Parry in dem Polarmeere im Norden von Spitzbergen bis zu 82° 45′ und wahrscheinlich bis 83° in kleinen „offenen Booten“.

Aufsuchungs-Expeditionen, welche noch in den arktischen Gegenden verweilen.

1) Behringsstraßen-Expedition. — Wir haben bereits oben gesehen, daß der „Investigator“ unter Commandeur M'Clure, gen Norden von der Behringsstraße fuhr und zuletzt vom Plover bei der Barrowspitze am 14. August 1850 gesehen war. M'Clure's Absicht war, östlich bis zum Cap Bathurst zu gehen und daselbst zu überwintern. Im folgenden Sommer wollte er von hier nordöstlich, nach Banks-Land, zu kommen suchen.

Die „Entreprise“ verließ unter Capitain Collinson den Port Clarence in der Behringsstraße am 10. Juli 1851, um ebenfalls nordöstlich vorzudringen. Weder sie noch das vorgenannte Schiff haben seitdem von sich hören lassen. Als Entsatz- und Vorrathsschiff stationirt der Plover unter Commandeur Maguire in der Behringsstraße mit der Anweisung bis zur Barrowspitze und darüber hinaus zu gehen. Das Schiff Rattlesnake, Commandeur H. Trollope, ist zur Unterstützung der Operationen dieser Schiffe abgesendet.

2) Barrowstraßen-Expedition unter Sir Edward Belcher. — Diese ist die größte Expedition, welche bis jetzt zur Aufsuchung ausgesendet wurde. Sie besteht aus

fünf Schiffen: Assistance, Resolute, Nordstern, Pioneer und Intrepid. Am 21. April 1851 segelten diese Fahrzeuge von England direct nach dem Wellington-Canale, Beechey-Insel, dessen Mündung sie als Hauptquartier zu nehmen denken. Die vom Capitain Inglefield überbrachten Depeschen machen uns mit den Fortschritten dieser Expedition bis 7. September bekannt. Am 11. August hatte Sir E. Belcher Beechey-Insel erreicht und gleich darauf war er mit der Assistance und ihrem Tender im Wellington-Canale hinaufgefahren, während Capitain Kellett mit der Resolute und ihrem Tender gegen Melville-Insel fuhr, um daselbst Vorräthe für den Capitain Collinson und Commandeur M'Clure niederzulegen, von denen man vermuthete, daß sie diese Insel erreicht haben würden. Der Nordstern blieb zu Beechey-Insel als Vorrathsschiff im Depot.

3) Neben der Reise des Dr. Rae, der unlängst zur Fortsetzung seiner Untersuchung der Eisgrenze von Victoria- und Wollaston-Land aufgebrochen ist, wurde Herr Kennedy mit dem kleinen Fahrzeuge „Isabel" im letzten Maimonat von Lady Franklin ausgesendet, um durch die Behringsstraße zu bringen. Der eigentliche Zweck dieser Expedition ist schwer zu ersehen, da in den Gegenden, wohin Kennedy beordert ist, bereits vier Schiffe thätig sind und er vor dem Sommer 1854 keinerlei Operationen wird beginnen können.

4) Capitain Inglefield ist in demselben Monat mit einer Regierungs-Expedition von zwei Schiffen ausgesendet. Sein Auftrag geht dahin, Lebensmittel nach Beechey-Insel zu bringen, wo das Depot und der Hauptstationspunkt der großen Expedition unter Sir E. Belcher ist, und wenn es möglich ist, soll er darnach seine Untersuchungen auf die

Baffins-Bai ausdehnen, jedoch sich einrichten, daß er zeitig im Herbst nach England zurückkehre.

5) Unabhängig von den vorgenannten britischen Expeditionen ist eine zweite amerikanische Expedition durch den Edelmuth Grinnell's am 31. Mai von Newyork abgesandt. Dieselbe steht unter dem Befehle des Dr. Kane, welcher sich vorgesetzt hat, auf Inglefield's Wege in der Baffins-Bai vorzudringen und von dort aus den Versuch zu machen, in Schlitten den Nordpol zu erreichen. Da es so ungewiß wie unwahrscheinlich ist, daß sich das Land bis zum Nordpole ausdehne, so läßt sich ebenso wenig erwarten, daß Dr. Kane auf dem beabsichtigten Wege zu dem vorgesteckten Ziele kommen werde. Doch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß diese Reise von hohem Interesse werden wird.

Schluß.

Dies sind die edlen Anstrengungen, welche bis hierher zur Auffindung Sir John Franklin's und seiner Gefährten gemacht sind. Allein nachdem nunmehr acht Jahre ohne eine Nachricht von ihnen vergangen sind, muß selbst der Ungläubigste für die Rettung derselben besorgt werden. Wenn sie nicht — was wahrscheinlich ist — aus Mangel an Nahrung umkamen, sondern ihr Leben mit arktischen Thieren fristeten, so muß sich doch ihre Zahl sehr verringert haben und diejenigen, welche noch am Leben sind, müssen ohne Zweifel durch ihre lange Abspannung und schwere Leiden so entkräftet sein, daß sie sich nicht selbst aus ihrer Gefangenschaft zu erlösen noch große Wegstrecken zurückzulegen vermögen. Bei jedem Unternehmen, welches zu ihrer Errettung aufgeboten wird, sollte die Zeit vor allen Dingen mit berücksichtigt werden, da

jede Woche mehrere der noch Lebenden hinwegraffen muß. Es ist jetzt zur Gewißheit geworden, daß sie weit jenseit der amerikanischen Küsten — selbst weit jenseit der Melville-Insel — zu suchen sind; namentlich den sibirischen Küsten gegenüber, in der Gegend, welche sich von dem Lande, welches Capitain Kellett unter dem achtzigsten Parallelkreise entdeckt hat, und vom Meridian der Barrowspitze an der amerikanischen Seite bis zu dem von Kolyma an der asiatischen ausdehnt. Dies ist eben die Gegend, welche bisher und noch jetzt bei den Nachsuchungen außer Acht gelassen ist, mit Ausnahme der Assistance und ihrem Tender unter Sir E. Belcher, der im Wellington-Canal hinaufgegangen ist, in dem ihm wahrscheinlich die vermißte Expedition voraussegelte. Allein wenn schon Belcher eine ungewöhnlich offene See fand, die ihm erlaubte in den Canal hinaufzubringen, so ist doch in Betracht der Zeit, welche die Aufsuchung der Spuren erfordert, nicht wahrscheinlich, daß er Franklin in weniger als drei Jahren auf einer Fahrt einhole, zu welcher der letztere sechs Jahre gebraucht hat. Hierbei muß erinnert werden, daß Sir John Franklin 1846 genau in derselben Lage war, worin sich Sir Edward Belcher gegenwärtig befindet, wenn es ihm gelingt den Wellington-Canal hinaufzukommen; und seine Expedition war gewiß eben so stark als die des letzteren und seine Mannschaft nicht schlechter.

Es liegt am Tage, daß die Aufsuchungs-Expeditionen bisher zu sehr an einer Seite der arktischen Regionen concentrirt waren — im Sommer 1850 befanden sich nicht weniger als elf Schiffe auf Einem Platze beisammen. — Es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn wir aussprechen, daß die Verfolgung des Weges der vermißten Schiffe erst jetzt begonnen

hat, da Sir Edward Belcher in dem Wellington=Canale hinaufgesegelt ist.

Die übrigen Expeditionsschiffe, welche jetzt noch in den arktischen Gegenden sind, der Investigator und die Entreprise, wie die Schiffe unter Capitain Kellett, sind allein nach Banks=Land und Melville=Insel gerichtet, einer Gegend, die wahrscheinlich weit von Sir John Franklin's Aufenthalt entfernt ist. „Die Thiere auf Melville=Insel waren ohne Furcht und zahm“, sagt Lieutenant M'Clintock, die beste Autorität in dieser Sache, „ein Umstand, der allein ein überzeugender Beweis ist, daß unser Landsmann nicht hier war“, und man kann hinzusetzen, nicht innerhalb 500 Meilen. Wenn Sir John Franklin sich nach einer bekannten Gegend der amerikanischen Seite hätte zurückziehen wollen, so stand ihm nichts im Wege. Es ist bekannt genug, daß Schlittenparthien in einem Winter gegen 1000 Meilen zurückgelegt haben, und Sir John Roß machte nach vierjähriger Gefangenschaft im Eise, mit nur vierundzwanzig Mann, die von Entbehrungen und Anstrengungen hart mitgenommen waren, wenigstens 500 Meilen theils zu Lande, theils zu Wasser von dem Punkte, wo er sein Schiff aufgab, bis zu der Stätte seiner Erlösung.

Der Umstand, daß nicht weniger als funfzehn Expeditionen, aus dreißig Schiffen ohne Zählung der Boote bestehend, ihren Hauptzweck verfehlt haben, bestimmte mich vor Kurzem, die Aufmerksamkeit auf einen Theil der polarischen Gegenden zu lenken, welcher bislang vernachlässigt wurde, und einen Plan für Nachforschungen durch das Meer von Spitzbergen, den großen Ocean zwischen Spitzbergen und Novaya Zemlya zu entwerfen. Ich führte Gründe an, welche

zeigten, daß diese See wahrscheinlich die beste Straße darböte, und hervorhob, daß eine solche Expedition von der höchsten Wichtigkeit für den Handel und die Geographie wäre. Da mein Plan der Oeffentlichkeit bereits vorliegt*), so ist es überflüssig, denselben hier zu entwickeln. Wenn die Aufsuchungs-Operationen ein umfassendes und erschöpfendes System bilden sollen, so kann mein Vorschlag nicht unberücksichtigt bleiben. Die Handels-Interessen des Landes verlangen nicht minder eine baldige Erforschung der Region, auf welche ich die Aufmerksamkeit gelenkt, und die Wissenschaft harrt mit Sehnsucht auf die Lösung eines der wichtigsten geographischen Probleme. Endlich aber duldet die Erwägung, daß fünf Jahre mehr und mehr angestrengter Kräfte auf der einen Seite bis jetzt ohne Erfolg geblieben sind, keine längere Ver-

---

*) Die verschiedenen Mittheilungen, die sich auf meinen Plan beziehen, von dem ein Entwurf zuerst in dem „Athenäum" vom 17. Januar 1852 veröffentlicht wurde, sind folgende:

1) Die Aufsuchung Franklin's. Mit einer Polarkarte. London, Longmans. (15. Mai 1852.)

2) Bemerkungen über die Verbreitung der Thiere, welche zur Nahrung dienen, in den arktischen Regionen. (Journal der Royal Geographical Society zu London. 1852. vol. XXII.)

3) Sir John Franklin, die Schiffbarkeit des Meeres von Spitzbergen, und die Wallfischereien in den arktischen Regionen. (Eine Vorlesung, gehalten in der Royal Geographical Society, 8. November 1852. S. Auszüge in „Times", 12. November, und „Athenäum", 13. November 1852.)

4) Ueber die Wallfischereien in den arktischen Regionen. („Times", 8. und 11. November 1852.)

5) Baffins-Bai und das Polar-Bassin. („Athenäum", 11. Dec. 1852.)

6) Briefe an die Lords Commissioners der Admiralität, datirt 29. November 1852. (Parliamentary Papers, „Arctic Expeditions", auf Befehl des Hauses der Gemeinen gedruckt, December 1852.)

nachlässigung der andern Seite, welche dem Anschein nach der Kraft des Dampfes einen leichten und raschen Zugang gewährt. Jetzt mögen vielleicht noch nicht alle vermißten Personen umgekommen sein, allein ein fernerer Verzug von einem oder zwei Jahren — und es ist wohl keiner mehr übrig, der den schmerzlichen Bericht ihrer Leiden abstatte; es wiederholt sich das schreckliche Ende der Expedition des Sir Hugh Willoughby, von der man nur die steifgefrorenen Leichname an den unheimlichen Küsten der arktischen Regionen fand.

A. P.

Capitel XIII.

Fortsetzung der Reise des Herald. — Honolulu. — König Kamehameha's Lever. — Antritt der Heimreise. — Ankunft in Hongkong. — Besuch Cantons.

Honolulu hatte seit unserm letzten Besuche bedeutende Veränderungen erfahren. Eine Markthalle war errichtet, eine Wasserleitung zur Versorgung der Schiffe mit Wasser von den Bergen angelegt, und eine bedeutende Anzahl von Häusern hatte die Stadt vergrößert. Der Hafen war mit Schiffen angefüllt und die Straßen lebten von Fremden, welche entweder nach Californien gingen oder von dort zurückkamen. Der Handel befand sich im blühendsten Zustande; frische Güterladungen trafen täglich von China, Australien, Nordamerika und Europa ein: überall waren die Anzeichen von Blüthe und Fortschritt zu sehen. Auch der Landwirthschaft war die ihr gebührende Aufmerksamkeit geworden, und eine Gesellschaft hatte sich unter dem Titel eines königlichen landwirthschaftlichen Vereins der Hawaiianischen Inseln gebildet. Der König war Schutzherr derselben geworden, und im August 1850, als die Gesellschaft gebildet wurde, versammelten sich Abgeordnete der verschiedenen Inseln in Honolulu. Sie brachten die verschiedenen Producte der Inselgruppe mit und bildeten

so in kleinem Maßstabe die erste landwirthschaftliche Ausstellung in Polynesien. Die junge Gesellschaft entfaltet große Thätigkeit: ein Band ihrer Verhandlungen ist erschienen, reichliche Gelder sind gezeichnet und Schiffe sind nach China gesendet, um Arbeiter einzuführen.

Während unseres Aufenthalts gab König Kamehameha Morgen-Audienz, in welcher Capitain Kellett und mehrere von unseren Officieren vorgestellt wurden. Herr Whiffin, der mit von der Parthie war, hat eine interessante Beschreibung der Ceremonie geliefert, die ich trotz ihres von dem vorliegenden Buche verschiedenen Tons kein Bedenken trage, dem Leser mitzutheilen:

„„Wer will mit zum Lever?“ lachte der ungehobelte Midshipman von der Morgenwacht, als er die Hinterleiter herab in den Schiffsraum polterte, wo die Majorität seiner Schüsselkameraden sich anstrengte, mittelst der Anwendung von kaltem Wasser und der Reibung einer gemeinen Handquehle ihren Backen die Frische wieder zu ertheilen, welche schlechte Diät und langer Dienst unter der tropischen Sonne zerstört hatte.

„„Was für ein Lever?“ fragte ein Anderer.

„„Ei nun, das Lever“, entgegnete der Erste. „Der Capitain hat hergesandt, daß der König heute eine Morgen-Audienz halte; wer von den Officieren vorgestellt zu sein wünsche, müsse Punkt halb drei in voller Uniform an die Küste zum Consul kommen.“

„„Werd' ich an Deck gehen, um den König zu sehen! Volle Uniform, seh' mir einer! Bah! trägt er doch erst ein Kleid seit ein Paar Jahren! Die Hofdamen würden, meiner Treu, nicht sehr erröthen, wenn er ohne die unmaßgebliche Bedeckung geblieben wäre!“

„Dies ist ein Pröbchen der Unterhaltung, die in unserm Kajütenraume herrschte, als ihrer Hawaiianischen Majestät Geruhen kund gethan war. Glücklicherweise waren nicht alle der Meinung dessen, der die Meldung überbrachte; mehrere, unter denen auch ich, meinten, daß es eine interessante Scene sein müsse zu sehen, wie sich ein kaum der Rohheit entrissenes Volk die pomphaften Ceremonien eines königlichen Hofs aufzuführen bestrebe. Wir dachten, selbst wenn es eine Posse geben sollte, so würde uns der Spaß, den wir hinterher davon hätten, reichlich für die Mühe des Wegs entschädigen.

„Unsere Gesellschaft war bald vollzählig. Nach dem Frühstück ließen acht oder neun Officiere ihre kostbaren Gallakleider aus der dumpfen Verborgenheit erlösen, worein sie seit unserer Abreise von Guaymas begraben waren. Ich ließ sie sich nach ihrem Gefallen an Bord mit ihrem Staat beschäftigen und eilte mit einem kleinen Buben und einem großen Bündel ans Land, um meine auserlesene Toilette zu machen. Als ich unsere Kneipe erreichte — eine kleine Wirthschaft, die unsere Messe gemiethet hatte, weil sie für Ankleiden und Erfrischung geeigneter war als der Gasthof — fand ich dieselbe verschlossen. Ich jagte mehrere Boten durch die Stadt, um den eingeborenen Burschen zu suchen, welcher mit dem Schlüssel und der Besorgung des Hauses betraut war. Allein er kam nicht. So behielt ich mit philosophischer Ergebung meinen Aerger für mich, begab mich zur großen Heiterkeit der Hausgenossen in eine anliegende Waschhütte und legte die erforderlichen Kleidungsstücke an.

„Die festgesetzte Stunde war bereits um einige Minuten vorüber, als ich die Wohnung unseres Consuls, General Miller, erreichte. Mein unordentliches, aufgeregtes und

erhitztes Wesen fiel dem Capitain und den bereits anwesenden Officieren auf und belustigte sie sehr. Glücklicherweise begann ein Gespräch, das lange genug anhielt, um mich abzukühlen und wieder zu Athem zu kommen.

„Der Palast ist nur dreihundert Yards vom Hause des Generals entfernt, allein in Anbetracht der feierlichen Haltung unsres Gangs brachten wir volle zehn Minuten auf dem Wege zu. Ein kleines Wachthaus ist über dem Palastthore angebracht; dasselbe diente jetzt, um eine Anzeige unserer Annäherung zu geben. Die Schildwachen rechts und links machten die üblichen „Klickklick“ Honneurs mit ihren Gewehren als wir vorübergingen, während eine Compagie hawaiianischer Infanterie, die im Carré aufgestellt war, ein Scheinmanöver machte und an uns heranschwenkte, als wir die Stufen hinanstiegen.

„Wir wurden in der Vorhalle von einer Menge Beamten empfangen, von denen einige Weiße, die anderen eingeborene Häuptlinge waren; sie geleiteten uns artig in das geräumige Empfangszimmer, wo König Kamehameha und sein Gefolge versammelt war. Der König war in völliger Kleidung, er trug einen blauen Rock und eine weiße Weste, quer über die Brust hatte er ein breites rothes Band. Er saß auf einem geschnitzten eichenen Stuhle oder Throne, der etwas über dem Boden emporragte, gepolstert und mit rothem Sammt beschlagen war. An seiner Rechten stand George Young, erster Minister und Abkömmling des berühmten John Young, welcher anfangs Gefangener und später der treue, erprobte Freund des ersten Kamehameha war, mit dessen Geschichte sein Name eng verknüpft ist. Armstrong, der Minister des Unterrichts, nahm die Linke Seiner Majestät ein und diente als Dolmetscher. Die übrigen Sitze dieser Seite

waren von den vorzüglichsten eingeborenen Häuptlingen eingenommen, Leuten von riesenhaften Verhältnissen, deren hübsche Gesichter zu den schmucken Uniformen paßten, mit denen sie angethan waren.

„Wie verschieden waren die Gesinnungen und Ansichten, womit sie uns bewillkommten, von denen, die der ritterliche Cook und seine Officiere siebenzig Jahre früher erfuhren! Die damaligen Bewohner glaubten in der Person desselben ihren gefürchteten, lange abwesenden Gott Lono zu erkennen und hätten ihn gern getödtet, wenn sie es nicht für zweckmäßiger gehalten, ihn bei sich zu behalten! Kaum ist diese Generation verschollen, so finden wir bereits die Hawaiianer mitten im Glanze der Civilisation und des Handels und in der Verehrung desselben Gottes, den wir selbst anbeten.

„Als der Consul vortrat, erhob sich der König von seinem Sitze. Nach Austausch der Begrüßungen begann die Tagesordnung mit der Vorstellung des Capitains Kellett. Seine Majestät empfing denselben mit leichter, huldvoller Miene und erkannte in ihm eine alte Bekanntschaft. Wir waren bis dahin im Hintergrunde geblieben; jetzt wurden wir einer nach dem andern in der Reihenfolge des Ranges vorgestellt. Kamehameha erzeigte uns nicht die Ehre der mindesten Aufmerksamkeit. Wir passirten nur dicht an ihm vorbei von der einen Seite des Zimmers zur andern, beim Vorübergehen an Seiner Majestät stehen bleibend und unsre höflichste Verbeugung machend. Er erwiderte unsere Huldigung in gemessener leichter Weise, so daß es ihm der vollendetste Hofmann nicht zuvor gethan haben würde. Fünf oder sechs Herren von verschiedenen Nationen wurden danach von den Consuln ihrer Regierungen vorgestellt, womit der förmliche

Theil der Ceremonie geschlossen wurde. Der König ließ sich nieder und bedeutete alle Anwesenden, seinem Beispiele zu folgen.

„Eine lebhafte Unterhaltung erhob sich nun in verschiedenen Gruppen. Der König und Capitain Kellett hatten eine lange Unterredung durch die Vermittlung des Ministers Armstrong, dessen Beihülfe, so weit ich hören konnte, wenig nöthig war, da der König sowohl Französisch als Englisch versteht. Für seine Ausbildung haben sich die Missionäre große Mühe gegeben und noch jetzt besitzen seine ehemaligen Lehrer großen Einfluß auf ihn. Dem Aussehen nach halte ich ihn für einen Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, er ist von mächtigem Bau, freundlichem Wesen und interessanter, wenn auch keineswegs schöner Gesichtsbildung. An Größe kommt er den übrigen Häuptlingen nicht gleich, welche meist über sechs Fuß messen. Er scheint wenig Sinn oder Tüchtigkeit zur Arbeit zu haben und steht sehr unter der Controle seiner Räthe, deren Mehrzahl aus der amerikanischen Mission hervorgegangen ist. Ab und an wird ihm die strenge sittliche Haltung, die dieselben ihm auferlegen, unerträglich; er schlägt aus, verläßt den Palast, vergißt das Versprechen, sich von hitzigen Getränken zu enthalten und überläßt sich in einem kleinen Landhause allerlei unheiligem und unsittlichem Treiben. Solch eine leichtfertige Laune hatte sich in der Nacht vor unserm Besuche eingestellt; die Minister mußten die größte Mühe aufwenden, um ihn auf den Pfad der Tugend zurückzuführen oder nur zur Theilnahme an dem Vorgange des heutigen Tages zu bewegen.

„Der Gefälligkeit des Herrn Bateman, eines Engländers, welcher die Stellung eines Generalfiscals bekleidete, verdanke

ich die Mittheilung jener kleinen Züge. Ich hatte das Glück neben ihm zu sitzen und erfuhr dadurch auch die Namen der vorzüglichsten Häuptlinge und anderer anwesenden Personen, die mir sonst fremd geblieben sein würden.

„Der Raum, worin wir saßen, war ein großes viereckiges Zimmer, prächtig möblirt und reich drappirt; die Wände trugen nette Goldverzierungen und waren mit den Bildnissen von Personen behangen, die in Verbindung mit der Geschichte der Hawaiianischen Inseln seit ihrer Civilisation stehen. Ich erwähne nur Georg III., Louis Philipp und den Admiral Thomas. Alle Verzierungen waren passend, ohne Prunk und geschmackvoll.

„Nachdem wir ein Viertelstündchen geplaudert hatten, gab der König ein Zeichen, worauf wir uns in ein anliegendes Zimmer begaben, um unsere Namen einzuschreiben und ein Möbel zu besichtigen, welches zum Geschenke für die Königin von Großbritannien bestimmt war. Es war eine runde Tafel von eleganter Form; sie war aus einheimischen Holzarten, besonders Koa (Acacia heterophylla, Willd.) gemacht und zeigte in der Mitte das aus verschiedenen Hölzern farbig eingelegte königliche Wappen.

„Dieses Zimmer war nicht so groß als das erste, aber eben so geschmackvoll eingerichtet. An einer Wand desselben sah ich das Bild von dem „Egbert der Sandwichs-Inseln“ — dem guten, klugen und unerschrockenen Kamehameha I., dessen verständigem und entschlossenem Benehmen die rasche Erhebung des Volkes aus dem Stande der Barbarei zuzuschreiben ist. Die Malerei ist grob. Der König ist in rother Weste und Hemdsärmeln dargestellt; sein Gesicht ist tätowirt, sein Haar grau. Das Portrait muß kurz vor seinem Ableben

gemacht sein. Es ist dasselbe, dessen Copie Jervis in der „Geschichte der Sandwichs-Inseln“ mitgetheilt hat, wo er den Fürsten in seinen früheren Tagen schildert als „einen riesenhaften Wilden von Bau und Größe, und einen Mann von solchen Fähigkeiten und Charakter, daß jedes Land ihn mit Stolz den Seinigen genannt haben würde.“

„Während die Officiere sich von den Häuptlingen verabschiedeten, bedeutete mich ein Herr, zwei kleine Gartenhäuser hinter dem Palaste zu betrachten, in welchen der König und die Königin abgesondert wohnen. In diesen bescheidenen Wohnungen verbringen sie den größten Theil ihrer Zeit in sehr einfacher Weise und essen ihren Poi und Fisch wie in alten Zeiten. Ein Billardzimmer ist in der Nähe des Palastes erbauet, um der unziemlichen Gewohnheit der königlichen Majestät, dieses Spieles willen die Hotels zu besuchen, ein Ziel zu setzen. Das Aeußere der Gebäude hatte nichts Bemerkenswerthes; dieselben sind einfach und dauerhaft gebauet und entsprechen ihrem Zwecke.

„Dieselben Wachen präsentirten wieder, als wir den Palasthof verließen; das Commando war englisch; es wurde von einem Häuptlinge — unserm alten Freunde Capitain Rio — gegeben, den wir kurz zuvor in der Kegelbahn getroffen. Seitdem war eine gänzliche Umwandlung mit ihm vorgegangen. Seine gewöhnliche dunkle Tracht war von einer glänzenden scharlachrothen Uniform verdrängt, die der unsrer Capitaine von der Linie glich, nur war die buschartige Kopfbedeckung unsrer meisten Infanterie-Officiere unter dem Range eines Stabsofficiers, bei ihm durch einen netten aufgeschlagenen Hut mit Feder vertreten, den er zu unserer Begrüßung freundlich lüftete.

„Der Nachmittag war bereits vorgerückt, als wir das Haus des Consuls erreichten, wohin Capitain Kellett und Einige von uns zurückgingen, um einen leichten Imbiß zu nehmen und die Kleider zu einem Spazierritt zu wechseln. Ich war mit dem Morgenbesuche sehr zufrieden und freuete mich sehr über die anspruchslose Weise, worin die ganze Ceremonie vor sich gegangen. Der König hatte sich gemessen, würdig und ohne irgend welche Auffälligkeit benommen. Ich verließ das Schiff um einer Posse beizuwohnen, und kehrte mit der Meinung zurück, daß der aufmerksamste Beobachter blutwenig Stoff zum Lachen gefunden haben könne.

„Die Stellung, welche der König gegenwärtig einnimmt, ist allerdings eine hohe, und sein jetziger Titel könnte glauben machen, daß er denselben aus Anmaßung angenommen und die Würde der europäischen Fürsten habe urgiren wollen. Allein seine Würde hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der Stellung, welche die Häuptlinge der Inseln vor Cook's Besuche inne hatten. Es konnte keine größere Despoten geben als auf dieser Inselgruppe gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts; es war Sacrilegium, ja todwürdiges Verbrechen für einen Plebejer, in den Schatten derselben zu treten. Gegenwärtig muß die Lage des Volkes durch den geselligen Verkehr mit civilisirten Nationen verbessert sein, und die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit vor dem Könige und der Aristokratie abgenommen haben."

Am 30. October 1850 begann der Herald seine Heimreise; wir sagten den Hawaiianischen Inseln Lebewohl und steuerten gen China. Wir fuhren mit vortrefflichem Passatwinde, kamen am 19. November in Sicht der Insel Assumption, passirten Formosa und die Bashee-Gruppe, und nach-

dem wir in der Gegend der letzteren eine Reise von heftigen N. N. W. Winden erfahren, erreichten wir am letzten November (oder richtiger 1. December, denn wir verloren einen Tag) den Victoriahafen, Hongkong.

Mehrere von uns machten einen Ausflug nach Cowloon, an das Festland, auf chinesischem Gebiete, wo die meisten Früchte, welche Victoria verbraucht, so wie Boehmeria nivea zur Bereitung von (Baumwolle- und Flachs-) Zeugen, gebauet werden. Man bedauert jetzt allgemein, daß nicht die kleine Halbinsel Cowloon zur britischen Niederlassung gewählt worden ist, statt des ungesunden Orts, wo gegenwärtig die Stadt Victoria erbaut ist; denn trotz aller ungeheueren Summen, welche die Regierung für öffentliche Bauten, Drainage, Canäle, Brücken u. s. w. aufwenden mußte, ist der Gesundheitszustand von Hongkong wenig verbessert und die jährliche Sterblichkeit steigt noch immer hoch.

Die Aussicht des Victoria-Pics, eines Berges von beinahe 2000 Fuß Höhe, ist wundervoll und vergilt die Mühe des Ersteigens reichlich durch den Blick auf die umliegende Landschaft. Man gewahrt über dreißig Inseln und eine zahllose Menge chinesischer und europäischer Schiffe; ein vollständiges Panorama der Stadt Victoria, ihrer prächtigen Gebäude, Straßen, Brücken und anderer öffentlichen Bauten, die seit der Besitznahme ausgeführt sind, liegt vor den Füßen. Der Pic selbst, gleich der ganzen Kette der Hongkong-Berge, entbehrt der Holzpfanzen; aber an den Abhängen, in den Tiefen und Thälern zeigen sich große Büsche von meistens immer grünendem, prächtigen Laube. In einigen Bächen des Berges fand ich viele Goldfische (Cyprinus auralus, Linn.),

es gelang mir, etliche lebendig nach der Stadt zu bringen und in ein Glasgefäß zu setzen.

Am Abende des 2. December war Versammlung der chinesischen Abtheilung der Royal Asiatic Society; der Secretär las einen Bericht von Dr. H. F. Hance, welcher zur Errichtung eines botanischen Gartens aufforderte. Es schien gewünscht zu werden, daß derselbe den doppelten Zweck eines wissenschaftlichen Instituts und eines öffentlichen Spazierganges erfülle. Allein die Beschaffenheit des Bodens und Klimas ist der Art, daß es schwer hält, einen geeigneten Platz zu finden. Wenn derselbe nicht gegen den Wind geschützt liegt, so kann eine einzige Wasserhose in wenigen Stunden die kostbarste Sammlung vernichten; eine geschützte Lage aber, die sich zu einem botanischen Garten eignete, ist kaum in der Nachbarschaft der Stadt zu finden. So ist geringe Hoffnung vorhanden, beide Wünsche zu erfüllen. Da indeß der wissenschaftliche Zweck voraufgestellt und die Promenade nur nebenbei gewünscht ist, so mag das Unternehmen wohl zu Stande kommen.

Ich wünschte Canton zu besuchen. Am 11. December fuhr ich auf einem Flußdampfboote in Begleitung des Midshipman John Anderson dahin ab. Die Fahrt ging anfangs zwischen Inseln durch und dann den Fluß hinauf, wo wir die Stadt Whampoa passirten. Der hohe Standpunkt der Cultur, die zahlreichen Dörfer, die hohen Pagoden, die prächtigen Tempel, die große Menge von Schiffen und die tausend Boote voll Menschen, sind in der That sehenswerth; nur in China ist solch ein Anblick möglich. Wenn an einer Ueberfahrtsstelle in London schon die Bezeichnung „gedrängt“ gebraucht wird, so fehlt mir das Wort, um die Masse von

Booten und Menschen anzugeben, die ich in Canton sah; es übersteigt alle Begriffe. Wir erreichten unsere Bestimmung gegen Abend, und fanden freundliche Aufnahme bei einem deutschen Kaufmanne, W. Pustau, dessen Etablissement zu Victoria bereits zu meiner Verfügung gestellt war, und der mir hier weitere Proben seiner Gastfreundschaft gab.

Fremde befinden sich in Canton in einer eigenthümlichen Lage. Sie dürfen nur die Vorstadt betreten; die eigentliche Stadt bleibt ihnen verschlossen. Da die Straßen der Vorstadt eng und schmutzig sind, so ist der einzige Platz zu Spaziergängen ein kleiner Garten vor den Factoreien, am Flußufer. Dieser Garten enthält manche hübsche Palme, Feigenbäume und Blumen und ist sehr reinlich gehalten; früher war er durch eine Mauer in zwei Theile geschieden, von denen der kleinere — welcher eine nette, durch allgemeine Beisteuer der Protestanten errichtete Kirche enthält — den Engländern gehörte, der andere den übrigen fremden Kaufleuten zustand. Gegenwärtig ist nach langen Unterhandlungen und Berathungen die Scheidewand abgebrochen und eine Vereinigung der beiden Abtheilungen hergestellt, die eine reizende Promenade gebildet hat.

Es gehört mit dazu, daß die Besucher von Canton hinausgehen, um die sogenannten Höhen der Stadt zu sehen. Da eine solche Expedition für einzelne Personen nicht sicher gehalten wird — einige Europäer sind ermordet, andere geschlagen oder mit Steinen geworfen — so wurde eine Parthie gebildet. Nach zwei Stunden ununterbrochenen Ganges durch die zahllosen Straßen der Vorstadt erreichten wir die Außenseite der Mauern, ohne eine andere Unbill zu erfahren, als daß wir von einem Schwarm Buben und Mädchen

verfolgt wurden, der oft über Hundert wuchs und beständig schrie: „Fremde Teufel! fremde Teufel!“ Von den Anhöhen gewannen wir eine völlige Uebersicht der Stadt — eine Masse von Gebäuden, die so dicht aneinander gedrängt sind, daß man weder Straße noch Platz noch sonst eine Eintheilung bemerken konnte. Das Ganze bot einen, wenn auch nicht schönen, doch großartigen und seltsamen Anblick dar.

Die Flora der Umgegend war sehr arm. Wenige vereinzelte Fichtenbäume (Pinus Chinensis, Lamb.) wuchsen auf den Höhen; in der Nähe des Wassers Ficus nitida und einige Bambus; an den großen Stadtwällen Boehmeria nitida und Ficus stipulata; an Hecken rankte ein Hopfen, dessen Ansehen so sehr von Humulus Lupulus verschieden war, daß eine nähere Vergleichung vielleicht eine neue Art ergiebt. Unter den verschiedenen Pflanzen gab es nichts Besonderes, ausgenommen Sagittaria Chinensis, welche in großen Mengen auf Sümpfen wächst. Reis und die meisten Vegetabilien waren noch nicht gesäet, weil es Winter war; wenn schon derselbe nicht mit dem unsrigen verglichen werden kann, so ist er doch zuweilen streng genug, um in einer Nacht die Oberfläche von stehendem Wasser in Eis zu verwandeln.

Als wir uns einem der zwölf Thore näherten, kam uns eine Anzahl tartarischer Soldaten entgegen und sagten uns mit größter Artigkeit, daß wir besser thäten zu gehen, woher wir gekommen. Ich hatte mir indeß vorgenommen, daß ich das Innere der Mauern von Canton betreten wollte; ich ging breist durch das Thor und drang einige Schritte vorwärts. Meine Begleiter folgten mir. Wir kehrten jedoch sehr bald wieder um. Die Soldaten verstanden recht gut, was dieses sonderbare Benehmen bedeuten solle. Sie lachten

herzlich und nachdem wir die bezopften Krieger mit einigen Cigarren beschenkt, schieden wir als gute Freunde.

Die Bewohner von Canton scheinen auf die Kräfte der Pflanzen einen großen Werth zu legen. In den größeren Straßen befinden sich Läden, in denen heilsame Kräuter, Wurzeln, Rinden und andere vegetabilische Substanzen feil geboten werden. An einem derselben zählte ich über funfzig verschiedene Droguen. Zu denselben gehört in der Regel — besonders nach dem Gelingen einer Kur, ein Aufschneider, welcher die außerordentlichen Kräfte seiner Waaren anpreis't und dazwischen sich einen Witz erlaubt, welchen die umstehenden Gaffer dankbar anerkennen. Nirgend habe ich so sehr bedauert, der Landessprache unkundig zu sein, als bei dieser Gelegenheit. Wie viel Quacksalberei mit dem chinesischen Medicinalwesen verbunden sein mag, ein großer Theil ist ohne Zweifel gesunde Wissenschaft, welche durch theure Erfahrungen gewonnen wurde. Wir können in dieser Hinsicht viel von ihnen lernen. Das große Werk von Li=schi=tschin, betitelt „Pun=tsau=kang=muh“ (Materia medica) ist eine werthvolle Zusammenstellung, von der die Europäer wenig kennen und die niemals in irgend eine Sprache übersetzt ist. Das Werk besteht aus nicht weniger als vierzig enggedruckten Oktavbänden und enthält mehrere hundert Abbildungen von Mineralien, Pflanzen und Thieren. Sind schon die Abbildungen nicht vollkommen, so stehen sie doch meistentheils nicht unter den Holzschnitten, welche die Seiten der alten „Kräuterbücher“ und Pflanzenschriften, die in Europa bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt wurden, ausschmücken. Die Vergleichung der Namen und Abbildungen, welche Li=schi=tschin giebt, mit den wissenschaftlichen Benen=

nungen würde eine interessante Arbeit für Diejenigen abgeben, welche sich mit chinesischer Naturwissenschaft beschäftigen, und nach den wenigen in neuerer Zeit gedruckten Auszügen zu urtheilen, würde die Uebersetzung des Ganzen durch eine Menge sonderbarer und nützlicher Mittheilungen lohnen.

Es gab eine Zeit, wo man glaubte, daß der schwarze Thee das Erzeugniß von Thea Bohea, der grüne das von Thea viridis sei. Allmälig jedoch fing man an, diese Meinung zu bezweifeln, bis endlich die letzteren Jahre der Ueberzeugung Platz gemacht haben, daß es nur auf die Zubereitung ankomme, ob diese oder jene Sorte entstehen soll, daß grüner Thee, als Rohproduct, selten oder nie nach Europa komme, und daß überhaupt der Thee sowohl in China selbst, als in den aufgeklärten Ländern vielen Verfälschungen unterworfen sei. Eine gedrängte Zusammenstellung unserer jetzigen Kenntnisse über ein so wichtiges Getränk, wie der Thee ist, wird nicht unwillkommen sein.

Man kann zwei Arten der Verfälschung unterscheiden: 1) die Verfälschung von wirklichem Thee und 2) Fabrikate, welche aus fremden Stoffen bestehen und nur den Namen »Thee« führen.

In „The Manual of Scientific Inquiry“ fragt Sir William Hooker, ob in den nördlichen Provinzen von China Indigo oder irgend ein anderer vegetabilischer Stoff zur Färbung von grünem Thee gebraucht wird. Ob die Färbungsmethoden, welche im Norden angewandt werden, von den im Süden gebräuchlichen sich unterscheiden, kann ich nicht sagen; aber ich habe ermittelt, daß in und um Canton, von wo aus große Massen ausgeführt werden, der grüne Thee mit Pul-

ver von Gelbwurz (Curcuma), Gyps und Indigo oder oft Berlinerblau gefärbt wird. Sir John F. Davis (The Chinese. Vol. III. pag. 244.) beschreibt diesen Proceß sehr gut, begeht aber den Irrthum, daß der ganze Vorgang des Färbens nur bisweilen geschehe, um einer plötzlich vermehrten Nachfrage Genüge zu leisten, während es jetzt wohl bekannt ist, daß der grüne Thee Cantons seine Farbe nur künstlichen Mitteln verdankt. Ich hatte so viel gehört von Kupferplatten, von dem Pflücken, Sammeln, Kochen und Aufrollen der Blätter, daß ich sehr begierig war mit eigenen Augen die Zubereitung des Thee's, über welche verschiedene Werke mir eine verwirrte Meinung gegeben hatten, zu sehen. Einer der großen chinesischen Kaufleute führte mich nicht allein in seine eigene Fabrik, sondern auch in die verschiedener anderer Besitzer. Man schien mir nichts verheimlichen zu wollen, alles wurde offen gezeigt und mit der größten Höflichkeit erklärt; ja, ich bin fast geneigt zu glauben, nach Allem, was ich in diesem Lande sah, daß entweder die Chinesen sich sehr verändert haben oder daß ihr Wunsch Alles zu verheimlichen und geheimnißvoll zu machen, übertrieben sein mag.

Der Thee wird unzubereitet nach Canton gebracht. Zuerst wird er gereinigt. Weiber und Kinder säubern ihn von den kleinen Zweigen, Samen und anderen Unreinigkeiten, mit welchen er vermischt ist. Die einzigen Sorten, welche man natürliche nennen kann, sind die, welche durch Sammeln in den verschiedenen Jahreszeiten entstehen; alle übrigen werden künstlich hergestellt. Ohne in die Beschreibung aller dieser Methoden einzugehen, wird es genügen, eine als Beispiel anzuführen. Eine Quantität von Bohea Souchong warf man in eine eiserne Pfanne, welche sich über einem gelinden Feuer befand.

Die Blätter wurden so lange umgerührt, bis sie durch und durch erhitzt waren und dann verschiedene Farbestoffe hinzugefügt, auf etwa 20 Pfund Thee ein Eßlöffel voll Gyps, eben so viel Gelbwurz und zwei oder drei Löffel von Indigo. Der Thee nahm sogleich eine bläulichgrüne Farbe an und nachdem er noch einige Minuten umgerührt war, wurde er aus der Pfanne genommen. Die Blätter hatten sich natürlich von der Hitze zusammengezogen und verschiedene Gestalten angenommen, und aus diesen wurden die Sorten durch Sieben hergestellt. Die kleinen, länglichen Blätter fielen durch das erste Sieb und hießen Young Haysan, während diejenigen, welche eine rundliche, körnerartige Gestalt angenommen hatten, durch das letzte Sieb fielen und Choo-cha oder Gunpowder genannt wurden.

Der schwarze Thee, besonders Congo und Souchong, ist durchschnittlich der ächteste. Von 35 Proben, welche untersucht wurden, fand man 23 ächt und 12 verfälscht. Die verfälschten Sorten waren die wohlriechenden Pecco und Caper, Chulan oder Black Gunpowder, so wie Nachahmungen derselben von Theestaub. Die Verfälschung bestand darin, daß man das Aussehen des Thees zu verbessern gesucht hatte, indem man die Blätter mit Reißblei (Graphit), gepulvertem Glimmerschiefer, Indigo und Gelbwurz gefärbt hatte. Die Theetrinker können sich der Hoffnung hingeben, daß, so lange sie bei Congo und Souchong bleiben, sie wirklichen Thee genießen; sobald sie aber die wohlriechenden Sorten oder grünen Thee gebrauchen, so können sie fast immer annehmen, ein verfälschtes Getränk zu erhalten; denn unglücklicherweise haben in der Verfälschung sowohl chinesische als europäische Betrüger

einen Erfolg gehabt, der einer bessern Sache werth gewesen wäre *).

*) Im Jahre 1843 waren nicht weniger als 8 Fabriken in London und noch mehrere in den übrigen Theilen der vereinigten Königreiche, welche sich lediglich damit beschäftigten, gebrauchte Theeblätter aufzukaufen und wieder so zuzubereiten, daß sie dem ächten Thee auf das Täuschendste glichen. In den Gasthöfen, Kaffeehäusern und dergleichen Orten wurde der alte Thee für etwa $2^1/_2$—3 Pence das Pfund aufgekauft, nach Fabriken gebracht, mit einer Auflösung von Gummi vermischt, wieder getrocknet und endlich, je nachdem schwarzer oder grüner Thee gebildet werden sollte, mit den verschiedenen Farbestoffen und wohlriechenden Substanzen versetzt. Alles dieses wurde auf so großartigem Fuße betrieben, daß die Krämer durchaus nicht hineingezogen wurden und wohl in den meisten Fällen nicht wußten, daß sie verfälschte Waaren verkauften. Glücklicherweise sind jetzt diese Theefabriken gesetzlich verboten, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser Erwerbszweig noch auf das Eifrigste betrieben wird.

Eine andere Art der Fabrikation besteht darin, daß man die Blätter der Ulmen, Roßkastanien, Weiden, Pappeln, Schlehdorn und verschiedener anderer abstringirender Pflanzen in Thee umwandelt. Es ist wahrscheinlich diese Art der Verfälschung eine der ältesten. Wir erinnern daran, daß frühere Botaniker, ehe sie den wahren Theestrauch kannten, sich abmühten, die Blätter, welche man ihnen als Thee zusandte, zu entfalten und zu bestimmen. Mehrere erklärten dieselben für identisch mit denen europäischer Gewächse, und ohne Zweifel hatten sie Recht, obgleich sie bei der Entdeckung des wirklichen Theestrauches dem Hohne ihrer Collegen ausgesetzt waren.

Die widerlichste Verfälschung des Thees ist die, welche zu ihren Zwecken sich wirklichen Schmutzes bedient und deshalb nur als roher Betrug bezeichnet werden kann. Die Chinesen selbst machen aus dem Staube, welcher sich in den Theekisten vorfindet, vermittelst Gummis und der üblichen Farbestoffe eine Sorte, welche sie die Aufrichtigkeit haben Lie- oder falschen Thee zu nennen. Diese Sorte wird selten allein verkauft, sondern meistens mit andern schlechten Theearten vermengt; doch kommt sie auch oft in Massen nach Europa. Noch kürzlich versuchte man im englischen Zollhause die üblichen Abgaben dadurch zu vermeiden, daß man eine Ladung Lie-Thee nicht für ein Natur- sondern Kunstproduct auszugeben sich bemühte. Diese Unverschämtheit wurde jedoch gebührend zurückgewiesen und der hohe Zoll, der sonst

Den 13. December widmete ich dem Besuche des großen Tempels Honang, von dem Sir John Davis eine ausgezeichnete Beschreibung giebt; so wie einiger chinesischen Gärten. Einer der letzteren, Eigenthum eines reichen Gärtners und ganz seinem Privatvergnügen gewidmet, war mit musterhafter Ordnung gehalten. Es befanden sich Sommerhäuser darin und künstliche Teiche mit vielen Pflanzen von Nelumbium speciosum, Brücken, Grottenwerk und Tausende von Zwergbüschen und Bäumen, die in Porzellantöpfen gezogen wurden. Die Wege waren mit der süßduftenden Olea fragrans eingefaßt. Die Anlage war so großartig, daß sie sehr bedeutende Geldsummen gekostet haben muß; wenn der alte Gärtner das Alles mit seinem Geschäfte verdient hat, so muß die Gärtnerei in China mehr abwerfen als in gebildeten Ländern. In den verschiedenen Kunstgärten waren nur wenige Arten von Topfpflanzen zu bemerken. Reihe an Reihe standen nichts als Orangen, Rosen, Celosia cristata und vielerlei Sorten chinesischer Chrysanthemum, die mir den in europäischen Gärten cultivirten nachzustehen schienen. Serissa foetida war ebenfalls häufig und meistens in verschiedenen Figuren, Pagoden, Junken (besondere Art chinesischer Schiffe), Thiere u. s. w. geschnitten. Ich sah mehrere Nachahmungen von Hirschen; die Geweihe und jeglicher Theil des Thieres waren so hübsch gezogen, daß ich nicht umhin konnte es zu bewundern.

---

gewöhnlich der Einfuhr des Lie-Thees seines geringen Preises wegen hinderlich ist, mußte voll gezahlt werden. Außerdem ist neuerdings ermittelt worden, daß oft der Mist der Seidenwürmer zur Herstellung von Thee und seiner rundlichen Form wegen, gern zu grünem Gunpowder benutzt wird, doch ist es zu hoffen, daß diese Verfälschung seltener vorkommt, als Einige zu glauben scheinen.

Nach einem Aufenthalte von etlichen Tagen kehrte ich nach Hongkong zurück, wo sich der Herald zur Abfahrt rüstete. Bevor ich die Erzählung der Reise wieder aufnehme, habe ich eine allgemeine Uebersicht der physischen Beschaffenheit der Insel Hongkong einzuschalten; ich bin zu derselben durch eine Menge von Mittheilungen meines Freundes Dr. H. F. Hance befähigt, welcher sieben Jahre in der Colonie lebte und so manche Proben seiner hohen wissenschaftlichen Kenntnisse und eines erfolgreichen Studiums der Naturwissenschaft geliefert hat.

Capitel XIV.

Die Insel Hongkong. — Geographische Lage. — Geologische Formation. — Klima und Meteorologie. — Botanik. — Zoologie.

Hongkong, eine Verderbung von Hiangkiang, „die duftenden Bäche“, ist der Name einer Anzahl von Inseln in der chinesischen See, in geringer Entfernung von der Mündung des Perlenflusses, an dessen linkem Ufer die Stadt Canton liegt. Sie wird von demselben durch eine schmale Straße getrennt, die Kap-schui-mun *) (gewöhnlich Cap-sing-moon) oder „Schnellwasserstraße“ genannt wird und zwischen dem Festlande und einer fortlaufenden Kette kleiner Inseln, welche Hongkong an Beschaffenheit und Ansehen gleichen. Die Insel liegt zwischen 22° 9′ und 22° 21′ N. B. und 114° 6′ bis 114° 18 O. L. und ist von Canton etwa 85 Meilen entfernt und 46 von der portugiesischen Niederlassung Macao auf der Halbinsel Hiangschan. An der schmalsten Stelle der Lai-i-mun-Passage ist sie östlich nur eine halbe Seemeile vom Lande entfernt. Sie gleicht an Gestalt einem unregelmäßigen Dreieck, dessen

*) Durch einen sehr verzeihlichen Irrthum finde ich in fast allen Lehrbüchern die Pflanzen dieser Gegend bezeichnet: „Hab. in Cap. Syng-moon oder „Crescit ad Prom. Sing-moon;“ das erste Wort als Abkürzung für Caput genommen.

Spitze gegen Westen gekehrt ist; die Seiten sind aber sehr unregelmäßig und voll Buchten, namentlich an der Südküste, welche die längste Seite des Dreiecks bildet. Die Oberfläche beträgt 29.14 Quadratmeilen, während der Umfang nicht völlig 27 Meilen ausmacht.

Die Insel ist ein langer steiler Bergrücken, welcher sich von Osten nach Westen erstreckt. Er senkt sich an einigen Stellen sanft zur See nieder und setzt in dem Spiegel derselben lange Bänke von hellem weißen Quarzsand ab; an anderen Orten bricht er plötzlich mit finstren senkrechten Klippen von mehr als hundert Fuß Höhe ab. Große Höhlen sind in den Fuß derselben gewühlt, die Wogen brechen sich mit dumpfem Gebrause daran und peitschen Wolken von Flugwasser in die Höhe. Die Erhebung dieses Rückens differirt an den verschiedenen Spitzen. Die Bergspitzen sind von ungleicher Höhe; die bedeutendste, Victoria, erhebt sich gegen 1860 Fuß über dem Meere. Die vorherrschende Felsart ist Syenit (wird stark gebrochen und zu Bauten verwendet); er findet sich in ungeheuern Blöcken, eingeschlossen in einen Boden von derselben Gebirgsart und verschiedenen Stufen der Zersetzung (Laterite), oder aufgethürmt zu phantastischen Gebilden an den Spitzen der Hügel. Die Nebengebirgsarten erscheinen ebenfalls mehr oder minder abgesondert; Feldspath in normalem Zustande oder zu reinem weißen oder blaßrothen Letten übergehend — Hornblende in tiefschwarzen, glänzenden Krystallen zu Tage stehend — und Quarz, in Lagern von verschiedener Dicke den Laterite durchstreifend. Auch Massen von Trapp kommen vor, durchsichtige Krystalle von kohlensaurem Kalk finden sich nicht selten in der Mitte der Syenitblöcke, und im Bette der Bergwasser treffen sich dünne Glimmersteine. Keine

Spur von streichender Lagerung oder vulkanischer Thätigkeit war zu entdecken. Am Fuße der primären Gebirgsart, an den Plätzen, wo dieselbe zur Wasserlinie ausläuft, und zwischen den verschiedenen erhabeneren Punkten, befinden sich Flecken von angeschwemmtem Boden, die nur aus zersetzten vegetabilischen Stoffen bestehen, welche vom Regen niedergespült und mit dem Laterite gemengt wurden. Diese Plätze werden von den Eingeborenen fleißig zum Ackerbau benutzt. Die zahlreichen Bergwasser, welche die Abhänge der Höhen zerreißen, liefern einen unversieglichen Vorrath von Wasser, das sich durch große Reinheit auszeichnet, und kurz unter einem der hervorragendsten Gipfel sprudelt ein sehr starker Quell. Während des Sommers schwellen die Bäche in der Regel hoch an und Linien von Schaum bezeichnen in den Rinnen der Berge den Weg, welchen die ungestüm dahinstürzenden Wasser nehmen.

Die Temperatur ist einem Wechsel von 41° bis 93° Fahr. *) unterworfen. Die tägliche Veränderung überschreitet

*) Folgende Tabelle ist auf sechsjährige Beobachtungen gegründet und wie die übrigen meteorologischen Tafeln einem in der Colonie veröffentlichten Almanach entlehnt.

Monate.	Maximum.		Minimum.		Mittel.	
Januar......	73°	Fahr.....	49°	Fahr.....	61.65°	Fahr.
Februar.....	78°	"	50°	"	63. 5°	"
März........	80°	"	49°	"	65. 7°	"
April........	87°	"	49°	"	72. 7°	"
Mai.........	88°	"	68°	"	78. 3°	"
Juni........	92.5°	"	75°	"	83°	"
Juli.........	92°	"	80°	"	85°	"
August.......	92°	"	78°	"	83. 5°	"
September...	93°	"	78°	"	82. 9°	"
October......	90°	"	67°	"	80. 3°	"
November....	85°	"	57½°	"	72°	"
December....	77°	"	47°	"	63. 6°	"

selten 15°. Nur einmal während der Jahre 1844—1851 fiel das Thermometer auf den Gefrierpunkt.

Gegen Ende October oder Anfangs November tritt der nordwestliche Passatwind (Monsoon) ein: die Atmosphäre ist wundervoll heiter, die Luft kalt, streng und trocken und der Uebergang aus einer feuchten Atmosphäre macht sich durch das geräuschvolle Werfen und Reißen an Tischen und andern Möbeln bemerklich und dem Zusammenrollen von Papieren, wie es bei uns wohl der Fall ist, wenn man dieselben in einen erhitzten Raum bringt. Dies ist der Winter, welcher bis Mitte Februar anhält; selten fällt Regen in dieser Zeit, die Vegetation ist versengt und armselig; wenige Compositae sind ziemlich Alles was von Blüthen aufzutreiben ist. Allmälig wird die Temperatur höher, die atmosphärischen Niederschläge vermehren sich, die dünnen farblosen Blätter der Myrthe, Melastoma und Emblica, fallen und werden von einem zarten Frühlingsgrün ersetzt; zahllose Blumen sprießen aus dem Rasen, und gegen den Monat Mai verkündet sich der Sommer durch den südwestlichen Monsoon. Diese Jahreszeit charakterisirt sich durch eine ungemein starke, erdrückende Hitze, welche den europäischen Einwohnern die größte Schlaffheit verursacht. Regen fällt eine Woche bis zehn Tage hintereinander und gießt eher als er träufelt; die geschwollenen Gewässer schießen brausend zur See, die sich oft eine Viertelmeile weit von ihnen färbt; schreckliche Donner hallen an den Bergen wieder; ein dichter Schleier von Nebeln und Wolken hüllt die Höhen ein und die Feuchtigkeit der Atmosphäre ist so groß, daß Gegenstände von Holz oder Juchten oder Bücherdeckel, selbst wenn sie mit Alkohol oder öligen Essenzen getränkt sind, in einer Nacht mit einem dicken Ueberzuge von blauem Schimmel

bedeckt werden. Darauf läßt der Regen einige Tage nach; der Himmel wird unbewölkt, obwohl immer mehr oder weniger bedeckt, und beinahe ununterbrochen schießen des Abends Blitze von Wetterleuchten empor. Nicht ein Lüftchen bewegt die Luft; die niedere Atmosphäre erzittert in der Hitze, welche der Erdboden zurückstrahlt; das Todesschweigen wird nur von dem fortwährenden grellen und eintönigen Gezirpe der im Grase verborgenen Cicade gestört. Zu dieser Zeit steht die Vegetation auf ihrer Höhe und entwickelt sich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit; wenige Tage genügen, um die reichsten Blumen zur höchsten Entfaltung zu treiben.

Gegen Anfang September lassen die Regen nach; aber die Hitze bleibt übermäßig und in natürlicher Folge nimmt die Flora ein mehr nüchternes, weniger anziehendes Aussehen an. Dieser Jahresabschnitt mag mit unserm Herbste verglichen werden. Jetzt stellen sich die Typhoons *) (Wasserhosen) ein, diese schrecklichen Wirbelwinde, welche den indischen

*) Ueber den Ursprung und demzufolge auch über die Schreibart von Typhoon herrschen verschiedene Ansichten. Einige leiten es von dem Chinesischen tà fúng (buchstäblich „Starker Wind"), was jedoch nicht der Ausdruck dieser Sprache für Orkane ist. Andere lassen es mit mehr Wahrscheinlichkeit von dem Ungeheuer Typhon, Typhaon oder Typhöus abstammen, welche Namen ursprünglich einem Wesen angehörten und nur in Folge ihres häufigen Vorkommens in der alten Mythologie von den alten Schriftstellern abgesondert und verschiedenartig ausgelegt wurden. Typhöus wird von Hesiod als der Vater der widrigen oder Verderben bringenden Winde geschildert, im Gegensatze zu den günstigen und sanften Winden. Seinen Sohn Typhaon personificirt er als einen schrecklichen Orkan und die ihm beigelegte Verwandtschaft mit Cerberus, Hydra, Chimära und der Sphinx erklären seinen mythologischen Charakter zur Genüge. Hierzu die Bemerkung, daß ein Bruder des Osiris mit jenem Namen bei den Egyptern als der Urheber alles Uebels galt. (Vergl. Plut. de Isid. et Osirid.)

Ocean und die chinesische See durchtoben, sich auf das Land werfen und wenn sie auf ihrem Wege ein unbedachtes Haus treffen, es zersplittern und Thore und Läden weit hinwegschleudern; sie reißen Schiffe von ihren Ankern, schleudern Bäume in den Staub, verheeren und vernichten fast die gesammte Vegetation und lassen Trümmer und Verwüstung auf ihrer Spur zurück. — Endlich nimmt die Temperatur ab; die Regen hören gänzlich auf und die Vegetation senkt sich in Schlaf, um nach langer Thätigkeit Ruhe zu suchen und Kräfte für das nächste Jahr zu sammeln. Der Winter kehrt zurück und die Folge der Jahreszeiten hat ihren Kreis geschlossen *).

*) Die nachfolgenden Tafeln bieten interessante meteorolische Daten über das Klima von Hongkong:

Barometerstand (nach 6jähriger Beobachtung).

Monat.	Maximum.	Minimum.	Mittel.
Januar	30.28	29.71	30.004
Februar	30.26	29.69	30
März	30.19	29.66	29.94
April	30.04	29.65	29.857
Mai	29.95	29.58	29.767
Juni	29.88	29.46	29.655
Juli	29.85	29.35	29.65
August	29.84	29.27	29.596
September	29.94	29.10	29.713
October	30.16	29.56	29.84
November	30.17	29.80	29.987
December	30.25	29.80	30.03

Monat.	Durchschnittszahl der Regentage.	Regen nach Zoll. 1840.	1845.	1846.	1847.
Januar	5	—	—	0.25	5.12
Februar	5	—	—	0.705	2.110
März	12	—	—	7.925	1.950
April	10	—	—	5.07	7.35
Mai	17	—	—	12.92	8.45
Juni	18	—	—	21.68	11.60

Der Anblick von Hongkong verspricht wenig, wenn man sich dem Lande nähert oder die Insel von der See erblickt. Man wird unwillkürlich an eine beinahe äußerste Unfruchtbarkeit denken. Die Höhen sind mit einer magern Grasbedeckung überzogen, aus welchen Felsen ihre baaren nackten Rippen hervorstrecken. Die Eintönigkeit wird nur von wenigen Büschen oder einzelnen Bäumen unterbrochen und durch spärliche Gruppen von Pinus Sinensis, welche die steilen Abhänge bedecken. Wie Meyen bemerkt, unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser Baum früher ungleich häufiger war und ursprünglich dichte Wälder auf den Bergrücken aller hier herumliegenden Inseln bildete. Die Chinesen haben denselben aber in ungebührlichem Maße zum Brennholze verbraucht und

---

Monat.	Durchschnittszahl der Regentage.	Regen nach Zoll. 1840.	1845.	1846.	1847.
Juli	16	—	7.565	11.85	10.14
August	21	—	14	15.07	12.05
September	14	—	7	21.6	7.3
October	15	—	13.20	1.80	1.70
November	8	—	1.60	6.93	1.80
December	18	0.65	—	6.275	—

Die Regentafel ist auf Beobachtungen von zu oberflächlichem und unzusammenhängendem Charakter basirt, um von besonderem Werthe zu sein, da sicher die Regenmenge und die Zahl der Regentage im December nach den hier angegebenen Resultaten nicht für einen allgemeinen Durchschnitt genügen. Die Angaben der letztern beiden Jahre sind wahrscheinlich der Anfang einer regelmäßigen Beobachtung, und die überall bei Beobachtungen der Natur erforderliche Fortsetzung solcher Beobachtungen würde ohne Zweifel die Anomalie der Angaben ausgleichen. Wir besitzen leider durchaus keine psychrometrische Daten, allein nach der großen Menge von Regen und Regentagen im Sommer läßt sich mit einiger Zuversicht annehmen, daß die Thaupunkte nicht wesentlich von der gewöhnlichen Temperatur differiren, zum wenigsten nicht während jener Jahreszeit.

da selten oder nie neue Anpflanzungen gemacht sind, so ist ein rascher Verfall der Holzung eingetreten. — Bei genauerer Betrachtung findet indessen der Botaniker, daß der erste Eindruck täuschte. In der That darf man sowohl hinsichtlich der Menge von Arten wie neuer und interessanter Formen der Flora die Insel im Verhältniß zu ihrer Größe und geographischen Lage auf eine hohe Stufe reihen. Natürlich können auf einem so engen Raume wie Hongkong, wo die Höhe der Berge nicht beträchtlich genug ist, um einen wesentlichen Einfluß zu üben, Zonen und Districte der Vegetation nicht vorkommen, wie sie Java und andere Nachbarinseln darbieten.

Die normalen oder charakteristischen Species — solche, welche am weitesten und zahlreichsten verbreitet sind und dem Beobachter am deutlichsten als der eigentliche Kern des unterschiedenen, eigenthümlichen Charakters der Flora entgegentreten — sind: ein dicker oder richtiger grober Rasen von Arten des Cyperus, besonders an feuchten Orten, Paspalus, Chrysopogon, Andropogon, Anatherum, Digitaria, Lycopodium cernuum &c.; Myrtus tomentosa mit heitern rosenfarbenen Blüthen und nüchtern grünen Blättern, die unterwärts mit dichtem weißen Flaum bezogen sind, wird überall angetroffen und kann als die gemeinste Pflanze der Insel angesehen werden. Die reife Frucht derselben hat einen harzigen, nicht unangenehmen Geschmack, etwa wie die schwarze Johannisbeere, und wird von den Eingeborenen gegessen. Melastoma calycina und M. macrocarpon mit prächtigen purpurfarbigen Blüthen; Ancistrolobus ligustrinus, ein nettes dichtes Gesträuch mit dunkel blutfarbigen Blüthen, die wie unser Beifuß riechen; und Callicarpa tomentosa und eine andere, deren Zweige von sammetartigem gelblichen Flaum überzogen sind, mit lieblich

glänzenden grauen, unterhalb mehlfarbigen Blättern und dichten Büscheln von kleinen röthlich-lilla gefärbten Blüthen. Eine Emblica, die in den Niederungen sehr gemein ist, gehört zu den ersten, welche beim Nahen des Frühlings ihre zarten grünen Blätter entfalten. Zwei Clerodendra, die netten myrthenartigen Rospidios vaccinioides, Strophanthus divergens mit seinen niedergestreckten Zweigen, dunklem, glänzenden Laube und merkwürdig röthlich-gelben geschwänzten Blumenkronen, zwei prächtige Uvariae, Helicteres augustifolia, Desmodium triquestrum, Dicerma elegans (wozu ohne Zweifel die bislang noch unbestimmte Aeschynomene heterophylla von Loureiro gehören wird) und Melanthesa Chinensis sind eben so gemein. Alpinia nutans erhebt ihre glänzenden Blüthentrauben von lichter fleischrother Farbe mit Strichen des reinsten Gold und Scharlach an dem Bette des fließenden Wassers; Ameletia subspicata überzieht an manchen Orten den niedrigen, angerartigen Rasen mit so dichtem Grün, daß er zur Blüthezeit von weitem einem Thymianfelde ähnlich sieht. Die silberartigen Blätter des Rhus succedaneum flüstern im Abendwinde; Smilax glabra rankt sich über die Felsen; Lygodium Japonicum und die blätterlose, schmarotzerisch anschlingende Cassyta filiformis klettert an allen Büschen ohne Unterschied hinauf; letztere saugt arglistig mit ihren Schröpfkopf ähnlichen Saugern den Saft der Pflanzen aus, von denen sie Stütze begehrt; die vielfach gezahnte Gleichenia dichotoma nebst Pteris nemoralis, Adiantum amoenum, Nephrolepis tuberosa und andere Farnen treibt zwischen den Kräutern empor.

Die auffallendste Erscheinung der Flora dieser Insel ist die Vermischung der asiatischen und europäischen Formen, die

sich besonders bei der Frühlingsvegetation der Hügelspitzen äußert; in dieser Beziehung herrscht eine große Aehnlichkeit mit Kaschemir. Die Berührung mit der australischen Flora ist sehr leicht und zeigt sich nur durch Genera wie Stylidium und Philydrum; letzteres beschränkt sich ausschließlich auf Cochin-China, Süd-China und Theile von Neuholland. Tropische Pflanzen, die identisch oder innig verwandt mit denen der indischen Halbinsel und des Malaischen Archipelagus sind, kommen nicht selten vor; Anthurium, Chirita, Aeschynanthus, Sponia, Piper arcuatum u. s. w. mögen als Beispiel dienen; doch vertreten sie keineswegs den normalen Charakter der Flora, der durchaus sui generis ist. Die einzigen drei eingeborenen Palmen sind eine zwergartige stammlose Art (vielleicht eine Seaforthia), Zalacca und Rhapis. Der Cocusnußbaum wird hin und wieder gepflanzt, bringt aber keine Früchte; die östliche Grenze desselben ist in diesem Meere die Insel Hainan und selbst da soll er nur spärliche Früchte tragen. Die nächste Verwandtschaft der Flora besteht mit Japan, wie das Vorkommen einer neuen Eiche, eines halben Dutzend Genera von Ternstroemiaceae und einiger Hamamelaceischen Formen (nach den Verwandtschaftsbestimmungen des Dr. Gardner), wie Eustigma, Liquidambar und Rhodoleia zeigen, da beide Familien besonders charakteristisch für diese Inseln sind. Wie weit sich jedoch die Aehnlichkeit zwischen der Vegetation von Japan, dem Süden und Südosten von China und einigen Strichen von Ober-Indien erstrecken mag, läßt sich noch nicht ersehen; wir können hier nur an die Verbreitung von Abelia und Adamia erinnern und bemerken, daß eine neue Helwingia zu Darjeeling und zwei Species von Corylopsis in den Bootan-Gebirgen entdeckt sind.

Unter den gebaueten Pflanzen steht die Batate (Batatas edulis) oben an; sie wird stark von den Chinesen gegessen und selbst die gekochten Blätter als Gemüse benutzt. Nächst derselben sind als eßbare Vegetabilien zu erwähnen: die Yamswurzel (Dioscorea sp.) und Colocasia, mehrere Arten von Sinapis und Brassica, Basella rubra, welche die Stelle des Spinats vertritt, verschiedene Arten von Dolichos, Soja und Phaseolus, Eierapfel (Solanum Melongena), unsere gemeine Kartoffel und Erbse, Wassermelonen und andere Cucurbitaceae, unterirdische Erdeichel (Arachis hypogaea), eine niedrige Gerste, die nur als Zierpflanze gezogen wird, Cassaven (Manihot utilissima), Allium fistulosum, Reis, Hirse, Setaria, Zuckerrohr, Mais, Abelmoschus longifolius, dessen unreife klebrige Schoten auf den Tisch gebracht werden. Von Früchten sind zu nennen: Pampelmuse (Citrus decumana), Apfelsine, japanische Wollmispel (Eriobotrya Japonica), Papaya (Carica Papaya), Cookia punctata, Nephelium Litchi und N. Longan, Mango, Banane, Ananas, Averrhoa Carambola, Guave und Jambosa Malaccensis; die mehligen Früchte von Trapa bicornis, die von Caranium album, welche in Salz eingemacht werden und fast wie Oliven riechen. Die hochroth warzigen, sauren Steinfrüchte von einer Art Elaeagnus, Birnen, Pflaumen und Pfirsische von sehr schlechter Qualität, so wie die mandelartigen Nüsse und fleischigen Wurzeln von Nelumbium speciosum werden zu Markt gebracht und wachsen in der Nähe, jedoch nicht auf der Insel selbst. Gossypium herbaceum, Boehmeria nivea, Piper Betel und einige Arten von Indigofera werden mehr für den Haushalt als zum Essen gezogen. Ficus nitida, die als einheimische Pflanze dem Zweifel unterliegt, wird um den Dörfern angepflanzt; die

Felder und Gärten sind eingezäunt mit Pandanus foetidus, Euphorbia nereifolia oder Curcas purgans.

Die Fauna der Insel ist nicht ausgedehnt. Sie begreift eine kleine Hirschart, die sehr selten, wenn nicht vertilgt ist, Füchse, ein Schuppenthier (Manis), zwei Fledermäuse, Ratten und einige andere kleine Muridae; einen Geier, Möven, zwei oder drei Arten Eisvögel, Rebhühner, kleines Geflügel, Wachteln, Schnepfen, Strandläufer, Strandpfeifer, Wasserraben, Minas, Würger, Javasperlinge, Elstern, Haussperlinge, eine Schwalbe, zwei Eulen u. s. w.; sechs oder sieben Arten von Schlangen, Eidechsen, mit Einschluß des gemeinen Gecko, und zahllose Insekten, darunter eine große schwarze Ameise, die aus Blättern in den Büschen papierartige Nester bauet und die Größe einer Kinderhand hat. Der oben erwähnte Quell in der Nähe des Berggipfels enthält kleine Fische, die nach J. C. Bowring den Typus eines neuen Genus tragen; andere Fische werden in mehreren Süßwasserbächen gefunden. Schwämme und andere Pflanzenthiere kommen an der Küste vor; die anstoßenden Gewässer enthalten zahllose Arten von Fischen, darunter ein Cephalopod, der unserm Blackfisch ähnlich sieht und von den Eingeborenen gegessen wird.





Capitel XV.

Abreise von Hongkong. — Pulo Aor. — Singapore. — Sundastraße. — Sumatra. — Woodward's Tod. — Keeling-Inseln. — Ankunft am Cap der guten Hoffnung.

Am 22. December verließ der Herald Victoria, sprach am 29sten d. Mts. bei Pulo Aor, einer kleinen Insel, an, und gewann am folgenden Tage die Rhede von Singapore. Kaum hatte das Schiff angelegt, so wurde es von einer Menge Küstenbooten umringt, die Geschirr, Kleider, Eier, Papageien, Affen, verschiedene Gegenstände aus Gutta-Taban, Bananen, Mangofrüchte, Ananas, Limonen, Brodfrüchte, Apfelsinen, Pampelmusen und andere Eßwaaren feil boten.

Singapore macht auf den Reisenden einen günstigen Eindruck. Viele ansehnliche Gebäude, halb versteckt in Gruppen von Bambus, Feigenbäumen, Pucurus, Catechu und Cocuspalmen schließen eine Meeresbucht ein, über welche die rege Thätigkeit der Schifffahrt Leben und Bewegung verbreitet. Auf einem Hügel, dessen Abhänge mit zahlreichen Muskatnuß-Bäumen bepflanzt und mit glänzend grünem Rasen bezogen sind, steht das Regierungsgebäude, und um das Bild für den Mangel an höheren Bergen zu entschädigen, ist der Hintergrund fast immer mit starkem Nebel, Gewölk oder Regen bezogen, welche über dem dichten Gebüsche hängen, womit der größte

Theil der Insel noch bedeckt ist. Jedoch fehlt dem Gesammteindrucke das Großartige, welches Hongkong in so hohem Grade besitzt. Singapore ist dagegen vermöge seiner geographischen Lage, des gesunden, wenn schon heißen Klimas und des fruchtbaren Bodens, so wie durch die unberechenbaren Vortheile seines Freihafens von ungleich größerer Wichtigkeit als Hongkong ist oder jemals zu werden vermag. Während letzteres nur ein Landungsplatz für den Handel mit einem beschränkten Theile des chinesischen Reichs bildet, schließt ersteres den reichen Verkehr des indischen Archipelagus ein.

Ich habe gesagt, daß der größte Theil von Singapore noch mit Holzung bedeckt ist; dies scheint aber nicht mehr lange währen zu sollen. Jedes Jahr kommen neue Einwanderer von China, Siam, Cochin-China, Bengalien, kurz fast aus allen Gegenden Asiens; die Wälder verschwinden rasch; gute Straßen durchschneiden die Colonie nach allen Richtungen und ausgedehnte Pflanzungen erheben sich überall. Der Anbau der Muskatnüsse wird besonders mit großem Eifer betrieben. Als die Niederlassung begonnen wurde, herrschte großes Vorurtheil gegen die Anbauung derselben. Man fürchtete bei dem großen Anlagecapitale, welches solche Pflanzungen erfordern, ohne den Schutz besonderer Gesetze zu große Gefahr zu laufen. Es zeigte sich bald, daß die Besorgniß ohne Grund war. Einige weiter blickende Personen, welche frühzeitig Anlagen machten, erndten jetzt goldene Früchte ihres Unternehmungsgeistes. Andere sind dadurch veranlaßt, dem Beispiele nachzuahmen, denn es hat sich herausgestellt, daß freie Arbeit ohne irgend einen Vorzug Seitens der Gesetzgebung mehr Muskatnüsse und Blüthen zu erzeugen vermochte, als die Holländer mit allen ihren veralteten Einrich-

tungen: ein neuer Beweis — wenn es dessen überhaupt noch bedürfte — daß die Industrie nur frei und ungefesselt zu sein braucht, um die günstigsten Resultate zu liefern.

Die Ausdauer, Mühe und Vorsicht, welche der Anbau der Muskatnuß erfordert, überschreiten alle Vorstellung. Die Bearbeitung des Bodens, die Pflanzung und Schirmung der jungen Pflanze u. s. w. sind außerordentlich mühsam und werden sehr oft mit Verdruß belohnt. Nach jahrelangem Warten und dem Aufwande von beträchtlichen Summen beginnen die Bäume zu blühen, und o weh! nun zeigt sich nicht selten, daß mehr als die Hälfte männliche oder monöcische Pflanzen sind, und nur zum Umhauen taugen. Dieser Umstand ist von großem Belang. Um dem Uebel abzuhelfen, hat man verschiedene Versuche gemacht, die weibliche Pflanze durch Pfropfreiser oder Ableger zu vermehren; allein die Versuche sind fehlgeschlagen und es bliebe auch erst zu erweisen, ob Bäume, welche auf diese Art fortgepflanzt wären, dieselbe Fruchtbarkeit und Dauerhaftigkeit haben würden, wie frei aus dem Samen entsprossene.

Neben der Muskatnuß sind ausgedehnte Pflanzungen von Cassaven (Manihot utilissima, Pohl *) angelegt und gerathen ganz vortrefflich. Die mehlige Substanz, welche

*) Es wird wohl nicht sehr bekannt sein, daß von dieser Pflanze durch folgendes Mißverständniß Yucatan seinen Namen bekommen hat. „Yuca“ ist in der Landessprache der Name für Manihot utilissima; „tal“ heißt das Feld worauf sie wächst. Als 1517 die Pflanze den Gefangenen gezeigt wurde, welche Hernandez de Cordoba und seine Nachfolger nach Cuba gebracht hatten, erkannten sie dieselbe sogleich und riefen „Yuca-tal“. Man nahm dies Wort für den Namen ihres Heimathlandes und legte es, in Yucatan verderbt, später dem Theile von Amerika bei, welcher noch jetzt diesen Namen trägt. Weiteres vergl. in Bernal Diaz de Castillo's Geschichte.

man aus dieser Pflanze bereitet, wird theils roh, theils als Perlsago ausgeführt; die Bereitung des letztern ist so vortrefflich nachgeahmt, daß derselbe wirklich für Sago gehalten wird. Der Manihot ist in mehreren Theilen der Insel eingebürgert — nicht einheimisch, wie wohl behauptet wird. Die meisten Bewohner von Singapore nennen ihn Tapioca, die Malaien Ubi caju, die Mexikaner Quauh camotl, die Westindier Cassave, Cuzabi und Mandioc; in Neu-Granada heißt er Eucaborians und in Peru Yuca. Seltsam ist es, daß der malaiische und Aztec-Name genau dasselbe bedeutet, nämlich holzige Knolle, da die Wurzeln oder richtiger Knollen der Pflanze, wenn sie zu lange in der Erde gelassen werden, hart wie Holz und unbrauchbar werden.

Die Areca Catechu hat bislang noch nicht die Aufmerksamkeit der Capitalisten auf sich gezogen und wird deshalb nicht in größeren Anpflanzungen gefunden. Die Malaien in Singapore käuen die Nüsse mit Gambir, Taback, Limone und den Blättern von Siri (Piper Siriboa, Linn.); die Chinesen huldigen demselben ekelhaften Gebrauche mit dem Unterschiede, daß sie statt des Siri die Blätter des schwarzen Pfeffers (Piper nigrum, Linn.) nehmen. Doch ist dies alles, was sie mit den Colonisten der Insel in dieser Hinsicht gemein haben; in den südlichen Theilen von China geht das Volk weiter, es verschlingt sogar die Blätter von Piper Betel, Linn. Allerdings muß der große Gehalt an Gerbestoff, welchen der Betelpfeffer führt, einen nachtheiligen Einfluß üben, allein es ist ein Irrthum, daß das bloße Käuen dem Munde ein widerliches Ansehen gäbe; selbst mit der Hinzuthat jener anderen Ingredienzien ändert der Speichel kaum seine Farbe.

Schwarzer Pfeffer (Piper nigrum, Linn.) und Gambir (Uncaria Gambir, Roxb.) werden stark gebauet, namentlich von den Chinesen, denn der Gewinn aus beiden Pflanzen ist so klein, daß die Europäer dieselben ihrer Speculation unwerth hielten. Pfeffer- und Gambir-Pflanzungen liegen immer neben einander, weil der Abfall der Gambirblätter einen vortrefflichen Dünger für den Pfefferstrauch abgiebt und — was eben so wichtig, wenn nicht erheblicher ist — die Lalangpflanze (Andropogon caricosum, Linn.) tödtet, die sich gleich der Quecke (Triticum repens) mit erstaunlicher Raschheit über die Felder verbreitet und so dicht zusammen wuchert und so hoch wird, daß sie in kürzester Zeit die werthvollsten Pflanzungen zerstört, so daß manche aufgegeben werden mußten, weil man dies Unkraut nicht ausrotten konnte.

Der Proceß, durch welchen der Gambir aus dem Strauche gewonnen und für den Gebrauch bereitet wird, ist sehr einfach. Die Blätter läßt man in Wasser kochen bis sie alle abstringirende Eigenschaften verloren haben; die Abkochung wird in ein anderes Gefäß geklärt, worin sie verdichten muß. Wenn sie fest geworden ist, so schneidet man sie in viereckige Stücke und bringt sie in den Handel. M'Culloch behauptet, daß man Sago zur Verdickung anwende. Dies ist wenigstens in Singapore nicht der Fall; hier taucht man statt dessen ein Stück Holz in das Gefäß, welches die verlangte Wirkung hervorbringt. Es muß eine besondere Substanz sein, welche durch bloßes Eintauchen in eine Flüssigkeit dieselbe verdichtet. Ich suchte ein solches Stück Holz zu bekommen; leider wollte der Chinese, dessen Werkstatt ich besuchte, sich nicht dazu verstehen, mir eine solche Probe abzulassen, und einem Freunde, der sich darum bemühete, gelang es

nicht, bis zur Abreise des Herald ein Stück jener Holzart zu bekommen.

Aechtes Catechu ist kein Product Singapores, aber eine Verfälschung wird wohl daselbst bereitet. Proben, die ich erhielt, bestanden aus Alaun, Chromsäure, Vitriol und Gambir. Die Masse war so vortrefflich gemischt und zubereitet, daß sie dem wirklichen Catechu täuschend ähnlich sah und ich darf wohl sagen, daß sie häufig dafür genommen wird. Wenn es aber so um die „Rohproducte" steht, kann es Wunder nehmen, daß chemische Analysen einer und denselben Substanz so himmelweit verschieden ausfallen?

Die Pfeilwurzel ist verschieden von denen der Sandwich-Inseln; sie wird aus den Knollen von Maranta arundinacea, Linn. gemacht. Der Bau dieser Pflanze hat erst spät begonnen und ist jetzt noch nicht erheblich; er soll aber von Jahr zu Jahr zunehmen. Gewürznelken, Zimmt, Cacao, Reis und Siri (Piper Siriboa, Linn.) werden zur Zeit nur schwach gebauet; es wird sogar behauptet, daß der gesammte auf Singapore gebauete Reis kaum für den Bedarf ausreiche, den die Einwohnerschaft in einer Woche verzehrt. Sago ist kein Landesproduct, sondern kommt aus Cochin-China, Borneo, Java, Sumatra, Penang und Celebes und wird von den Chinesen in Singapore für die Ausfuhr zubereitet. Der Bau des Zuckerrohrs und die Bereitung der verschiedenen Producte desselben hat bisher einen zu geringen Gewinn ergeben, weshalb größere Pflanzungen aufgegeben sind. Es läßt sich dieser ungünstige Ausfall schwer erklären; Klima, Boden, geringer Tagelohn und leichter Schiffsverkehr, alles verheißt einen günstigen Erfolg. Aehnlich ist es mit der

Baumwolle und dem Kaffee ergangen; hier bieten jedoch physische Umstände ein unüberwindliches Hinderniß.

Einheimische Producte von großem Handelswerthe besitzt Singapore nicht. Indianisches Rohr ist gemein; aus einer Acanthaceäpflanze ziehen die Chinesen, aber nur für den eigenen Gebrauch, eine blaue Farbe. Vielleicht ist es dieselbe, welche in Lindley's „Pflanzenreich“ Room genannt und für eine Ruellia ausgegeben wird. Nur hier und da trifft man noch auf einzelne Bäume des Taban (Isonandra Gutta, Hook.), irrthümlicherweise Gutta-percha-Baum genannt, welcher die wichtigste von den vielen im indischen Archipel gewonnenen, dem Caoutchouc ähnlichen Substanzen liefert, die Gutta Taban, welche unter dem falschen Namen Gutta Percha am bekanntesten ist. Dieser zu der Familie der Sapotaceen gehörige Baum bildete früher auf der Insel Singapore ausgedehnte Wälder und ist außerdem noch auf der Malaiischen Halbinsel und mehreren der großen Sunda-Inseln weit und viel verbreitet. Die erste Beschreibung desselben verdanken wir dem Dr. Oxley, der auch etwa im Jahre 1847 zuerst Blätter und Blüthen davon nach Europa schickte. Die Isonandra Gutta gleicht im Habitus ganz außerordentlich dem „Durian“ (Durio zibethinus L.); sie wird bis 70 Fuß hoch mit einem Stamme von 3—4 Fuß Durchmesser, dessen Holz weich und werthlos ist. Die Blätter sind wechselständig länglich-lanzettlich, ganzrandig, lederartig, auf ihrer oberen Seite von blaßgrüner Farbe, auf ihrer unteren Seite mit kurzen braunen Haaren besetzt. Von den achselständigen Blüthen stehen von 1—3 in jeder Achsel an kurzen Stielen. Es haben dieselben einen sechsfach getheilten lederartigen Kelch, welcher eine blaßrothe mit sechs zugespitzten Zipfeln versehene einblättrige

Blumenkrone einschließt, deren Schlund mit einer Reihe von gewöhnlich zwölf Staubfäden besetzt ist, deren Antheren in zwei seitliche Oeffnungen aufspringen und von sehr feinen, gebogenen Filamenten getragen werden. Die Frucht ist eine harte, länglich-runde sechsfächrige Beere, die gewöhnlich zwei keimfähige Samenkörner enthält, indem die anderen vier fehlschlagen; sie wird von den Eingeborenen zur Anfertigung eines Speiseöles verwendet.

Der geronnene Milchsaft dieses Baumes bildet jene bräunliche, in warmem Wasser sich erweichende Masse, die seit einigen Jahren ein so bedeutender Handelsartikel geworden ist; woher aber der Stoff kommt, den die Malaien „Gutta Percha" nennen und mit dem Gutta Taban häufig versetzt wird, ist noch unbekannt. Zum ersten Male ward dies Gummi wahrscheinlich von Tradescant (zur Zeit der Königin Elisabeth) nach Europa gebracht; derselbe spricht nämlich von einem „Mazerwood", was er in Indien gefunden, welches die Eigenschaft habe, in der Wärme sich zu erweichen, und dann jede beliebige Form annehme. Dies ist ja aber die hauptsächliche Eigenthümlichkeit der Gutta Taban, welche ihres streifigen Aussehens wegen auch gar wohl mit Maserholz verglichen werden könnte. Die Entdeckung des berühmten Reisenden fiel indessen wieder der Vergessenheit anheim, und erst im Jahre 1822 zogen Stiele von Holzäxten, die, statt wie gewöhnlich aus Büffelhorn, aus Gutta Taban verfertigt waren, die Aufmerksamkeit eines Dr. W. Montgomerie in Singapore auf sich, welcher, nachdem er durch die Eingeborenen mit der Art, diesen Stoff zu bearbeiten, bekannt geworden war, vorschlug, denselben zu Griffen von chirurgischen Instrumenten zu verwenden an Stelle des Caoutchouc —

welches sehr vom feuchten Wetter in den Tropen leidet — ein Vorschlag, für den er von der Society of Arts in London mit der goldenen Medaille belohnt wurde. Dieses war die erste Anwendung der Gutta Toban, die jetzt schon nach einem Cataloge der Londoner Gutta Percha Company zu 184 verschiedenen Artikeln verarbeitet wird.

Die Ausfuhr davon in Singapore betrug 1844 nur ein Picul (133¹/₄ engl. Pfund); 1845 schon 196; 1846 5364; im nächsten Jahre 9296 und im folgenden etwa 14,000! Leider ist in Folge der unklugen Art, mit der dieser so werthvolle Stoff eingeerndtet ward, der Isonandra-Gutta-Baum von Singapore schon ganz verschwunden und nur noch in den Wäldern des Südendes der Malaiischen Halbinsel und der Südküste von Borneo (dessen Bewohner mit seinem Nutzen bis auf die neueste Zeit hin unbekannt waren) noch häufig vorhanden. Anstatt nämlich das Gummi (wie das der Ficus -tica) durch Einschnitte in den Stamm zu gewinnen, fand man es bequemer, den ganzen Baum zu fällen und die Rinde abzustreifen, worauf dann der ausfließende Milchsaft in ausgehöhlten Pisangblättern eingesammelt ward. So vernichtete man für 20 oder 30 Pfd. Gutta, etwa 1¹/₂ Thaler werth, den Wuchs von 70—100 Jahren!

Der Rohstoff, welcher von verschiedener Farbe, Härte und Güte ist, je nachdem er mehr oder weniger mit anderen Substanzen, wie Gutta Girek, Gutta Percha, Caoutchouc u. s. w., versetzt worden, wird, ehe man ihn weiter bearbeiten kann, in Stücke geschnitten, gekocht und mit Maschinen, ähnlich denen, die bei der Bereitung des Gummi elasticum verwandt werden, geknetet, wobei die Farbe, die das Fabrikat etwa haben soll, trocken als Pulver zugesetzt wird. —

Die Gutta Taban ist in Aether, Naphtha, Collodium u. s. w. löslich. Die letztere Lösung ist besonders von medicinischer Wichtigkeit.

Zu bedauern bleibt, daß bei der ersten Einführung der Gutta Taban nicht gleich der richtige Name verbreitet wurde. Jedermann spricht jetzt in Europa und Amerika von Gutta Percha, während er im Grunde Gutta Taban meint.

Von den Vierfüßlern der Insel mag ein Rothwild, ein Tiger und ein Schwein (Sus babyrussa, Buff.) Erwähnung finden. Die Verheerungen, welche die Tiger anrichten, sind sehr bedeutend; kaum eine Woche vergeht, daß nicht einige Personen getödtet würden; die Verwegenheit dieser Thiere ist außerordentlich. Auf einer meiner Ausflüge kam ich zu einer Gambir-Pflanzung, welche etwas weit im Holze lag und häufige Angriffe zu erdulden hatte. Noch die Nacht zuvor war ein Tiger dicht an die Hütte gekommen, worin zehn chinesische Arbeitsleute schliefen, und hatte ein schreckliches Gebrüll ausgestoßen. Die Leute versuchten ihn durch Zischen, Händeklatschen und Lärmen mit Metallgefäßen zu verscheuchen, allein das Thier setzte sein Gebrüll fort, bis die Angst den zehn Leuten ein so mächtiges Geschrei auspreßte, daß der Wald davon wiederhallte und der Tiger erschreckt die Beute aufgab.

Es wird wohl behauptet, daß die Tiger eine größere Vorliebe für die Farbigen als für Weiße zeigen, da seit der Einrichtung der Colonie noch kein Europäer getödtet sei; das mag aber wohl mehr dem Umstande zugeschrieben werden, daß die Weißen sich denselben nicht so viel aussetzen und weder allein noch ohne Waffen in die Wälder gehen. Eben so wird behauptet, daß die abnehmende Zahl der Tiger dadurch wieder vermehrt werde, daß sie über die schmale

Straße geschwommen kämen, welche Singapore von dem asiatischen Continent trennt; dem widersprechen andere Meinungen, welche behaupten, daß alle Tiger auf der Insel geboren würden. Wie dem sei, so viel steht fest, daß ihre Zahl sehr groß ist. Um den Verheerungen derselben Einhalt zu thun, hat die Regierung sich genöthigt gesehen, einen Preis von funfzig spanische.: Dollars für die Erlegung eines Tigers auszusetzen. Die Jäger erhalten demnach ihre Mühe gut bezahlt; denn außer dem Preise gewinnen sie acht bis zehn Dollars für das Fell und ziemlich eben so viel für das Fleisch, welches die Chinesen begierig kaufen, in der eitlen Hoffnung, stark von dem Genusse desselben zu werden.

Elephanten sind nicht mehr vorhanden, man müßte sonst einige gezähmte rechnen, welche in den Pflanzungen arbeiten. Am angrenzenden Festlande giebt es aber sowohl Elephanten als Tapirs (Tapirus Indicus) in Menge. Einer der letztern Thiergattung — im Vergleich zu dem die amerikanische Species, der Macho de monte oder Gran Bestia von Panama ein wahrer Zwerg ist — wurde bei unsrer Anwesenheit für 150 spanische Dollars feil geboten; er wäre ein ausgezeichnetes Exemplar für eine Menagerie gewesen.

Die gefiederte Welt ist zahlreich und prächtig. Fische scheinen eben so mannigfaltig zu sein wie in China. Von Schlangen, Moskitos, Vielfraßen, Skorpionen und ähnlichen Plagen des Menschengeschlechts hat Singapore einen gehörigen Antheil bekommen. Die Skorpione sind hier größer als ich sie irgendwo sah; ich fing einen im Walde, der fast sieben Zoll lang und dunkelbraun, beinahe schwarz von Farbe war. Die Malaien wissen eben so gut als die Mexikaner, daß das beste Mittel gegen Skorpionbiß der Skorpion selbst ist;

nur machen sie eine andere Anwendung. Die Mexikaner thun das Thier in Spiritus und gebrauchen diese Infusion; die Malaien dagegen binden das Thier selbst auf die Wunde.

„Der Neujahrstag“, erzählt Capitain Kellett, „wurde von dem gesammten lieben Volke Singapores, welcher Nation es immer angehörte, dem Vergnügen gewidmet. Mit einer Wasserwettfahrt wurde begonnen; die Boote der Eingeborenen wie der Marine nahmen daran Theil. Es war ein herrliches Schauspiel, das Gewühl der Proas (kleines indisches Fahrzeug) und Saiken zu beobachten, die mit einem frischen Wind unter Segel losjagten, daß man nicht begreifen konnte, wie sie damit zu fahren vermochten. Nun, sie sind gute Schwimmer und fragen nicht danach, wenn sie einmal umgeworfen werden; sie kehren das Boot wieder um und dann auf und davon, als ob nichts geschehen wäre. Sie haben Segel, die für ein, zwei oder drei Mann ausreichen, je nach der Brise. Das Ergebniß der Wettfahrt zwischen den Booten der Marine war beim ersten Lauf, bei dem keine Fluth herrschte: die Barke und Jolle des Herald gewannen beim Losrennen vom Anfangspunkte einen so großen Vorsprung, daß ich nicht glaubte, sie könnten eingeholt werden, wenn nicht ein Unfall begegne. Die Barke hätte sicher den Sieg davon getragen, allein weil sie den Fluthwechsel nicht kannte, legte sie kurz um, verlor darüber den Wind, indem sie sich dem Schiffe zu sehr näherte, um ihm ein Hoch auszubringen, und so geschah es, daß sie in allzu großer Zuversicht nicht allein den ersten Preis verfehlte, sondern erst zu dritt anlangte. Die Jolle mußte ausfahren, weil ihr die Segelschnur zerrissen war. Ein gedeckter Kutter gewann den ersten Preis, ein Gig der Amazone den zweiten.

„Auf der Esplanade gab es Pony-Rennen mit Reitern, und andere mit Sycen, die vorausliefen; Pfahlklettern; tanzende Mädchen und Gaukler; daneben überall Ringkämpfe zwischen Chinesen und Malaien. Die Tänze sind nicht sehr unterhaltend, denn sie bestehen nur in Bewegungen des Körpers und der Hände zu einer höchst barbarischen Musik von eigenthümlicher Weise, wozu etwas zum Preise der Schönheit der Frauen u. s. w. gesungen wird. Das Mädchen ist in der Regel jung, tanzt barfuß, ist aber so lustig ausgeputzt, als ihre Mittel eben erlauben. Eine Menge Männer drängen sich um die Tänzerin und lassen ihr oft nicht mehr als drei Fuß Raum, um ihre Künste zu zeigen. Die Gaukler und Seiltänzer, die sämmtlich von Madras kommen, sind gewandt und sehr geschickt. Einige merkwürdige Kunststücke wurden gezeigt; ein Mann schob ein Eisen von 14 Zoll Länge in seine Kehle — ein widerwärtiger Anblick. Die Seilspringer können es mit allen aufnehmen, die mir vorgekommen sind.

„Ein Europäer, der zu dieser Zeit nach Singapore käme, würde eben so sehr von den verschiedenartigen Trachten wie von dem großen Zusammenflusse von Menschen überrascht sein. Keine Frau ist darunter, abgerechnet die umherlaufenden Tänzerinnen oder etliche Weibsbilder desselben Gelichters, die in Gurries umherschweifen, um zu sehen und gesehen zu werden. Diese Gurries sind nicht die letzte bemerkenswerthe Erscheinung des Orts; sie sind bequeme, leichte, vierrädrige Wagen, welche vier Personen fassen und von kleinen munteren Ponys gezogen werden, die nicht größer sind als irische Schweine, einen raschen Schritt haben und nie ermüden. Sie werden nicht getrieben, sondern von einem Syce geleitet. Ein Europäer würde den Mann bedauern; allein ein Syce

überläuft Pony wie Pferd, und das Pony würde eher stürzen als daß er einhielte. Sie folgen einem wohin man geht. Geht man zu einem Diner, so schreitet er vorauf, geht man an Bord, so wartet er bis man wieder landet. Ein Dollar ist der Lohn, den dieses Anhängsel für den Tag bekommt, das heißt vom ersten Strahle des Morgens bis „man" sich schlafen legt."

Am 9. Januar 1851 setzten wir unsere Reise fort. Wir passirten zwischen den zahlreichen Inseln des indischen Archipelagus durch, die Straße von Rhio, die Gaspar-Straße und erreichten die Sunda-Straße, wo uns anhaltende Windstille und flaue Winde für einige Tage festlegten. Der Anblick der letzteren Straße ist überaus schön. An der einen Seite liegt Java, an der andern Sumatra; beide strotzen von Vegetation und entfalten eine Mannigfaltigkeit der Tinten, eine Frische und Ueppigkeit, die entzückt. Der Reiz wird vollendet durch hohe Berge, deren leichtes Blau einen lieblichen Gegensatz zu dem dunklen Grün der Urwälder bildet.

Wir fuhren nahe an Sumatra heran und warfen am Nachmittage des 15. Januar Anker. Eine Parthie unseres Schiffes landete. Die Wälder erstreckten sich dicht an den Rand des Wassers; die Bäume waren hoch und gedrängt an einander. Palmried, eine stachlige Mimosea und zahllose andere Schlingpflanzen kletterten von Baum zu Baum und hemmten oft den Weg. Von Orchideen war keine zu sehen. Einer der gemeinsten Bäume war Cycas circinalis, Linn., der eine ansehnliche Ausdehnung erreicht — gegen 10 Fuß Höhe, 3 Fuß im Umfang und gegen den Gipfel drei, vier und selbst sechs Arme treibend.

Die Stelle, wo wir gelandet waren, schien schwach bewohnt zu sein. Wir trafen nur eine Hütte, mit einigen Malaien, die eben dabei waren, Fisch zu kochen und eine große Jack (Artocarpus integrifolia, Linn. — der Brodfrucht ähnlich) zu essen, die sie von einem benachbarten Baume geholt. Einiges Federvieh lief umher, aber das Ganze sah so armselig und unwöhnlich aus, daß ein Blick darauf manchen Europäer von seinen romantischen Phantasien vom Leben in der Wildheit geheilt haben würde. Moskitos waren genug vorhanden, so daß wir froh waren, einen Pfad zu finden, der etwas im Walde hinlief und uns einigermaßen aus dem Bereiche derselben rettete.

Am 26. Januar hatten wir den Tod eines Schiffsgenossen zu beklagen. Unser Zahlmeister Thomas Woodward hatte sich in den arktischen Regionen so stark erkältet, daß er nach der Abfahrt von den Sandwich-Inseln ernstlich krank wurde. Trotz aller unausgesetzten Bemühungen der Herren Goodridge und Billings zeigte es sich bald, daß die Krankheit mit dem Tode enden würde. Woodward gewann sich überall durch Treuherzigkeit, gutmüthiges Wesen, Gefälligkeit, muntere Laune und sprudelnde Gesprächigkeit die beste Freundschaft und war in dem Dienste, dessen Zierde er bildete, rühmlichst bekannt und allgemein geachtet.

Thomas Woodward wurde zu Portsea am 27. August 1811 geboren und 1821, im Alter von zehn Jahren, in das Collège royal oder Lyceum von Caen in der Normandie gesendet. Er blieb hier mit sechsundzwanzig anderen englischen Knaben, zum Theil Landsleute von ihm, bis Ende 1823; ein Decret der Pariser Behörde, daß alle Lehrer der Staatsseminarien römisch-katholische Priester sein sollten,

machte die Zurückziehung der protestantischen Knaben erforderlich. Woodward erndtete von dem Aufenthalte in Frankreich in so frühem Alter den Vortheil eines reinen französischen Accents, dessentwillen „die Knaben nicht glauben wollten, daß er Engländer sei, sondern ihn Monsieur titulirten.“ Selbst Herren aus der Bekanntschaft seiner Kameraden hielten ihn für einen jungen Franzosen.

Im April 1829 trat er in Dienst und nachdem er verschiedenen Schiffen „von unbestimmter Dauer“ angehört hatte, kam er 1845 auf seine Bewerbung auf den Herald, der in Plymouth rüstete, um die Westküste von Südamerika zu vermessen. Er diente auf demselben sechs Jahre, in denen er dreimal die Polargegenden besuchte. Beim letzten Male zog er sich eine Erkältung bei Cap Lisburne zu, welche seinem Leben am 21. Januar 1851 ein Ziel setzte; am folgenden Tage erhielt er ein Seemanns-Begräbniß.

Die Expedition war hierdurch eines der nützlichsten und eifrigsten Officiere beraubt. Woodward hatte sich nicht allein durch eine genaue Pflichterfüllung ausgezeichnet, sondern der Expedition durch seine mannigfachen Fähigkeiten große Dienste erwiesen. Seine Kenntniß verschiedener Sprachen machte ihn oft zu unserm Dolmetscher und er übersetzte die an verschiedenen Orten gewonnenen nautischen Bemerkungen. Er war ein vortrefflicher Zeichner; manche Skizze für unsere Karten ward von ihm angefertigt; er zeichnete unter Anderm fast die ganze Küste von Ost-Kamtschatka mit ihren vielen Vulkanen, eine Skizze, welche wohl der Veröffentlichung werth wäre. Wann wir an Land gingen, sammelte er naturwissenschaftliche Gegenstände, mehrere der besten Specimina antediluvianischer Thiere wurden in der Eschscholtz-Bai von ihm entdeckt.

Seinen Schiffskameraden bereitete der Tod Woodward's eine tiefe Trauer. Die lange gemeinschaftliche Fahrt, die Theilung aller Freuden und Leiden hatte eine brüderliche Gesinnung unter uns erweckt, die nur der versteht, der sich in gleicher Lage befunden hat. Als wir nun auf der Heimfahrt einen Genossen verloren, der so viel zur Belebung und Erheiterung unsrer Fahrten beigetragen, wurde sein Tod wie der eines Familienmitgliedes empfunden.

Capitel XVI.

Vorgebirge der guten Hoffnung. — Abreise. — St. Helena. — Ascension. — Flores und Corvo. — Ankunft in England. — Schluß.

Am 29. Januar, unter 11° S. B. und 98° 36 O. L. trafen wir Passatwind, S. S. O. und S. O., und bekamen am folgenden Tage die Keeling- oder Cocus-Inseln in Sicht. Wir behielten den Passatwind bis 15. Februar, dann verloren wir ihn unter 25° 30′ S. B. 58° 30′ O. L. Am 1. März kam Süd-Afrika, in der Gegend des großen Fischflusses, in Sicht, und am 6ten desselben Monats ankerten wir in Simons-Bai, Vorgebirge der guten Hoffnung, wo wir erfuhren, daß unser früherer Tender, die Pandora, die uns nach der zweiten Reise in die Polargegend verlassen hatte, wohlbehalten in England angelangt sei und daß man ihre Ankunft täglich erwarte, da sie zu einer neuen Fahrt beordert sei.

Der Uebergang von Indien nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung war so kurz gewesen, daß die Eindrücke jener Gegenden noch lebendig im Gemüthe hafteten. Welch ein Gegensatz drängt sich jetzt auf! Statt der dichten Wälder zeigte sich eine nothdürftig grüne Bergreihe, statt des üppigen Laubwerks der Tropen niedrige hartblättrige Büsche; dort hochstrebende Stämme, hier kein Baum, wenn ihn nicht des

Menschen emsige Hand erzog; dort die eleganten Blüthengewinde des leichten Palmrieds, hier das blattlose Brouwenhaar (Cassyta filiformis, Linn.). — Nichts desto weniger gewährt die Flora des Caps dem Europäer einen wohlthuenden Anblick. Er staunt nicht mehr, wie in den Urwäldern Amerikas oder Asiens, über den sonderbaren Habitus und das befremdende Laubwerk der Vegetation, sondern begegnet auf Schritt und Tritt Formen, die nicht allein seit Jahrhunderten in botanischen Gärten cultivirt, sondern in jedem Winkel seiner Heimath eingebürgert sind; die Haiden, das Eiskraut, die Geraniums, die Callas und andere rufen ihm freundlich Willkommen zu und erinnern sein Herz an manche glückliche Minute. Selbst der Botaniker vergißt sein Bedauern, daß er keine neue Genera und Species entdecken kann, über dem erheiternden Gedanken, daß seine Lieblingswissenschaft bereits so weit vorgeschritten sei, um eine so entfernte Gegend der Erdkugel, wenigstens dem Anblicke nach, ihm als eine vertraute Bekanntschaft erscheinen zu lassen.

Die Umgegend von Simonstown bildet eine Kette schroffer Berge, die vorzugsweise aus Sandsteinen bestehen und besonders in der trockenen Jahreszeit — in welche unser Besuch fiel — einen unfruchtbaren, keineswegs einladenden Anblick gewähren. Gleich manchen ähnlichen Localitäten ist sie jedoch sehr fruchtbar und vermöge ihres Klimas bei weitem reicher als die Gegend um Capstadt. Proteaceae sind namentlich sehr häufig. Die Protea cynaroides, Linn., zeigt sich in der höchsten Vollkommenheit, und erreicht nicht selten acht Zoll im Durchmesser. Sie ist aber weniger häufig als ihre Stammverwandte, Protea grandiflora, Thunb., die in der That so gemein ist, daß sie manchen Stellen einen bläulichen Schimmer

ertheilt und der Landschaft einen eigenthümlichen Ausdruck verleiht. Die Colonisten nennen sie Wagenboom und machen aus ihrem Holze Felgen, wozu sich dasselbe wegen seiner Zähigkeit vortrefflich eignet. Der Wagenboom erreicht 8 bis 14 Fuß Höhe und liefert mit einigen anderen Protaceen den meisten Feuerungsbedarf von Simonstown. Uns muß es sonderbar vorkommen, daß man so rücksichtslos sein und Gewächse umhauen könne, die wir so hoch schätzen und über deren Zucht so manche gelehrte Abhandlungen geschrieben sind. Ich wenigstens muß gestehen, daß ich in der ersten Zeit dabei etwas Aehnliches empfand wie jener Krieger, den es bei seiner Ankunft in Frankreich aufs Höchste überraschte, daß sogar die Kinder Französisch redeten, eine Sprache, die er bis dahin nur als einen erworbenen Vorzug erwachsener Personen gekannt hatte.

Ich wurde sehr von der Myrica cordifolia, Linn., überrascht, die ganze Strecken des flachen Landes bedeckt und auf den ersten Anblick nur 2—3 Fuß hoch zu sein scheint. Eine genauere Betrachtung zeigte aber, daß die scheinbaren kleinen Büsche nur die Zweige unterirdischer Bäume waren! Ich befreiete einige von dem Sande — eine leichte Arbeit — und fand regelmäßige Stämme, die einige Zoll unter der Oberfläche kriechen und manchmal eine Länge von 60 Fuß erreichen. Diese Pflanzen versehen am Cap denselben Dienst, den einige Carices in Nordeuropa üben — sie halten den losen, beweglichen Sand an. Die Natur und der Mensch hat noch eine andre Pflanze zu demselben Zwecke gewöhnt, die Paarde Vygen (Mesembryanthemum edule, Linn.); an der Straße zwischen Simonstown und Wynberg sind ganze Aecker damit bepflanzt.

Am 10. März nahm ich Platz in dem Personenwagen und fuhr durch eine sandige, staubige Gegend an den Dörfern Kalkbay, Wynberg und Drikoops vorüber nach Capstadt, die ich nach ungefähr 3 Stunden erreichte. Es gelang mir die Wohnung meines Freundes C. Zeyher aufzufinden, der seit mehr als 25 Jahren die Fauna und Flora von Südafrika erforscht. Auch Zeyhers Nachbar, Herr Rheede von Outhoorn, interessirte mich, als der Nachkomme des berühmten Verfassers des „Hortus Malabaricus", und am folgenden Tage wurde ich bei Hrn. Van Reenen, dem Neffen Persoon's, eingeführt. Dann machte ich die Bekanntschaft von Dr. C. F. Ecklon, Zeyhers früherm Mitarbeiter, und Dr. L. Pappe, Verfasser des „Florae Capensis Medicae Prodomus". Dr. Pappe will, wie ich hörte, auf jenes Werk eine Aufzählung der Oekonomie-Pflanzen der südafrikanischen Flora folgen lassen. Bei dieser Arbeit war er auf mancherlei Schwierigkeiten gestoßen — Mangel an Beistand Seitens der Männer, deren Theilnahme man erwarten durfte, der schlechte Gang des botanischen Gartens und ähnliche Hindernisse; doch steht zu hoffen, daß sich Dr. Pappe nicht dadurch abschrecken lasse. Zu einer Zeit, da die Künste eine so hohe Vollkommenheit erreicht haben und mit Begierde alles Neue aufnehmen, das sich ihnen darbietet, muß jedes Werk über ökonomische Botanik von dem größten Werthe sein. Der leiseste Wink eines wissenschaftlichen Forschers kann zu Resultaten führen, die sich selbst der Ueberschwänglichste nicht hatte träumen lassen.

Während meines Aufenthalts in Capstadt besuchte ich mehrere Male den botanischen Garten. Dieses Institut umfaßt das Grundstück, welches früher den „Gouvernements-Garten" bildete. In Erwägung seiner erst seit wenigen Jahren

erfolgten Einrichtung und der geringen Mittel, welche dafür zu Gebote stehen, sind einige Fortschritte gemacht; er enthält einen ziemlichen Schatz von Pflanzen, zwei kleine Treibhäuser und eine Bibliothek. Durch die schlechte Verwaltung der Commission ist er jedoch wieder in Rückgang gerathen; die Mitglieder dieses Vorstandes scheinen mit wenigen Ausnahmen völlig unfähig zur obersten Leitung des Instituts zu sein; sie haben durch mancherlei Maßregeln nicht allein sich selbst, sondern das ganze Unternehmen lächerlich gemacht. Obgleich eine wissenschaftlich gebildete Person an die Spitze gestellt ist, so geht doch das ganze Institut, das bei geeigneter Führung sowohl für die Colonie wie für die Botanik im Allgemeinen von bestem Nutzen sein könnte, einem raschen Untergange entgegen oder wird doch das Ziel verfehlen, welches bei seiner Einrichtung gesteckt wurde.

Am 31. März bestieg ich mit den Herren Zeyher, Baur und Juritz das Tafelgebirge. Wir brachen mit Tagesanbruch auf und nahmen die gewöhnliche Straße. Selten habe ich einen so angenehmen Ausflug gemacht. Das Wetter war überaus schön, die Gesellschaft die beste. Bei einer Erhebung von 1000 Fuß fanden wir ein Wäldchen von Leucadendron argenteum, R. Br., welches seine Zweige mit der Regelmäßigkeit einer Fichte treibt. Es ist der einzige indigene Baum, den ich im Capstadt-Districte sah; denn die Virgilia Capensis, Lam., welche häufig ist, wurde aus entfernteren Gegenden der Colonien herübergebracht und die übrigen aus Europa, Asien, Amerika, Australien, kurz aus allen Enden der Welt. Hierdurch ist eine sonderbare Mischung zuwege gebracht. Es stand der hohe Eucalyptus neben der Populus alba, die Nicotiana glauca bei der Cypresse der Levante und der Casuarina des

indischen Archipelagus; alle schienen so kräftig zu gedeihen wie in ihrem Vaterlande.

Gegen 10 Uhr erreichten wir den Gipfel. Gar häufig bleiben erstiegene Höhen hinter der Erwartung zurück, mit der man sie erklommen; allein nie wurde ich mehr enttäuscht als auf dem Tafelgebirge. Auf meinen Reisen habe ich zahlreiche Berge getroffen, die weit mehr eine Berühmtheit verdienten, als diese; der Montaña oder Galera de Chorcha in Veraguas ist unbedingt regelmäßiger, höher und kühner emporragend. Einigermaßen entschädigt die Aussicht auf die Stadt, die Bai, die Insel und die umstehende Flora. Nachdem wir ein Frühstück an einer kleinen Quelle genommen, durchstörberten wir die Plattform. Einige hundert Fuß abwärts fanden wir ein Thal. Hier wächst Disa grandiflora, Linn., wohl die schönste aller Orchideen, in großer Vollkommenheit an den Seiten von Bächen, auf Plätzen, die während der nassen Jahrszeit ganz unter Wasser stehen. Gegen Dunkelwerden machten sich zahlreiche Paviane bemerklich, die mit großer Geschicklichkeit von Fels zu Felsen kletterten und so laut schrieen, daß man es weithin hören konnte. Wir stiegen an einer entgegengesetzten Seite hinab, so daß wir einen Halbkreis beschrieben, und erreichten Capstadt um neun Uhr, sehr ermüdet, aber ungemein von dem Ausfluge erheitert.

Der Herald verließ Simonsbai am 27. März und legte am 8. April vor Jamestown, St. Helena, vor Anker. Der „Alte Felsen", wie die Bewohner von St. Helena ihre Insel zu nennen pflegen, ist so oft von Schriftstellern aller Nationen beschrieben, daß jedes Wort darüber eine Wiederholung sein

würde. Vortrefflich beschreibt Lockwood*) die Insel, der die charakteristischen Erscheinungen so zusammenfaßt:

„St. Helena ist berühmt wegen seines unerschöpflichen Vorraths von frischem Wasser, obwohl es keinen Fluß hat; wegen eines eigenthümlichen „Draht-Vogels“, dessen Beine denen eines Strandläufers ähnlich sind; wegen seines großen Reichthums an indianischen Feigen; wegen seiner eisenfesten Küste und einer Stiege von 600 Fuß Höhe — des Aufgangs zu dem oberen Lande; wegen einer Stundenuhr, die gleich einem holländischen Käse an einem Maibaume hängt; wegen des Besitzes von „Lot und sein Weib“; wegen eines versteinerten Mönchs; wegen erloschener Vulkane, die man nicht finden kann; wegen der Gruft Napoleons, und weil es seit Menschengedenken kein Wrack an seinen Küsten gesehen.“

Jamestown ist in einem engen Thale gebauet und hat kein besonders Ansehen. Die Häuser sind niedrig, die Fenster klein. Das Ganze macht einen unfreundlichen Eindruck, besonders wenn man von China, Ostindien oder dem Vorgebirge der guten Hoffnung kommt, und noch die stattlichen Gebäude von Hongkong, Singapore und Capstadt in der Erinnerung hat.

Wir machten einige Ausflüge nach Longwood, das jetzt in Trümmer fällt. Auch Napoleons Gruft, die seit der Eröffnung nicht mehr von einem Decksteine gegen den Einfluß des Wetters beschützt wird, theilt dasselbe Schicksal; in wenigen

---

*) „A Guide to St. Helena, Descriptive and Historical, with a Visit to Longwood and Napoleon's Tomb.“ By Joseph Lockwood. St. Helena. 1581 Ein Buch, das wegen seines wohlthätigen Zweckes — Bau einer Kirche in Jamestown — wie des reichen und nützlichen Inhaltes wegen größere Verbreitung verdient.

Jahren wird die Insel wahrscheinlich nichts mehr als die Erinnerung besitzen, daß sie einen der größten Helden des neunzehnten Jahrhunderts beherbergte. Die Trauerweiden, welche sonst das Grab beschatteten, waren schon längst verdorrt; der letzte Stumpf derselben wurde 1840 nach Frankreich entführt. Der Baum, welcher in dem königlichen Garten zu Kew steht, kann sich mit eben so gutem Recht, als die jetzt zu St. Helena befindlichen Trauerweiden, für einen Baum des Napoleonsgrabes ausgeben, denn sie sind nur Ableger der früheren. Die kleine Quelle, aus welcher Napoleon zu trinken pflegte, sprudelt noch immer ihr krystallenes Wasser. Dichte Brombeerstauden (Rubus pinnatus, Willd.) und Vogelnestbüsche (Buddleia Madagascariensis, Lam.) ranken um dieselbe empor.

Auch dem Dianenpik, der höchsten Spitze von St. Helena, statteten wir einen Besuch ab. Hier ist der einzige Ort, wo die ursprüngliche Vegetation noch herrscht; allein auch sie weicht — wie die indianische Race vor der kaukasischen — mehr und mehr und ist auf allen übrigen Punkten völlig von den eingeführten Pflanzen fremder Länder in den Hintergrund gedrängt. Die Jackson-Weide, wie das Volk die Acacia longifolia, Willd., nennt, hat ganze Flächen eingenommen und bildet wirkliche Dickichte. Die Buddleia Madagascariensis, Lam., ist sehr häufig und bildet gute Hecken, durch welche das Vieh nicht brechen kann, da sich die Zweige einer um den andern ranken und ordentliche Lager wie Vogelnester bilden; daher der Landesname, Vogelnestbaum. Der Ginster (Ulex Europaeus, Linn.) mit seinen goldenen Blumen zeigt sich allenthalben und scheint kräftiger als in Europa zu sein, wahrscheinlich eine vom Klima erzeugte Veränderung. Die jungen Sprossen gelten als vortreffliches Futter und dienen

zerquetscht als Wurmmittel für das Vieh. Das Pelargonium inquinans, Ait., Mesembryanthemum edule, Linn., Leonotis Leonorus, R. Br., und mehrere Phylicas nebst andern vom Cap eingeführten Pflanzen stehen jetzt untermengt mit mexikanischen Agaven und Opuntias, europäischen Eichen und Föhren. In den Thälern wird die Dattelpalme gebauet, mehrere Alleen bei der Stadt sind von Ficus religiosa, Linn., und anderen Feigenarten gebildet; kurz in den niederen Strecken der Insel trifft das Auge überall auf Pflanzen fremdländischen Ursprungs und selbst auf den höchsten Spitzen fand ich bereits große Massen von Fuchsien und andern Eindringlingen.

Mit der Erhebung des Dianenberges nimmt die Gegend ein anderes, eigenthümliches Aussehen an. Brombeerstauden (Rubus pinnatus, Willd.) werden häufiger und untermischen sich nach und nach mit Campanulaceae- und Scaevoleae-Stauben, mit Moosen, Lycopodia, Farnbäumen, Kohlpalmen (Pterolobium arboreum, R. Br.) und anderen baumartigen Compositae. Die Farnbäume (Dicksonia arborescens, Herit.) werden gemeiniglich 8 Fuß hoch; ab und an erreichen einzelne auch wohl 14 Fuß. Ein bequemer Fußweg führt auf die Spitze des Berges, der eine freundliche Aussicht auf die umliegende Gegend gewährt. Man kann sich kein lieblicheres Bild denken: man sieht sich auf einem Eilande, welches von der See als ein nackter Felsen erscheint. Warum man der Höhe den Namen Dianenberg gegeben, ist schwerlich zu ersehen. Die Göttin der Jagd findet hier einen schlechten Aufenthalt. Der Drahtvogel (Charadius pecuarius), einige Fasanen, die früher von China eingeführt wurden, etliche Rebhühner und wilde Kaninchen, Feldmäuse und etwa hier und

dort eine zerstreute Viehheerde sind alle größeren Thiere, welche der Berg aufzuweisen hat.

Am 12. April segelten wir von St. Helena und erreichten in fünf Tagen Ascension. Nie habe ich den Fuß auf einen trostlosern Platz gesetzt; es ist wahrlich nicht bildlich zu nehmen, wenn die Bewohner von St. Helena sagen: „Wir leben auf einem Felsen und die Einwohner von Ascension auf einem Aschenhaufen.“ Die Umgebung der Garnison und der größte Theil der Insel ist ganz öde. Der einzige grüne Punkt ist der höchste Gipfel, der mit Recht den Beinamen des „grünen Berges“ erhalten hat. Am Charfreitag bestiegen ihn mehrere Parthieen unseres Schiffs. Die Entfernung beträgt sieben Meilen, kommt aber weit größer vor, in Folge der erschrecklichen Eintönigkeit der Gegend, durch welche der Weg führt.

Interessant war es zu beobachten, wie die Vegetation bei jedem Schritte zunahm. In der unmittelbaren Nähe des Landungsplatzes gab es nur wenige vereinzelte Euphorbien und Ricinuspflanzen. Zwei Meilen weiter wurden sie häufiger und es gesellten sich zu ihnen Vinca rosea, Argemone Mexicana, Nicotiana Tabacum, eine grasartige Composita, ein Amaranthus und Lycopersicum esculentum; noch etwas ferner zeigte sich eine Crucifera, ein Panicum und eine Sida; und so bekleidete sich nach und nach der Boden mit Grün, bis in der Nähe der eigentlichen Höhe eine gänzliche Veränderung eintrat und wir eine verhältnißmäßig fruchtbare Gegend vorfanden.

Ascension war früher unbewohnt und mit Ausnahme etlicher Moose, Flechten und Farne von jeder Vegetation entblößt. Vor etwa 8 Jahren verordnete die britische Regierung

die Anpflanzung von Bäumen und die Anbauung des Landes am „Grünen Berge“. Es wurden Leute nach St. Helena und dem Cap der guten Hoffnung geschickt, um eine Auswahl der dortigen Pflanzungen zu treffen. Die neuen Pflanzen wurden groß und vermehrten durch ihre Anziehungskraft die Feuchtigkeit. Nach Maßgabe der bereits gemachten Fortschritte läßt sich annehmen, daß mit der Zeit ganz Ascension bewachsen sein wird. Dieser Zeitpunkt ließe sich ohne Zweifel beschleunigen, wenn die Anbauung auf die niederen Landstrecken ausgedehnt würde. Bisher bot der Mangel an frischem Wasser ein großes Hinderniß, allein dieses ließe sich überwinden, wenn man Pflanzen wählte, die sowohl mit frischem als Seewasser getränkt werden können; damit man, sobald dieselben genug Feuchtigkeit angezogen, um sich selbst zu erhalten, ohne weitern Nachtheil die Bewässerung mit Seewasser einstellen darf. Ich allein kenne zwei Bäume von dieser Eigenschaft, den Overal (Varronia rotundifolia, Alph. DC.) und die Algarobe (Prosopis horrida, Kunth); dieselben finden sich in Ecuador und Neu-Granada unmittelbar am Rande des Oceans und nicht minder an den dürresten Plätzen der peruanischen Wüste, wo oft Jahre lang nichts als Thau fällt. Beide sind daneben sehr nützlich. Die Beeren des Overal geben ein vortreffliches Futter für das Federvieh und die Algarobe trägt Bohnen, welche fast die einzige Nahrung der zahlreichen Pferde, Maulthiere, Esel und Ziegen der Sandgegenden Perus bilden. Schwerlich möchte man im ganzen Pflanzenreiche zwei Gewächse finden, die sich besser für die Insel eigneten und deren Einführung einen größeren mittelbaren oder unmittelbaren Nutzen gewährte.

In dem Gouvernements-Garten trafen wir einen Marine-

Corporal, welcher die ersten Bäume mit gepflanzt hatte. Er schien ein einsichtsvoller Mensch zu sein; da der Gartenmeister abwesend war, so führte er uns durch die ganzen Anlagen. Später stießen wir auf zwei See-Officiere, die uns durch verschiedene Tunnel führten und uns zeigten, wie das Wasser gesammelt und zur Küste geleitet wird. Die Anlage ist so scharfsinnig ausgedacht, daß kaum ein Regentropfen verloren geht. Wir sahen auch die Hauptmerkwürdigkeit von Ascension, den hohen „Preis Indiens", den Zedrach (Melia Azedarach, Linn.), den größten Baum der Insel. Er steht in einer Bucht, ist 50 Fuß hoch und sein Stamm hat 9—12 Zoll im Durchmesser. Nachdem wir die Runde um den Berg gemacht, bestiegen wir den Gipfel. Derselbe liegt 2800 Fuß über dem Meere und ist fast ganz mit Farnen und Brombeersträuchern (Rubus pinnatus, Willd.) bewachsen. Die letztere Pflanze ist von St. Helena eingeführt. Auf der Höhe waren Sitze und eine Tafel angebracht. Die Aussicht ist ganz nett; rund herum liegen Felder mit Bataten, vegetabilischem Marrow (eine Kürbisart), Kürbissen und Bananen, während weiterhin eine öde Wüste herrschte. Wie große Mühe, wie viel Ausdauer und Fürsorge muß es gekostet haben, um solche Erfolge zu erzielen und aus der entsetzlichen Wüste die hier lag, eine fruchtbare, wohnliche Gegend zu schaffen!

Am 20. April verließ der Herald Ascension, passirte die Linie am 26sten desselben Monats, kam unter 30° N. Br. durch große Tangwiesen (Sargassum), hatte am 20sten und 21. Mai die Inseln Flores und Corvo, zwei Azoren, in Sicht und landete am 6. Juni 1851 zu Spithead, von wo er nach Chatham fuhr, um ausgezahlt zu werden.

So ging eine Reise zu Ende, die immer denkwürdig bleiben wird. Wenige Schiffe haben in einem gleichen Zeitraume so ausgedehnte Strecken der Erdkugel durchmessen, einen größern Schatz von hydrographischen Beobachtungen heimgebracht oder so reiche naturwissenschaftliche Sammlungen eingeerndtet, wie der Herald in den Jahren 1845—1851 gethan. Zum Beweise darf ich nur die vorstehenden Seiten anziehen, die Reihe von Karten, welche die Admiralität veröffentlicht hat und die beiden Werke über Zoologie und Botanik, welche bereits den Beifall der Presse geerndtet haben.

Capitain Kellett erwähnt in seinen officiellen Berichten mehr als einmal die vortreffliche Haltung seiner Officiere und Leute; hätte er sich der Mühe unterzogen, diese Erzählung zu schreiben, so würde er es mit dem tiefen Rechtsgefühl gethan haben, welches sein ganzes Benehmen bezeichnete und wesentlich zu der Erreichung so günstiger Resultate beitrug. Leider verhinderte seine plötzliche Wiederabreise nach den Polargegenden, dem Verdienste diese Anerkennung zu zollen, und obgleich mir die ausgezeichneten Dienstleistungen der meisten meiner Schiffsgenossen nicht unbekannt sind, so würde mir doch schlecht stehen, dem hochherzigen Capitain vorzugreifen, unter dessen Befehle gestanden zu haben mein Stolz ist. Daß die Dienste derselben in dem Bereiche, wo jeder Seemann sie am liebsten zur Kenntniß gelangen sieht, eine gebührende Anerkennung gefunden haben, dafür kann ich als besten Beweis anführen, daß die Admiralität ihren Beifall nicht allein dadurch äußerte, daß sie Allen, welche an den beschwerlichen Reisen nach den Polargegenden Theil genommen, für einen Theil ihres Dienstes doppelten Sold zahlte, sondern daß sie die Mehrzahl der Officiere zu höherem Range beförderte oder sie zu wichtigen

Expeditionen verwandte. Ihre Anerkennung des Capitains Kellett wurde in entschiedenster Art dadurch ausgesprochen, daß sie ihm das Commando eines der Schiffe anvertraute, welche zur Aufsuchung Sir John Franklins ausgesendet sind, eine Stellung, welche die ausgezeichnetsten Fähigkeiten erheischt. Hoffen wir, daß Capitain Kellett's Talente seine Entschlossenheit und Ausdauer, die bis hierher mit so großem Erfolge zum Nutzen der Wissenschaft und zum Nachtheile der Feinde seines Landes geleitet haben, von eben demselben Glücke in einer Sache gekrönt werden, welche er im Dienste der Menschlichkeit unternommen!

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke in Hannover.